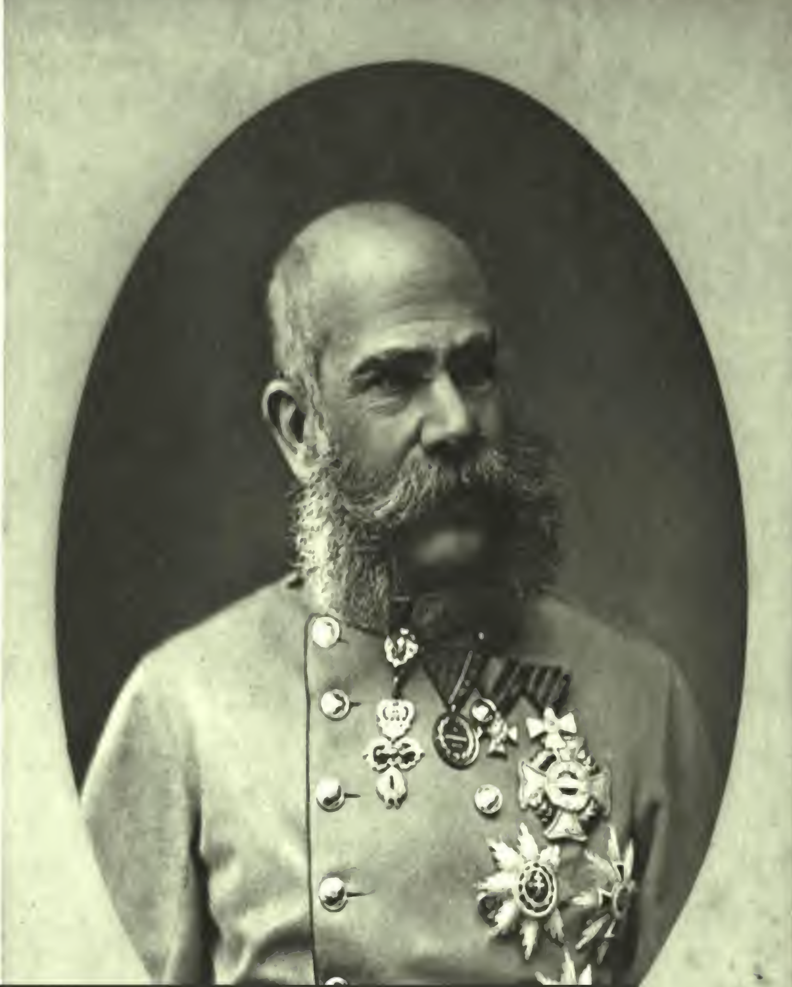


Österreichisches Jahrbuch

Joseph Alexander Helfert



Österreichisches Jahrbuch

Joseph Alexander Helfert

Die bisher erschienenen

eilf Jahrgänge des Österreichischen Jahrbuches

enthalten unter andern:

Ackermann J. E., Die Fortschritte unserer Zeit, Betrachtungen; 1883, S. 304—363.

Alexis, Dr. Guido, Die weiße Frau von Neuhaus; 1887, S. 239—261.

Beckh-Widmannstetter, Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148—176.

Becker M. A., Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105—163.

Böhm Anton, Johann Nep. Waldschütz, eine Lebensskizze; 1886, S. 30—52.

Bowitsch L., Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179—196.

Cerri Cajetan, Bausteine, Fragmentarisches; 1883, S. 254—262.

Domanig Karl, Der Schatzgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben; 1883, S. 263—278.

— Ebbe und Fluth, Gedichte; 1884, S. 241—244.

Franz Emma, Beim Sturm auf Belgrad; 1886, S. 292—310.

Friedland Alma, Reise-Erinnerungen aus Oesterreich; 1886, S. 23—29.

Grienberger Theodor v., Peter Anich, Bauer, Mechaniker, Kartenzeichner; 1886, S. 275—278.

Guzek, Vincenz Pol und dessen Ritter-Rhapsodie Mohort; 1887 S. 216 bis 236.

Hans Maria, Zwei alte geistliche Lieder; 1886, S. 243—246.

Hassaurek Friedrich, Oesterreicher in der Ferne; 1884, S. 245—275.

Helfert, Dr. Freiherr, Die Wiener Freiwilligen im Jahre 1848; 1877, S. 67—104.

— Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.

— Johann B. Ritter v. Hoffinger; 1884, S. 50—147.

— Alois Fischer; 1885, S. 30—206.

— Die confessionale Frage in Oesterreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit; 1883, S. 61—196. 1884, S. 113—220. 1885, S. 301—341. 1886, S. 110—242. 1887, S. 45—152.

Hoernes, Dr. M., Cultur-Skizzen aus der Herzegowina; 1881, S. 23—49.

Hoffinger, Dr. J. B. v., Haus Oesterreich; 1877, S. 1—9.

Huschak Joseph, Kleinigkeiten; 1885, 212—218.

Janko Wilhelm, Die Degen Oesterreichs; 1877, S. 10—66. 1878, S. 61—162. 1879, S. 25—96.

Ilg, Dr. A., Die Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund; 1878, S. 8—30.

Just Ferdinand, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg, Ein nied.-österr. Gebirgsort 1663; 1884, S. 232—240.



In Commission bei [illegible] & Voigt.

Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.

Hammer-Purgstall 1846.

Zwölfter Jahrgang.

Wien, 1888.

Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.

Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.

In Commission bei Kubasta & Voigt.

Die vierzigjährige Wirksamkeit
des
österreichischen Volksschriftenvereines.

Ein Lorbeerkranz zum 2. December 1888 als dem vierzigjährigen Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I.

Von Dr. Hans Maria Truxa.

I.

Geschichte des Vereins 1848—1888.

In eben jenen Tagen als Seine Majestät unser glorreich regierender Kaiser Franz Joseph I. in jugendlicher Schaffenskraft und ritterlichem Feuereifer die Zügel der Regierung ergriff (December 1848), ward in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien der Grundstein zu einem Vereine gelegt, welcher sich zur Aufgabe setzte, durch gute Druckschriften Bildung und Wissen zu verbreiten, Aufklärung und Gesittung insbesondere in jenen Volksschichten allgemeiner zu machen denen es an wissenschaftlicher Vorbildung mangelt, dabei die Liebe zum Vaterlande und allerhöchsten Kaiserhause zu fördern, sowie festzuhalten an den ewig wahren Fundamenten der Ethik Moral und Religion.

Das Vereinswesen, welches in unseren Tagen so überhand genommen, daß Wien jetzt eine wahre Unzahl von Vereinen der verschiedensten Richtung aufzuweisen hat, war zu jener Zeit kaum über die ersten Anfänge der Entwicklung hinaus. Das Bedürfnis einen Verein zur Förderung guter, Geist und Gemüth veredelnder Schriften zu gründen und dieselben in großen Massen unters Volk zu bringen, war um so dringender als nach der Ueberproduction der Revolutionsperiode ein geistiger Stillstand eintrat, der auf viele Kreise lähmend einwirkte. Die

erste Anregung zu diesem Unternehmen ging von entschieden „schwarz-gelben" Männern aus, an deren Spitze sich der Sectionsrath Ferdinand Ritter v. Mitis befand, indem dieselben unterm 13. December 1848 den nachfolgenden Aufruf veröffentlichten:

Ansprache an Freunde der Civilisation.

Die Ergebnisse des im Ablaufen begriffenen Jahres haben unwiderlegbar einen schauderhaften Einfluß der Presse bewiesen. Wer könnte dies läugnen! Viele werden darum die Freiheit der Presse anklagen: andere das Geschehene nur dem Mangel strenger Preßgesetze zuschreiben. Jene dürften also die Niederhaltung der Presse, diese die Handhabung strenger Preßgesetze für die einzigen Hilfsmittel erachten. Aber beides beruht auf Irrthum. Es war nicht die Freiheit der Presse welche sie verderblich machte, sondern einerseits die Thätigkeit der Parthei welche die Presse zur planmäßigen Berückung der Menge benützte, anderseits die Unthätigkeit derjenigen, welche eben auch die Presse hätten benützen können, um jenem Uebel zu steuern. Preßgesetze haben aber wie alle Strafgesetze da ungenügende Erfolge, wo die große Menge die zu bestrafenden Handlungen geneigt ist nicht als verabscheuungswürdige Laster, sondern als Aufopferungen zu betrachten. Auch vermögen Strafen für Preßvergehen die durch diese bewirkten Nachtheile nie zu beheben, und die Wege ihrer Zuerkennung sind nicht selten ein Mittel mehr, schädlichen Schriften ein größeres Lesepublicum zu verschaffen, aber kein geeignetes, solche schneller der Vergessenheit zu überliefern.

Läugnen läßt es sich nicht, daß das Wort und die Schrift Böses stiften können, aber auch das Gute findet nur in ihnen seinen Ausdruck; sie sind also gleichsam die Waffen der sich bekämpfenden Ideen, und daß diese Waffen, im Sinne des Guten gebraucht, siegverschaffend sein können, beweiset das Ergebnis des Kampfes der Ideen — die Existenz der Civilisation. Wer also diese mehrtausendjährige Errungenschaft beschirmt wissen will, verlasse sich nicht auf Knechtung der Presse, nicht auf Straferkenntnisse der Preßgerichte, sondern wirke nach Kräften auf die Verbreitung guter Ideen mittelst der Presse.

Nur da wo es an der eigenen Urtheilsfähigkeit zur Erkenntnis des Werthes der Ideen mangelt, vermag die verderbliche Wirksamkeit der Presse das Unheil lawinenartig zu verstärken, und eben darum muß die Presse ermöglicht werden, auf solchartig empfänglichen Boden urtheilbefähigend einwirken zu können.

Die Wahrheit dessen erkennend haben sich mehrere Freunde der Civilisation und einer von ihr getragenen kräftigen monarchisch-constitutionellen Regierungsform zum Vorhaben gemacht, einen Verein in diesem Sinne in's Leben zu rufen. Nunmehr ergeht hiemit die Aufforderung an alle, welche die Ergebnisse der schlechten Presse verabscheuen und das im Sinne der Civilisation wahrhaft Gute geschirmt erstarkt und befördert wissen wollen, nach Kräften die Absichten des Vereines, sei es leitend sei es unterstützend, fördern zu helfen. Nicht die Größe der

Beihilfen Einzelner, sondern der Zusammenfluß geringer Mitwirkungen Vieler, werden das Unternehmen stark und groß und dadurch segensvoll wirksam machen. . . . . .

Es werden also hiemit Alle, welche mitwirkend sein wollen, dieses, aber insbesondere jeder Einzelne derselben zu erklären ersucht, in welcher Art auf dessen Wirksamkeit zu zählen sei. Erst dann, wenn eine genügende Zahl von Theilnehmern sicher gestellt sein wird, um mit einiger Verläßlichkeit auf eine dauernde Thätigkeit des beabsichtigten Unternehmens zählen zu können, wird die Einladung zu einer constituirenden Versammlung an solche ergehen, welche daran Theil zu nehmen sich erklärt haben, und sofort die Wirksamkeit des Vereines beginnen.

Möchte sich doch niemand von kleinlichen oder engherzigen Rücksichten abhalten lassen, seine Mitwirkung zuzusagen, wenn ihm das Unternehmen selbst gemeinnützig erscheint! . . . .

Die Erklärungen bittet man hier in der inneren Stadt, obere Bäckerstraße Nr. 764, im 2. Stocke abgeben zu lassen, diesen Erklärungen aber auch die eigene Adresse beigeben zu wollen.

Dieser „Ansprache" war ein detaillirtes „Programm" für den Verein beigegeben, welcher den langathmigen Titel führen sollte: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften in Absicht auf Volksbildung im Sinne der Civilisation und des monarchisch-constitutionellen Regierungsprincipes". Die constituirende Versammlung fand am 27. Januar 1849 statt, und wurde in derselben beschlossen, das Wiegenkind „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung" zu nennen und als Cardinalpunkte festzusetzen, daß der Verein nur solche Druckwerke zu verbreiten bestrebt sein soll, welche geeignet sind

1. das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden,
2. gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten,
3. die Vaterlandsliebe zu fördern, und
4. die Bildung des Volkes zu heben.

Der rasche Aufschwung den unser Verein schon nach Verlauf von wenigen Monaten nahm, geht am deutlichsten aus dem nachstehenden vom Obmann-Stellvertreter Franz Ackermann veröffentlichten Berichte über die zweite Generalversammlung (5. November 1849) hervor. Wir lassen dieses interessante Schriftstück vollinhaltlich folgen, um ein klares Bild über die Wirksamkeit des Vereins in seiner ersten Entwicklung zu erhalten und die Namen jener patriotischen Männer zu ehren, welche in das erste „verstärkte" Directorium berufen wurden.

Die zweite General-Versammlung der Mitglieder dieses Vereines wurde am 5. November d. J. in dem demselben hiezu freundlichst über-

lassenen Sitzungssaale der priv. ersten österreichischen Sparcasse abgehalten. Der wesentliche Inhalt des von der Direction für die Zeit vom Februar bis 24. October 1849 erstatteten Rechenschaftsberichtes besteht in Folgendem:

Der Verein zählt 98 Mitglieder und 227 Theilnehmer, welche zusammen 1127 fl. C.-M. an bestimmten Jahresbeiträgen entrichten.

Ueberdies hat der Verein 293 fl. C.-M. an außerordentlichen Beiträgen erhalten.

Da von den Jahresbeiträgen bis 24. October d. J. erst 990 fl. 30 kr. C.-M. eingezahlt waren: so betrug bis dahin die reine Einnahme mit Hinzurechnung der Zinsen 1284 fl. 53¼ kr. C.-M.

Die Auslagen dagegen 951 fl. 48 kr., so daß 333 fl. 5¼ kr. C.-M. an jenem Tage der Cassastand waren.

Die Direction bestrebte sich, dem Zwecke des Vereines, durch Verbreitung guter Volksschriften zur Bildung und Aufklärung der ärmeren Volksclassen beizutragen, dadurch zu entsprechen daß sie mit den ihr zu Gebote gestandenen, freilich bisher nicht sehr bedeutenden Geldmitteln folgende Druckschriften theils in Wien, theils auf dem flachen Lande Niederösterreichs und den benachbarten Kronländern vertheilte:

a) 114 Pränumerationsscheine auf die Zeitschrift „Der Wienerbote".
b) 113 Pränumerationsscheine auf die Zeitschrift „Der Volksfreund".
c) 28 Pränumerationsscheine auf das „Wochenblatt für Landwirthschaft", wobei die Redactionen der zwei ersten Blätter die Gebühr nur für 75 Exemplare in Anspruch nahmen und die Redaction des letzteren die Versendung unentgeltlich besorgt.
d) 10.000 Exemplare von Dr. Weidmann's Schrift: „Das österreichische Kriegsheer."
e) 10.000 Abdrücke des Aufsatzes: „Merkwürdige Aufklärungen über die Schreckensereignisse im Jahre 1848."
f) 12.000 Exemplare der Antwort des F.-M. Radetzky auf die Adresse der preußischen Armee.
g) 2400 Exemplare der Broschüre des Vereins-Mitgliedes Dr. Wildner-Maithstein, „Populäre Gespräche über die wichtigsten Interessen der Staatsbürger", wozu der Autor 400 Exemplare unentgeltlich ablieferte und die übrigen dem Vereine drucken zu lassen gestattete.
h) 5500 Exemplare des Separat-Heftes zum „Hans Jörgel" über das Grundentlastungs-Gesetz, mit Bewilligung des Herrn Redacteurs Weis nachgedruckt.
i) 210 Exemplare der Broschüre „Der Haushalt des Arbeiters", von K. Müller, wobei die Sollinger'sche Buchhandlung dem Vereine den Ankauf fast um die Hälfte billiger als der Ladenpreis ist, stellte, nebst 400 gedruckten Anempfehlungen dieses Werkchens.
k) 50 Exemplare von Ebersberg's „Kunst sich vor dem Uebel der Armuth zu bewahren", welche das Vereins-Mitglied Herr Pichler dem Vereine unentgeltlich überließ.
l) 100 Exemplare des Holzschnittes: „Der Todtentanz" von Rethel, deren Vertheilung eben im Zuge ist.

Ueberdies war die Direction bemüht, mit anderen Vereinen Verbindungen anzuknüpfen, Filiale und Lesekreise zu bilden, durch Prämienausschreibung die Schriftsteller zur Lieferung gemeinfaßlicher Aufsätze anzuspornen und sonst dem Vereine mehr Ausdehnung zu verschaffen.

Die General-Versammlung nahm die Resultate des bisherigen Wirkens der Direction genehmigend zur Kenntnis, und obwohl nach denselben der Verein bisher noch nicht so weit erstarkt ist, um sich der Erreichung seines hohen Zieles mit sicherem und schnellem Schritte zu nähern, so beschloß die General-Versammlung doch, in der festen Ueberzeugung daß das Gute in Oesterreich sich trotz aller Hindernisse eine siegreiche Bahn brechen werde, muthig auf dem betretenen Pfad fortzuschreiten und wie bisher mit aller Kraft fortzuarbeiten an dem Werke der bis jetzt so sehr hintangesetzten Volksbildung.

Um die Direction durch Theilung der Arbeit in den Stand zu setzen, an ihren verschiedenartigen Geschäften die möglichste Thatkraft zu entwickeln, wurde eine Vermehrung der Directionsmitglieder bis auf 20 beschlossen.

Bei der neuen Wahl wurden der bisherige Obmann Ferdinand Ritter von Mitis und Obmanns-Stellvertreter Franz Ackermann bestätiget, und zu Directoren die Herren Bürger: Beck Friedrich, Endris J. C., Fehringer Leopold, Köck Franz, Lutzenleithner Franz, Passy Joh. Nep., Pichler F., Schneider Moritz, der Herr Pfarrer Zeinlhofer, der Herr Schullehrer Hasmann Franz, der Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Wildner-Maithstein, und die Herren Beamten: Bauer Jacob, Dr. Buschmann Gotth. Freih. v., Fuchs Eduard, Haan Alois Ritter v., Kratky Karl, Mertens Peter Ritter v., Salzmann Rudolph v., Wallinger J. B. und Weis Joseph gewählt.

Zu Rechnungs-Revidenten wurden die neugewählten Directionsmitglieder, die Herren Endris, Pichler und Passy bestellt.

Indem die neugewählte Direction dieses Ergebnis der zweiten General-Versammlung zur allgemeinen Kenntnis bringt, stellt sie zugleich an alle geistlichen und weltlichen Vorsteher, alle Familienväter, die durch den Verein Gelegenheit finden, den Geist, das Herz und den Verstand ihrer Untergebenen und Angehörigen zu nähren, alle Bemittelten, denen die Aufrechthaltung reiner Sittlichkeit und echt patriotischer Gesinnung am Herzen liegt, die dringende Bitte, diesen wohlmeinenden Verein durch ihren zahlreichen Beitritt kräftigst zu unterstützen.

Von der Direction des Vereines zur Verbreitung von
Druckschriften für Volksbildung.

Wien, am 12. November 1849.

Franz Ackermann,
Obmanns-Stellvertreter.

Im Jahre 1850 wurde die Zeitschrift der „Wiener Bote" versendet und erschienen drei Flugschriften in 33.000 Abdrücken, nämlich:

a) der galvanische Telegraph, zur Belehrung für den Landmann, und zur Warnung vor den damals im Schwunge stehenden boshaften Beschädigungen der so wichtigen Telegraphen, in 10.000 Exemplaren, großentheils durch Vermittlung des k. k. Handelsministeriums längs der inländischen Telegraphenlinie verbreitet;

b) über die Wahl der Geschwornen, eine gemeinfaßliche Belehrung über die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Amtsverrichtungen der Schwurmänner in 20.000 Abdrücken, zum Theile durch Vermittlung des k. k. Ministeriums des Innern verbreitet;

c) über die Nothwendigkeit des Studiums der Sprachen der nicht deutschen Völkerstämme Oesterreichs in 3090 Abdrücken verbreitet.

Es wurden ferner acht Volksschriften in 677 Exemplaren angekauft und vertheilt, und in diesem Jahre traten auch die ersten vom Vereine gegründeten Leseвereine (Lesezirkel), dreiunddreißig an der Zahl in's Leben.

Im nächsten Jahre erschien aus Anlaß der neuen Constituirung des Wiener Gemeinderathes eine Flugschrift: „Zur Wahl des Wiener Gemeinderathes", eine Skizze des Geschäftsbereichs dieser neuen Institution, mit Hindeutung auf die für dessen Mitglieder nöthigen Eigenschaften in 10.000 Abdrücken, ferner eine leichtfaßliche Anleitung zu Holzpflanzungen in 6000 Exemplaren und wurden zur Betheiligung der auf 91 gestiegenen Lesevereine 43 verschiedene Schriften in 4290 Exemplaren angekauft.

Mit großem Bedauern sah die Vereinsleitung zu Anfang des Jahres 1851 den Gründer und äußerst verdienstvollen Obmann Sectionsrath Ferd. Ritter v. Mitis, in Folge einer demselben zu Theil gewordenen amtlichen Mission aus ihrer Mitte scheiden, und es wurde in der am 20. März 1851 abgehaltenen vierten Generalversammlung Karl Ritter v. Kratky, Hofrath am k. k. Gerichts- und Cassationshofe, zum Obmanne erwählt, unter dessen thatkräftiger Leitung der Verein einen ungeahnten Aufschwung nahm. Der Stand der Mitglieder wuchs durch die socialen Beziehungen, die derselbe in allen Schichten und Kreisen genoß, in der Zeit von 1852--1859 auf mehr als 2000. Als warmer Kunstfreund hat Hofrath Kratky 1853 durch Vermittlung des Finanzministers Ritter v. Baumgartner in der Hof- und Staatsdruckerei die Herstellung eines künstlerisch ausgestatteten Vereinsdiploms in Stahlstich erwirkt, welches vom vaterländischen Künstler Leander Ruß verfertigt symbolisch den Kampf des Guten mit dem Bösen darstellt, und den Triumph verherrlicht welchen die Weisheit endlich über ihre Feinde erringt.

Kratky's Bemühungen war es zu danken, daß der Verein am 20. November 1854 einen durchlauchtigsten Protector in der Person des

allen treuen Oesterreichern unvergeßlichen „kaiserlichen Vaters" Erzherzogs Franz Karl erlangte, Höchstwelcher die Bestrebungen des Vereins mit warmer Theilnahme verfolgte, die Publicationen desselben huldvollst entgegennahm und zu Vereinszwecken alljährlich einen namhaften Beitrag spendete. Außer dem erlauchten Protector waren unter den besondern Wohlthätern des Vereins Ihre Majestäten Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth, Kaiser Ferdinand, Kaiserin Maria Anna, Kaiserin Karolina Augusta, die Erzherzoge Max, Karl Ludwig, Albrecht, Wilhelm, Rainer, der regierende Fürst zu Liechtenstein, die Cardinäle Viale-Prelà, Rauscher, Kutschker und Ganglbauer nebst einer großen Reihe von Trägern glänzender Namen der Geburts- und Geistes-Aristokratie von der frühesten Epoche bis zur Gegenwart zu finden.

* * *

Um das Interesse an dem Wirken des Vereins lebendig zu erhalten, war das Augenmerk des Vereinspräsidenten Kratky dahin gerichtet, ständige periodische Druckschriften in's Leben zu rufen, welche die Interessen des Vereins als sprechende Boten für dessen Ziele und Zwecke vertreten und fördern sollten. So wurde 1852 mit der Herausgabe des „Oesterr. Volks- und Wirthschaftskalenders" und ein Jahr später mit der Veröffentlichung der „Abendstunden zur Belehrung und Erheiterung" begonnen, an diese beiden periodischen Vereinspublicationen schloßen sich in den Jahren 1853—1855 folgende populäre Schriften an, welche in einer Gesammtauflage von vielen Tausend Exemplaren ausgegeben wurden:

„Die Gesetze als Grundlage der Wohlfahrt der Völker" von Täuber*) (14.000 Exemplaren).

„Der Irrgarten der Erziehung" von Leopold Fürstedler (12.000 Exemplaren).

„Gesundheitslehre für das Volk" von Med.-Dr. Wilhelm Pißling (20.000 Exemplaren).

Der letztgenannten Schrift kam eine besondere Bedeutung dadurch zu, daß dieselbe eine vorzugsweise für den Gewerbestand berechnete

*) Diese Schrift wurde häufig zu den damals üblich gewesenen, jetzt leider abgeschafften Schulprämien verwendet.

Diätetik zum Ziele hatte. Die Vortrefflichkeit dieser Schrift fand unter andern dadurch verdiente Anerkennung, daß für ihre Verbreitung die Handels- und Gewerbekammern in Pilsen Brünn Grätz Olmütz Innsbruck, sowie die Directionen der k. k. priv. Nordbahn und österr. Staatsbahn Sorge trugen.

Der leider zu allen Zeiten auftretenden Gemeinheit, die sich insbesondere in sogenannten „Volks- und Bänkelsängerliedern" sowohl in Wien als am flachen Lande immer mehr breit machte, beabsichtigte der Verein durch Herausgabe kleiner Dichtungen edleren Charakters entgegenzutreten, und eröffnete diesen Zweig der Action in glücklichster Weise durch Publication der mit kaiserlichem Handbillete vom 27. März 1854 als authentisch erklärten „Volkshymne", welche in der Passy'schen Verlagsbuchhandlung zu St. Pölten erschien. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Hofrath Ignaz v. Zsoldos dem Vereine eine von ihm verfaßte, von der Akademie der Wissenschaften in Budapest in ungarischer Sprache herausgegebene „volksthümliche Sittenlehre" in deutscher Uebersetzung, überließ, welche durch Intervention des Directors der Hof- und Staatsdruckerei Regierungsrath Ritter v. Auer daselbst unentgeltlich gedruckt und zur Erinnerung an die am 24. April 1854 erfolgte Vermählung Sr. Majestät in 5200 Exemplaren unentgeltlich vertheilt wurde. Pracht-Exemplare dieser Schrift sind von beiden Majestäten huldvollst entgegengenommen worden. Dieselbe wurde auch an der Wiener Gremialhandelsschule als obligates Lesebuch eingeführt.

Nach den so schönen Erfolgen die Vereinspräsident Kratky erzielte, konnte er mit Recht in der Generalversammlung am 20. Mai 1856 den Ausspruch thun: „Der Same den wir säen, er keimt schon jetzt, er wird herrliche Früchte bringen, deren größten Theil nicht wir, aber um so gewißer und reicher unsere Kinder und Enkel erleben werden", während er die im folgenden Jahre am 7. Mai 1857 abgehaltene Generalversammlung in welcher „statutenmäßig" sein Mandat als Präsident ablief, mit den denkwürdigen Worten schloß: „Stolz darauf in der Periode des so kräftigen Erblühens des Vereines an dessen Leitung Theil genommen zu haben, scheide ich aus der Direction mit dem Schlußworte welches der Anfang alles Guten ist: Mit Gott!" Selbstverständlich wurde Kratky wieder auf die Dauer von drei Jahren zum Obmanne erwählt.

Die Generalversammlungen unseres Vereins welche von 1850—1862 im n.-ö. Landhause — woselbst sich auch durch die Munificenz des

Landesausschusses das Kanzlei- und Sitzungslocale befand — abgehalten wurden, boten stets ein Bild des regsten geistigen Lebens. Dieselben waren keineswegs sogenannte „Abstimmungsmaschinen". Vielmehr machten sich in denselben ab und zu auch „Oppositionsparteien" geltend, die ihren Wünschen durch ein freies Wort Ausdruck gaben. An die Erstattung des formalen Rechenschaftsberichtes knüpfte sich stets eine anregende Debatte darüber, in welcher Weise die Vereinszwecke gefördert werden sollten. Den Schluß bildete ein populär wissenschaftlicher Vortrag. Von Letzteren seien aus der Zeitperiode von 1849—1860 besonders hervorgehoben:

„Die Naturwissenschaft als Mittel der Volksbildung" (31. Mai 1855).

„Ueber die Wichtigkeit national-ökonomischer Unterweisungen für Zwecke der Volksbelehrung" (20. Mai 1856) beide von Leopold Fürstedler.

Die schweren Gewitterwolken, von welchen unser Vaterland im Sommer 1859 bedroht wurde, ließen den österreichischen Volksschriftenverein nicht ruhen und Dr. Johann Baptist Ritter v. Hoffinger, eine Perle unseres Vereins, stellte in der General-Versammlung vom 20. Juni 1859 die Zeit als eine Drangperiode dar, in welcher die Aufgabe des Volksschriftenvereins besonders dahin gehen müße, „in dem Kampfe Oesterreichs gegen französischen Uebermuth offen aufzutreten und mit kurzen Flugblättern die finstere Höhle wälscher geistiger Falschmünzer taghell zu erleuchten" — wozu sich namentlich das classische Schriftchen von Alban Stolz „Der Kreuzzug gegen den Wälschen" eigne. Hoffinger beantragte weiter, in historischen Aufsätzen zu zeigen daß die Bedrohung Oesterreichs weder die erste noch gefährlichste sei, hinweisend auf die zahllosen Gefahren die seit Jahrhunderten Oesterreich nicht blos bestand, aus denen es stets mächtiger hervorging; „historische Novellen aus den Tagen der früheren französischen Bedrückung mögen zeigen, wie sich der siegreiche Franzmann benimmt, damit vom Palaste bis zur Hütte Keiner zu ruhen verlange ehe der Erbfeind vernichtet!" Endlich sollte eine Auswahl passender Kriegslieder getroffen und in handsamen Büchelchen, die der Freiwillige in den Tornister, der Wanderbursche und der Student in den Ranzen, jeder Bürger in die Tasche stecken kann, verbreitet werden, damit, wenn wo zwei oder drei beisammen sind, die herzstärkende Macht des Gesanges wirke!

Diese Vorschläge fanden begeisterte Zustimmung und wurde die

vorerwähnte Schrift Alban Stolz mit Bewilligung des Kriegsministers FZM. Freiherr v. Kempen in 15.000 Exemplaren an Gemeindevorsteher Lehrer und Gastwirthe in allen Kronländern deutscher Zunge gratis vertheilt. Als endlich der Feind an Oesterreichs Gränzen pochte und die heimatlichen Fluren bedrohte, erließ die Vereinsdirection einen patriotischen Appell zur Abgabe von belehrenden und erheiternden Büchern behufs Uebergabe an die in den Militairspitälern darniederliegenden verwundeten Soldaten. Der Erfolg war glänzend, indem 5000 Bände von Werken verschiedensten Inhalts in allen Landessprachen zur Vertheilung gelangten.

An der Leitung der bedeutenden Administrationsgeschäfte nahmen unter Kratky's Vorsitze in den Jahren 1853—1859 mit großer Aufopferung die beiden Vorstands-Stellvertreter Dr. Franz Ritter v. Heintl und Joh. Nep. Waldschütz thätigen Antheil, denen unter anderen die gewissenhafte Prüfung der zur Drucklegung bestimmten Manuscripte oblag.

In der am 15. Mai 1860 abgehaltenen General-Versammlung war Hofrath Kratky in Folge einer schweren Krankheit bemüßigt, von seinem Amte als Vereinspräsident zurückzutreten. Wenige Monate später erlag er dem tückischen Leiden am 7. März 1861. Im zweiten Hefte der „Abendstunden" des Jahrgangs 1862 pag. 1—10 ist ihm von Joh. Nep. Waldschütz ein Liebesdenkmal gesetzt und soll, so lang der österreichische Volksschriftenverein bestehen wird, diesem um Staat und Gesellschaft hochverdienten Manne ein gesegnetes Andenken bewahrt bleiben, in welcher Absicht laut einem in der General-Versammlung vom 11. März 1862 gefaßten Beschlusse der dahin geschiedene Vereinspräsident in den Listen fortwährend als Mitglied anzuführen ist.

* * *

Die fühlbare Lücke, welche durch den Rücktritt des Hofrathes Kratky in der Leitung des österreichischen Volksschriftenvereines eintrat, wurde durch die Wahl des damaligen Unterstaatssecretärs im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht Dr. Jos. Alex. Freiherr v. Helfert, der seit dem 12. Mai 1853 dem Vereinsausschusse angehörte, zum Präsidenten in glücklichster Weise ausgefüllt und befindet sich seit 1860 bis zur gegenwärtigen Stunde die Leitung und mit ihr die Verkörperung des Vereins ununterbrochen in der Hand dieses Mannes.

Es würde zu weit führen und der bekannten Bescheidenheit des Freiherrn v. Helfert nahe treten, wenn sein zielbewußtes Streben die Interessen des österreichischen Volksschriftenvereins zu wahren, im vollen Umfange nachgewiesen werden wollte; es sollen nur die wichtigsten Vorkommnisse und jene Leistungen des Vereins, welche dem jetzigen Vereinspräsidenten ihre Entstehung verdanken, chronologisch angeführt werden.

Als Freiherr v. Helfert das Präsidium des österreichischen Volksschriftenvereins übernahm, waren die politischen Verhältnisse in Oesterreich durch das October-Diplom von 1860 und das Februar-Patent von 1861 in neue Bahnen gelenkt, und die Wunden, welche unserem Vaterlande durch die Ereignisse der letzten Jahre geschlagen worden, noch nicht verheilt. Der Historiker Helfert wies daher gleich in der ersten General-Versammlung in welcher er den Vorsitz führte (9. April 1861), in beredten Worten darauf hin, wie seinerzeit in den Jahren 1740, 1809 und 1813 die begeisterte Vaterlandsliebe zuletzt alle Bedrängnisse siegreich bezwungen und den von allen Seiten bedrohten Thron sichergestellt habe; das Vertrauen in die Existenz Oesterreichs müße neu belebt und durch Vorhaltung erhebender Beispiele aus der Geschichte lebendig erhalten werden.

Um die Bevölkerung über die constitutionellen Rechte und Pflichten zunächst bezüglich der Wiener Gemeinderathswahlen aufzuklären, legte Dr. Ritter v. Hoffinger der Vereins-Direction einen Wahlbrief „Merk's Wien!" vor, einen politischen rechtlichen sittlichen und religiösen Wegweiser, welcherlei Candidaten für den ersten communalen Vertretungskörper des Reiches zu erwählen wären. Dieser Schrift folgte von demselben Verfasser ein zweiter Wahlbrief „Trau schau wem!" welcher als Grundlage für die Reichsrathswahlen dienen sollte. Beide Wahlbriefe wurden in 7000 Exemplaren gedruckt, und in geeigneter Weise den Wählern zugemittelt.

Eine ehrende Anerkennung erfuhr der österreichische Volksschriftenverein auf dem 1862 zu London abgehaltenen internationalen Wohlthätigkeits-Congresse, welcher nach einem vom österreichischen Vertreter Prof. Dr. v. Stubenrauch über die Thätigkeit unseres Vereins gehaltenen Vortrage seine wärmste Theilnahme für diesen Verein aussprach und um die Mittheilung aller auf die Wirksamkeit desselben bezughabenden Statuten und Berichte ersuchte, welchem Ansuchen Dr. v. Stubenrauch sogleich entsprach.

Als Markstein in der Geschichte des österreichischen Volksschriftenvereines ist die vom Vereins-Präsidenten angeregte und unter seiner unmittelbaren Redaction und Leitung besorgte Herausgabe der „österreichischen Geschichte für das Volk" zu verzeichnen, mit deren Herausgabe 1863 begonnen wurde. Der Vice-Präsident v. Heintl bezeichnet dieses Unternehmen als einen Riesenbau, der die Ehre seines Erbauers den spätesten Jahrhunderten mit den Worten verkünden würde: „Te saxa loquuntur!"

Zur Feier des fünfzigjährigen Gedenktages der Schlacht bei Kulm (1813), welche die Anschläge Napoleon I. auf das Königreich Böhmen zu nichte machte und als Vorläuferin der Völkerschlacht bei Leipzig anzusehen ist, veröffentlichte Freiherr v. Helfert eine dem österreichischen Volksschriftenvereine gewidmete Denkschrift, über welche die militärische Zeitschrift „Der Kamerad" ddo. 11. September 1863 urtheilte: „das Werk sei mit der Sachkenntnis eines Soldaten, der Treue und dem Scharfblicke eines Historikers und dem warm pulsirenden Herz eines Patrioten" geschrieben.

Anläßlich des schleswig-holsteinischen Krieges (1864) wurden dem Kriegsministerium 400 Bände unterhaltenden und belehrenden Inhalts in deutscher italienischer böhmischer und ungarischer Sprache zur Vertheilung an die Feldspitäler zur Verfügung gestellt.

Die vielseitigen und erfolgreichen Bestrebungen unseres Vereines wurden auch von Sr. Majestät durch das dem Vice-Präsidenten Dr. Franz Ritter v. Heintl*) 1864 verliehene Ritterkreuz des Franz Josephs-Ordens gewürdigt.

Eine erwähnenswerthe Statutenänderung wurde in der am 21. März 1865 abgehaltenen General-Versammlung über Antrag des äußerst verdienstvollen Mitgliedes und Redacteurs der „Abendstunden" und des „Wirthschaftskalender" Leopold Fürstedler beschlossen, wornach unser Unternehmen fortan nicht mehr den umständlichen Titel „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung" führen sollte, sondern kurzweg „österreichischer Volksschriftenverein" zu heißen hat.

*) Dr. Franz Ritter v. Heintl k. k. Oberfinanzrath und em. Rector magnificus gehörte der Vereinsdirection von 1853—1867 ununterbrochen als eines der eifrigsten und thätigsten Mitglieder an, und besorgte hauptsächlich die Ueberprüfung aller einlangenden Manuscripte; auch spendete er zu Vereinszwecken eine Obligation per 100 fl.

Bezeichnend war die Motivirung des Antragstellers: „Wählen wir den kurzen Titel und bitten wir Gott um lange Mittel!" Selbstverständlich wurde Fürstedler's Antrag einstimmig angenommen.

* * *

Nach den vielen glänzenden Erfolgen die unser Herzens- und Schmerzenskind im Verlaufe von sechzehn Jahren mühsam errungen hatte, waren demselben auch bittere Tage beschieden. Wie im Leben des Einzelnen, im Leben der Familie, der Gemeinde, des Staates und der Kirche Freud und Leid mit einander wechseln, brach in den Jahren 1865—1866 auch über den nunmehrigen „österreichischen Volksschriftenverein" eine mehrfache Krise herein. Die seit der Gründung unseres Vereins behördlicherseits zugestandene Portofreiheit, welche derselbe bei allen zur Versendung gelangenden Druckschriften bisher genoßen hatte, wurde kraft des Gesetzes vom 1. November 1865 betreffend „die gebührenfreie Benützung der k. k. Postanstalt" hinfällig. Hiedurch war die Existenz des Vereins in Frage gestellt, da nach einer approximativen Berechnung die Auslagen für die postalische Beförderung der sämmtlichen Vereinspublicationen nahezu einen Betrag von 2400 fl. erheischt hätten. Nur durch das opferwillige Auftreten mehrerer Leiter von Vereins-Lesezirkeln die sich bereit erklärten die Postgebühren aus Eigenem zu bestreiten, sowie durch eine kluge Finanzgebahrung wodurch die effectiven Portoauslagen auf 600 fl. beschränkt wurden, konnte das drohende Gespenst der Auflösung gebannt werden. In der gleichen Zeitperiode sank der Mitgliederstand, welcher bereits die erkleckliche Ziffer von rund 2000 erreicht hatte, durch Concurrenz-Unternehmungen auf ähnlichem Gebiete sowie durch die fühlbaren Folgen des Krieges von 1866 auf 1436 herab.

Diese schmerzlichen Vorkommnisse entmuthigten jedoch die Vereinsdirection nicht, mit unverdrossener Mühe das Samenkorn der Herzensveredlung auf allen Gebieten weiter auszustreuen. Der hochbegabte Strafrechtslehrer Hofrath Dr. Wilhelm Wahlberg lenkte bei mehrern Gelegenheiten die Aufmerksamkeit des Vereins auf jene Unglücklichen die dem strafenden Arme der Gerechtigkeit anheim gefallen. Insbesondere waren die Bemühungen Wahlberg's auf eine ergiebige Ausstattung der Gefängnisbibliotheken sowie dahin gerichtet, die Herausgabe eines zweckentsprechenden „Volkslesebuches für Gefangene" vom Vereine zu

erwirken. Diesem letztern Ansinnen entsprach Schriftsteller Dr. Ferdinand Stamm durch die Abfassung eines Werkes das 1867 unter dem Titel: „Die Erde als Wohnort des Menschen" erschien. In tief poetischen Worten bespricht der Verfasser die Natur in ihrer Beziehung zum Menschen als Herrn der Erde. Der damalige Justizminister Dr. Freiherr v. Hye-Glunek ließ sofort nach Erscheinen 800 Exemplare ankaufen und an die Strafanstalten vertheilen.

Die kriegerischen Ereignisse, von welchen unser Vaterland 1866 heimgesucht wurde, gaben der Direction Veranlassung, ein Rundschreiben an die auf dem Kriegsschauplatze wohnhaften Mitglieder um Einsendung ihrer Erlebnisse während des preußisch-österreichischen Krieges zu erlassen, in Folge dessen mehrfache interessante Berichte einlangten, die der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten wurden. Einen wahren Edelstein patriotischer Darstellung der Heldenthaten unserer Süd- und Nordarmee lieferte der nimmermüde Ritter v. Hoffinger*) in dem von ihm verfaßten 1868 erschienenen Werke „Lorbeer und Cypressen", worin auf Grund authentischer vom k. k. Kriegsministerium zur Verfügung gestellter Berichte der österreichische Doppelfeldzug von 1866 in ebenso formvollendeter als anziehender Weise behandelt und aller jener Tapfern rühmend gedacht wird, die ihr Leben auf dem Felde der Ehre für Kaiser und Vaterland dahinopferten und am Schlachtfelde verbluteten. Es wurde damit ein Act der Gerechtigkeit für die Angehörigen der in den Feldzügen von 1866 gefallenen oder verwundeten Soldaten erfüllt und konnte der österreichische Volksschriftenverein mit Stolz darauf hinweisen, die erste umfassende populäre Geschichte des großen Doppelkrieges geliefert zu haben. Der Kriegsminister Freiherr v. Kuhn ließ nach Erscheinen dieser patriotischen Schrift 300 Exemplare an alle Truppenkörper vertheilen und sprach sich in einem an den Verfasser gerichteten Schreiben ddo. 11. Juni 1868 mit der Anerkennung aus: „daß derselbe damit der Oeffentlichkeit eine Volksschrift übergeben habe, welche durch das Interessante ihres Inhalts

---

*) Phil. et Jur. Dr. Joh. Bapt. Ritter v. Hoffinger, geboren zu Wien 30. Juli 1825, gehörte dem österreichischen Volksschriftenverein seit 1852 als Mitglied und seit 1861 als Directionsmitglied an; seine Wirksamkeit ist in den Annalen des Vereins mit goldenen Lettern eingetragen. Er zählte zu den edelsten Männern Oesterreichs und seine literarischen Leistungen sind von der Mitwelt noch viel zu wenig gewürdigt worden. Hoffinger † 7. April 1879 zu Wien. Näheres in dem aus den besten Quellen geschöpften Lebensbilde desselben von Freiherr v. Helfert „Oesterr. Jahrbuch" 1881 S. 50—147.

wie durch die ungezwungene und anregende Fassung der Detailschilderungen sowohl im allgemeinen, als insbesondere in militairischer Beziehung ein vorzüglich geeignetes Mittel zur Anfachung des Heldenthums und zur Erweckung des Vertrauens im Volke und Heere bietet und als Lesebuch die größtmögliche Verbreitung verdient."

Als eine äußerst glückliche Thatsache muß während der ganzen Wirksamkeit des österreichischen Volksschriftenvereins jene verzeichnet werden, daß sich in der Leitung des Unternehmens und unter den literarischen Mitarbeitern stets Männer von uneigennützigem Charakter und hochpatriotischer Gesinnung befanden, die mehrfach in der vaterländischen Literatur einen ehrenvollen Namen erlangt oder auf andere Weise sich um Kaiser und Reich, um Kirche und Vaterland wesentlich verdient gemacht haben und von denen manche heute als wahre Veteranen Altösterreichs dastehen. Aus der Zeit von 1860—1870 seien nebst den bereits Genannten insbesondere erwähnt: der geist- und gemüthvolle Balladendichter Ludwig Bowitsch, welcher dem Vereine eine Anzahl der von ihm verfaßten „Mariensagen" und „Naturbilder" zum Geschenke machte, die Bestrebungen des Vereins im Wege der Publicistik vielfach erörterte und dem Unternehmen auch einen namhaften Beitrag spendete; Regierungsrath Dr. Isidor Proschko, ein im Herzen ewig junger Dichtergreis, der in allen den österreichischen Volksschriftenverein betreffenden Angelegenheiten eine unermüdliche Thätigkeit entfaltet und in den alljährlichen General-Versammlungen interessante Vorträge über die heimische Literatur hält; der 1887 verstorbene, durch zahlreiche Wohlthätigkeitsacte bekannte Ehrenbürger von Wien kais. Rath Ferd. Edler v. Manussi, für den Verein ein Finanzminister en miniature, da er demselben über manche finanzielle Klippe hinweghalf und im Laufe der Jahre sehr bedeutende Beiträge im dornenvollen Sammelwege bei Freunden und Bekannten aufbrachte; Joh. Nep. Waldschütz,*) k. k. Official im Staatsrathsarchiv, welcher dem Vereine durch 35 Jahre theils als Director theils als Vice-Präsident angehörte und einen wahren Bienenfleiß bei Zusammenstellung der Rechenschaftsberichte sowie in andern Zweigen der Vereinsthätigkeit entwickelte, wie auch die Feder zu manch' schätzenswerther Arbeit ergriff; die Directions-Senioren Re-

*) Ueber Waldschütz siehe das interessante, von Anton Böhm entworfene Lebensbild im „österr. Jahrbuch" 1886 pag. 31—52.

gierungsrath Dr. Franz Sales Pichler und Magistratsrath Anton Böhm, beide ausgezeichnet durch Abfassung werthvoller literarischer Beiträge und Abgabe von fachgemäßen Gutachten bei Beurtheilung einlangender Manuscripte; Hofrath Freih. v. Columbus, General-Auditor R. v. Dratschmiedt, kais. Rath Franz Seidl, Medicinalrath Dr. Preiß, Major Amon R. v. Treuenfest, der Wiener Bürgermeister Kaspar Freiherr v. Seiller, Hauptmann Joseph Edler v. Woeß u. a. m.

Aus dem Jahre 1869 ist die am 13. April an Stelle des zurückgetretenen Directions-Mitgliedes Hofrathes Dr. Anton Beck erfolgte Wahl des Reichsraths-Abgeordneten Dr. Ferdinand Stamm zu erwähnen, der dem Vereine abermals eine werthvolle Schrift „Geschichte der Arbeit" übergab, welche mit Genehmigung des Unterrichts-Ministeriums vom k. k. Schulbücherverlage in Druck und Verlag übernommen wurde. Im darauffolgenden Jahre wurden von der am 12. April 1870 abgehaltenen General-Versammlung die Statuten einer Revision unterzogen, wobei bestimmt wurde daß die bisherige Unterscheidung der „Mitglieder" und „Theilnehmer" *) des österreichischen Volksschriftenvereines fortan zu entfallen habe und sämmtliche Beitragsleistende nur eine Kategorie von „Mitgliedern" bilden sollen. Auch wurde über Antrag des Seminar-Directors Dittrich festgesetzt, daß in der jährlichen General-Versammlung stets ein oder mehrere Vorträge über gemeinnützige Gegenstände von allgemeinem Interesse abgehalten werden sollen.

Die materialistische Zeitströmung in der Periode des vielgepriesenen volkswirthschaftlichen Aufschwunges und dessen jäher Zusammenbruch im Jahre 1873 blieb nicht ohne Folgen für unsern Volksschriftenverein. Eine scham- und sittenlose Presse, fünf Kreuzer-Romanbibliotheken und ähnliche Erzeugnisse traurigen Angedenkens, ferner vollkommen realistisch angelegte „Volksbildungsvereine" und „Freilesehallen" hatten zu Anfang der siebenziger Jahre ihren Höhepunkt erreicht. Die Folgen dieser Zeitströmung einerseits und der hereingebrochenen finanziellen Krisis andererseits äußerten sich in unserem Vereine dadurch, daß die Zahl der Mitglieder in den Jahren 1870—80 in runden Ziffern ausgedrückt successive

*) Nach den Statuten von 1854 lag den „Mitgliedern" des Vereines die Verpflichtung ob, die Interessen desselben zu fördern, während die „Theilnehmer" nur den fixirten Jahresbeitrag von 2 fl. C.-M. zu leisten hatten.

von 1000 auf 400 herabsank. Nachdem durch die verringerte Mitgliederzahl auch die vom Vereine bis 1875 herausgegebenen „Abendstunden" und „Wirthschaftskalender" ihren ursprünglichen Zweck, einen ausgedehnten Leserkreis im Volke zu erlangen, nicht mehr erreichen konnten, entschloß sich die Vereinsleitung schweren Herzens beide Publicationen aufzulassen, und dieselben in ein „Oesterreichisches Jahrbuch" zu verschmelzen, welches von 1877 bis zur Gegenwart regelmäßig erscheint.

Im Jahre 1878 erfüllte das am 8. März erfolgte Ableben Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Karl, Höchstwelcher das Protectorat über unsern Verein nahezu ein Vierteljahrhundert inne hatte, alle Mitglieder mit tiefer Wehmuth. Einer Deputation bestehend aus dem Präsidenten Freiherrn v. Helfert, General-Auditor v. Dratschmiedt und Joh. Nep. Waldschütz wurde die Ehre zu Theil, Ende März 1878 Sr. Majestät eine Beileidsadresse zu überreichen, bei welcher Gelegenheit die obgenannten Herren beauftragt wurden, dem gesammten Vereine den Ausdruck Allerhöchster kais. Zufriedenheit für dessen segensreiches Wirken auszusprechen. Weiters hat Freiherr v. Helfert den dahingeschiedenen durchlauchtigsten Protector in einem von warmer Verehrung durchhauchten Nekrologe im dritten Bande des österreichischen Jahrbuches 1879 pag. I—XLVIII gezeichnet und verewigt.

Wie in allen Kriegsepochen, welche seit dem Bestande des österreichischen Volksschriftenvereins eintraten, patriotischer Opfersinn die verwundeten Krieger mit herzerhebender Lectüre zu laben trachtete, so wurden auch anläßlich des Occupationsfeldzuges in Bosnien und der Herzegowina (1878) 500 Bände unserer Büchervorräthe im Wege des k. k. Kriegsministeriums an die verschiedenen Militärspitäler verschenkt.

Das Jahr 1879 brachte dem Vereine eine Reihe von Beweisen kaiserlicher Huld. In erster Linie war der Volksschriftenverein wieder so glücklich, ein Mitglied des allerhöchsten Kaiserhauses u. zw. Sr. kais. Hoheit den durchlauchtigsten Erzherzog Ferdinand IV. Großherzog von Toscana als Protector zu erlangen.

Ferner wurden die folgenden Directions-Mitglieder mit kaiserlichen Auszeichnungen bedacht:

Major Amon Ritter v. Treuenfest erhielt die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Dr. Franz Sales Pichler den Titel eines k. k. Regierungsrathes.

Ludwig Bowitsch den Titel eines kaiserlichen Rathes.

Joh. Nep. Waldschütz wurde die Anerkennung der k. k. Regierung ausgesprochen.

* * *

Während der ganzen Dauer seines Bestandes hat der österreichische Volksschriftenverein den in den verschiedenen Zeitläufen an den Tag tretenden Erscheinungen ernste Aufmerksamkeit geschenkt, um nach Möglichkeit zur Abhilfe beizutragen. Auch mit der weltbewegenden socialen Frage sowie mit dem zu Anfang der achziger Jahre das Haupt erhebenden Nihilismus und Communismus hat die Vereinsleitung sich mehrfach beschäftigt. Es darf daher nicht unerwähnt bleiben daß die Direction am 18. März 1884 einen Preis von 100 fl. für die beste den Umfang von drei Druckbogen nicht überschreitende populäre Behandlung der „Arbeiterfrage" ausgeschrieben hat. Die hiefür erbetenen Preisrichter bestehend aus den Professoren Dr. Karl Krückl, Dr. Ferd. Lentner und J. E. Fliedl erkannten dem unter dem Motto „Jedem das Seine" eingelaufenen Manuscripte „Das Eigenthum" den Preis zu. Die Drucklegung der in 1000 Exemplaren aufgelegten Schrift hat das Directions-Mitglied V. E. Weitmann in hochherziger Weise zum größten Theile bestritten, und ist dieselbe zumeist an Arbeiter- und Gesellenvereine unentgeltlich zur Vertheilung gelangt.

Als jüngstes freudiges Ereignis kann der Vereinschronist melden daß Se. Majestät mit A. h. Entschließung vom 17. August 1887 dem Präsidenten des österreichischen Volksschriftenvereines Frhr. v. Helfert das Großkreuz des Franz Joseph-Ordens zu verleihen geruht haben. Zu dieser den gesammten Volksschriftenverein ehrenden Auszeichnung ward dem Verfasser dieser Zeilen im Auftrage der beiden von Wien abwesenden Vice-Präsidenten Regierungsrath Dr. Proschko und Magistratsrath Böhm sowie im Einvernehmen mit dem Ausschußmitgliede kaiserlichen Rathe Zdenko Kuttig die Ehre zu Theil, dem gefeierten Präsidenten am 25. August 1887 in einer Adresse die Glückwünsche des Vereins auszudrücken. Möge es ihm beschieden sein, noch lange im Besitze der kaiserlichen Huld zum Besten des Vaterlandes an der Spitze unseres Vereines zu wirken! Ist ja doch, seit die Publicationen des Vereins in weiteren Kreisen bekannt geworden, auch die Anzahl der Mitglieder wieder in er-

freulichem Steigen begriffen was der Hoffnung Raum gibt, daß der österreichische Volksschriftenverein seinen Beruf fortan sowohl extensiv als intensiv zu erfüllen in der Lage sein wird!

II.
Specielle Leistungen des Volksschriftenvereins.

A.
Die Lesezirkel.

In der wechselvollen Geschichte unseres Vereins ist kein Unternehmen größeren Veränderungen ausgesetzt gewesen als das Institut der Lesezirkel. Statutenmäßig steht je zwölf Mitgliedern, welche in einem Orte dem österreichischen Volksschriftenvereine beitreten, das Recht zu einen Lesezirkel zu gründen, welcher mit sämmtlichen Büchern und Schriften des Vereins sowie den zu diesem Zwecke angekauften Werken gratis betheilt und alljährlich mit neuen Büchern dotirt wird. Ein Mitglied hat die Leitung zu übernehmen und der Vereins-Direction über den Stand des Lesezirkels alljährlich Bericht zu erstatten.

Der erste derartige Lesezirkel trat am 26. November 1849 im Krankenhause der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt in's Leben, welchem kurze Zeit darauf ein von Ministerial-Secretär Nekola zu Rokycan in Böhmen mit 440 Werken und 20 Zeitschriften gegründeter Lesezirkel folgte. Die Zahl der von 1849—1857 allmählig zu Stande gekommenen Lesezirkel belief sich auf 130, von denen jedoch mehr als die Hälfte durch den Tod ihrer Leiter oder durch irrige Auffassung wieder eingingen. Der Plan der dieser Institution zu Grunde lag bestand darin, daß mit den in einem solchen Lesezirkel vorhandenen Büchern der Grundstock zu einer Schul- oder Gemeinde-Bibliothek gelegt werde, wie dies beispielsweise 1855 von der Gemeinde Bruck a. d. L. durch thätige Mitwirkung des Bezirkshauptmannes Schmidt, des Pfarrers Retzl und Bürgermeisters Haidinger zustande kam. Von besonderer Wichtigkeit waren in Wien die Lesezirkel im k. k. allgemeinen Krankenhause, im Irrenhause, sowie in den Spitälern der barmherzigen Schwestern. Nennenswerthe Lesezirkel wurden ferner im k. k. Hauptmünzamte, der Pottendorfer Spinnfabrik, an der Leopoldstädter Realschule, in Zwettl, Holitsch, und im Mariazeller k. k. Eisengußwerke, wo insbesondere die Arbeiter ein warmes Interesse hiefür bekundeten, errichtet. Um den Lesezirkeln

eine größere Ausbreitung zu geben, erließ die Direction 1855 einen diesbezüglichen „öffentlichen Aufruf an die Edelgesinnten, denen das geistige Wohl ihrer Mitbürger in den untern Schichten des Volkes nicht gleichgiltig ist.“ Ueber die außerordentliche Bedeutung dieser Lesezirkel für weitere Schichten der Bevölkerung kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man aus dem ersten Jahresvortrage Helfert's ersieht, daß die Zahl der Lesezirkel sich 1863 auf 62 belief, in welchen 12300 Bände vorhanden waren, deren Benützung im letzten Jahre von 19000 auf 28000 Personen gestiegen war, gleichwie Vice-Präsident Waldschütz aus den von den Lesezirkel-Leitern pro 1864 eingelaufenen Berichten constatirte, daß die Anzahl der Theilnehmer, welche entweder selbst lasen oder sich als Zuhörer beim Vorlesen betheiligten, mit 30000 anzunehmen war. Mehrerer verdienstvoller Männer muß hiebei dankbar gedacht werden. So hat Sectionsrath Dr. Anton Beck*) mehrere Jahre die sorgfältige Ueberprüfung der für Lesezirkel bestimmten Druckwerke geleitet. Die Evidenzhaltung jämmtlicher Lesezirkel besorgte mit großer Vorliebe als Vorstand und Leiter kais. Rath Franz Schatz († 1867). Im Gedeihen dieser Institution wollte die Vereinsleitung die extensivste Lebensthätigkeit erblicken, daher Fürstedler, Ackermann und Waldschütz bei mehrfacher Gelegenheit über den heilsamen Einfluß der Lesezirkel Vorträge hielten, und insbesondere den Hauptzweck betonten, daß jenen Personen denen es an wissenschaftlicher Vorbildung mangelt, Gelegenheit geboten werden soll Geist und Herz auszubilden. Das durch die Zeitverhältnisse herbeigeführte Sinken der Mitgliederzahl ist selbstverständlich nicht ohne Rückschlag auf die Lesezirkel geblieben, so daß sich die Anzahl der gegenwärtig bestehenden auf 25 mit 445 Mitglieder beläuft.

B.

Der österreichische Volks- und Wirthschafts-Kalender 1852—1876.

Die Wichtigkeit der Kalenderliteratur ist in unsern Tagen nicht zu unterschätzen. In unzähligen gebildeten wie minder gebildeten Kreisen dringt leider bis zur Stunde — Tagesjournale ausgenommen — Jahr aus Jahr ein kein anderes Buch als der Kalender für das laufende Jahr in's Haus. Bis zum Jahre 1850 lag die heimische Kalenderliteratur ziemlich brach, da außer dem „Krakauer Schreib-“ und etlichen

*) Derzeit Hofrath Anton Ritter v. Beck.

„Haus- und Land“-Kalendern derlei Producte nur spärlich erschienen. Mit umso größerer Freude mußte darum die Herausgabe eines heimatlichen Kalenders begrüßt werden, der in einem Umfange von circa 120 Seiten äußerst interessante Abhandlungen aus der österreichischen Geschichte, aus der Land- und Volkswirthschaft enthielt, für Belehrung und Unterhaltung sowie für Pflege des religiösen Sinnes in eingehender Weise sorgte. Bei dem billigen Preise von 20 Kreuzer C.-M. war die Anschaffung dieses Volksbuches auch den ärmeren Classen ermöglicht, um ihnen als „Hausbuch“ einen bleibenden Platz zu erringen.

Der Kalender wurde in einer Auflage von 10—12000 Exemplaren gedruckt. Die Jahrgänge 1852—1859 sind bei Pichler's Witwe, von 1860—1869 bei Prandel & Ewald, von 1870—1876 bei Karl Fromme gedruckt und verlegt worden. Die Redaction besorgte 1852—1854 Wilhelm Ritter v. Lucam, damals Beamter der Nationalbank, 1855 bis 1876 Hofsecretär Leopold Fürstedler. Jeder Jahrgang war mit einem Stahlstiche geziert, zu welchem der bekannte 1886 verstorbene Wiener Kunsthändler Joseph Bermann mehrere Kupferplatten unentgeltlich überließ; außerdem war der Holzschnitt mehrfach vertreten.

Bei Durchsicht der 25 Kalenderbände wird der gefühlvolle Leser mit Wehmuth erfüllt, in dem Kranze der Mitarbeiter die Namen vieler hochverdienter Schriftsteller unseres Vaterlandes zu finden, die der Todesengel längst schon hinübergeführt hat. Unsere heimischen Poeten Johann Gabriel Seidl, Dr. Joh. Nep. Vogl, Ludwig Scheyrer, A. Kaltenbrunner, Vincenz Zusner, F. J. Castelli, Friedrich Steinebach, Dr. Isidor Proschko, Betty Paoli und viele Andere haben zweifellos auf viele Gemüther veredelnd eingewirkt und den Sinn für Idealismus geweckt. Aber selbst dem schlichten Arbeiter war es nicht versagt, sein Gedankenschärflein der Redaction zur Verfügung zu stellen, wovon folgender „Gruß an unsere liebe Landesmutter“ (Kaiserin Elisabeth 1855) vom Lithographengehilfen Rudolf Dub Zeugnis gibt:

„Sei gegrüßt in unserer Mitte,
Sei willkommen holde Braut,
Sieh' wir freuen uns der Güte,
Die aus Deinem Auge schaut.

Sei die Zierde unsrer Frauen
(Denn die Rose ziert den Kranz),
Laß uns stets auf Dich vertrauen,
Unsere Liebe hast Du ganz!“

In der Prosa finden sich alle Zweige des menschlichen Wissens durch Schriftsteller ersten Ranges vertreten: Die Naturwissenschaften behandelten Dr. Andreas Freiherr v. Baumgartner Präsident der Akademie der Wissenschaften, Professor Ritter v. Holger, Anton Schefczik, Karl Fritsch, Professor Friedrich Simony, Dr. Karl Rollet. Die Geschichte war vertreten durch Abhandlungen von G. A. Schirmer, Dr. G. Salzbach, Dr. Max Ficker, Dr. Freiherr v. Helfert, Max Ritter v. Thielen, Gustav Hayek, Dr. C. Landsteiner, Karl Rosner, Amon R. v. Treuenfest, Franz Tschischka u. a. m. Geographische und ethnographische Aufsätze lieferten A. Steinhauser, Dr. Karl Scherzer, Frhr. v. Ransonnet, Regierungsrath Rud. Sonndorfer, Friedrich Simony. Aus der Nationalökonomie und Rechtskunde erschienen Artikel von Joseph Feil, Leopold Fürstedler, Dr. Moritz Ritter v. Stubenrauch, Dr. Franz X. Ritter v. Neumann, Joseph Arnstein, Prof. Dr. W. Fr. Exner. Einzelbiographien lieferten Frhr. v. Helfert, Dr. Joh. Ritter v. Hoffinger, Dr. Anton Schrötter und Max Ritter v. Thielen. Das Gebiet der Novelle und Erzählungen wie auch der Sage war vertreten durch Adalbert Stifter, Dr. Johann Nep. Vogl, J. V. Zingerle, Joseph Rank, Andreas Schumacher, Dr. Ferdinand Stamm, Hedwig Wolf und Emma Franz. Eine hervorragende Bedeutung haben die unter der Rubrik „Oesterreichische Ehrenhalle“ in der Zeit von 1865—1869 erschienenen Skizzen, worin Dr. Johann Ritter v. Hoffinger einer Anzahl von hervorragenden Oesterreichern der Neuzeit auf Grund bisher nicht verwertheter Quellen geistige Denkmale setzte die von keinem Culturhistoriker unbenützt bleiben sollten.

C.

Die „Abendstunden“ (1852—1875).

Wie aus dem im ersten Hefte der Abendstunden veröffentlichten Programme (November 1852) hervorgeht, sollten dieselben keineswegs einen leeren Lückenbüßer zum blosen „Zeitvertreib“ abgeben, sondern waren bestimmt, die Stunden der Erholung auf eine nicht ermüdende, den Geist erquickende Weise zuzubringen, damit der einbrechenden Verwilderung ein wirksamer Damm entgegengesetzt werde. Ihrer Anlage nach waren dieselben für jene Volksclassen berechnet, zu denen bis dahin wenig

gute Volksschriften gedrungen waren. Jährlich erschienen 6 Hefte von je 80—90 Seiten, Klein-Octav im Verlage von Prandel & Meyer, später Karl Gronemayer.

Hofsecretär Leopold Fürstedler, welcher die Redaction der „Abendstunden" von 1852—1871 leitete, verstand dies so vortrefflich, daß die Auflage in den ersten Jahren 2—3000 Exemplare erreichte. Da hier in eine specielle Kritik dieser periodischen Zeitschrift nicht eingegangen werden kann, so sei nur beispielsweise angeführt daß schon der erste Jahrgang dieser Druckschrift neben den eigenen Aufsätzen des Redacteurs verschiedene historische Abhandlungen wie „Oesterreich zur Zeit Christi", die Belagerung von Wiener-Neustadt von Peter Berg, Reisebeschreibungen, Miscellen, Legenden, Novellen und Erzählungen von Dr. J. B. Salfinger, Ignaz Zingerle, Ferdinand Kürnberger, Silas (Anton Höflmayer) enthielt.

Ein warmer Hauch patriotisch ethischer Begeisterung durchzieht wie ein rother Faden sämmtliche Hefte der „Abendstunden". Unter den zahlreichen Anklängen an Thron und Altar der Heimat seien die interessanten Studien über die Geschichte und Entstehung der österreichischen Volkshymne (1854 und 1875) hervorgehoben. Mit einem lieblichen Festgedicht hat anläßlich der Geburt des durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf der Poet K. A. Kaltenbrunner den Jahrgang 1858 geziert.

1860 wurde der Umfang der „Abendstunden" von jährlich 24 auf 30 Druckbogen erweitert, Inhalt und Ausstattung verbessert. Auch Politik und Zeitgeschichte fanden darin ein bescheidenes Plätzchen. Unter der Ueberschrift „Was jetzt in Oesterreich vorgeht" lieferte der vielverdiente Dr. R. v. Hoffinger in 22 längeren Artikeln (1861 bis 1864) eine ebenso geistvolle als ruhige und sachgemäße Besprechung aller Zeit- und Streitfragen, wie der sonstigen für das Vaterland wichtigen Vorkommnisse.

1872 übernahm Major Amon Ritter v. Treuenfest die Redaction der „Abendstunden" der dieselbe bis zum Aufhören ihres Erscheinens im Jahre 1875 führte. Unter der Leitung Treuenfest's fanden die Abendstunden auch in militärischen Kreisen Eingang und lieferten selbst militärische Schriftsteller schätzenswerthe Beiträge, wie beispielsweise General-Lieutenant Albert v. Gasteiger, in seinen werthvollen ethnographischen „Skizzen aus Persien".

D.

Die österreichische Geschichte für das Volk.

Monumentum aere perennius.

Bereits im Laufe des Jahres 1859 hatte sich im Schoße des Volksschriftenvereins unter dem Vorsitze des Freiherrn v. Helfert ein eigenes Comité bestehend aus den Herren v. Heintl, Joseph Feil, Anton Steinhauser und Schulrath M. A. Becker zur Bearbeitung vaterländischer geschichtlicher Stoffe gebildet, welches zur Erkenntnis gelangte, daß ein sehr fühlbarer Mangel an einer ausführlichen und populären Geschichte Oesterreichs für das Volk vorhanden sei. Der Vortrag welchen Freiherr v. Helfert in der am 31. März 1863 abgehaltenen Generalversammlung über Plan und Zweck eines zur Ausfüllung dieser Lücke bestimmten Unternehmens hielt, fand so allgemeinen Beifall, daß der Vortragende das neue Werk mit fester Hand in Angriff nehmen konnte. In einer dem Vereins-Obmanne gewährten Audienz sprachen sich Se. Majestät äußerst lobend über das beabsichtigte Werk aus, und nachdem auch die Zustimmung des durchlauchtigsten Protectors eingeholt war, Höchstwelcher hiezu sofort einen namhaften Betrag widmete, schritt Helfert zur Ausführung des Planes, indem er für jeden Zeitraum einen in der betreffenden Periode besonders bewanderten Historiker zu gewinnen, dabei doch einen einheitlichen Plan in Form und Tendenz vorwalten zu lassen, und in dem ganzen Werke den wissenschaftlichen Standpunkt bei gemeinverständlicher Darstellung festzuhalten bestrebt war. Freudigst wurde es begrüßt daß der viele Sympathien genießende Grätzer Universitätsprofessor Dr. J. B. Weiß den Reigen mit der Zeitepoche von 1740—1748 eröffnete. Dieser Abschnitt erschien im Jahre 1864 als erster Band, wobei die Anzahl der ständigen Abnehmer das erste Tausend weit überschritt. Schon bei Erscheinen der ersten sechs Bände dieses Geschichtswerkes wurde von fachmännischer Seite das Urtheil dahin abgegeben daß ein ähnliches Unternehmen keine Literatur aufzuweisen habe. Zur besondern Befriedigung gereichte es dem Herausgeber daß die sämmtlichen Bände sofort nach Erscheinen beim Geschichtsunterricht Seiner kais. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf Verwendung fanden. Der durchlauchtigste Protector Franz Karl und dessen erlauchte Gemahlin Frau Erzherzogin Sophie, welche das Erscheinen dieses Werkes mit liebevoller Theilnahme begleiteten, Band für Band einer ein-

gehenden Lectüre widmeten und dem Vereins-Obmanne hiefür stets warme Anerkennung aussprachen, haben leider die Vollendung desselben nicht erlebt!

Selbstverständlich konnte es bei der Ausführung des Unternehmens an großen Schwierigkeiten nicht fehlen, zumal einige bedeutende Autoren während der Arbeit vom Tode ereilt wurden, andere zurücktraten, abgesehen von finanziellen Hemmnissen, denen ein solches Riesenunternehmen nur allzu leicht ausgesetzt ist. Nach zwanzigjähriger dornenvoller Arbeit, nach vielen mitunter bitteren Kämpfen und schweren Mühen konnte das im Verein mit den edelsten Geistern entstandene Werk endlich seinen Meister krönen. Dasselbe ist aus folgenden Theilen zusammengesetzt:

I. Band. Aelteste Geschichte des österr. Kaiserstaates bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches. Von M. A. Becker.

II. Band. Entstehen christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaates vom Jahre 500—1000. Von Joseph und Hermenegild Jireček.

III. Band. Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) in den österreichischen böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276. Von Dr. Heinrich Zeißberg.

IV. Band. Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolf IV. Von Dr. Alphons Huber. (1278—1368.)

V. Band. Die Zeit der luxemburgischen Kaiser: Karl IV., Wenzel, Sigmund. Von Dr. Constantin Höfler. (1370—1437.)

VI. Band. Die österreichischen böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung. Vom Jahre 1437—1526. Von Dr. Franz Krones.

VII. Band. Oesterreich im Reformationszeitalter (1526—1617). Von Julius Pazout und Dr. Theodor Tupec. (2 Abtheilungen.)

VIII. Band. Der dreißigjährige Krieg (1618—1648). Von Prof. Gindely. (3 Abtheilungen.)

IX. Band. Ferdinand III. und Leopold I. Vom Westphälischen bis zum Karlovicer Frieden. 1648—1699. Von J. Zahn.

X. Band. Die letzten Habsburger. Von Dr. Anton Mayer. 1. Abtheilung: Die letzten Regierungsjahre Leopold I. und die Zeit Joseph I. (1700—1711.) 2. Abtheilung: Kaiser Karl VI. (1712—1739.)

XI. Band. Der österreichische Erbfolgekrieg (1740—1748). Von Dr. J. B. Weiß.

XII. Band. Maria Theresia. Vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. (1748—1763.) Von Dr. Franz Ilwof.

XIII. Band. Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia (1763—1780). Von Prof. J. H. Schwicker (2 Abtheilungen.)

XIV. Band. Kaiser Joseph II. und Leopold II. Reform und Gegenreform. (1780—1792.) Von Dr. Albert Jäger.

XV. Band. Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Lüneville (1792—1803). Von Karl Werner.

XVI. Band. Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges (1804—1811). Von Dr. Adam Wolf.

XVII. Band. Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. (1812—1815). Von Dr. Joseph Alex. Freiherrn von Helfert.

Sämmtliche 17 Theile, zusammen 22 Bände sind aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei hervorgegangen und elegant ausgestattet, jeder 200—300 Seiten stark.

E.

Das österreichische Jahrbuch (1877—1888).

Das im Jahre 1877 an Stelle der bis dahin erschienenen „Abendstunden" und des „Volks- und Wirthschaftskalenders" getretene „österreichische Jahrbuch" wurde in den ersten Jahrgängen von Dr. Ferdinand Stamm redigirt. Nach dem am 30. Juli 1880 erfolgten Tode dieses bescheidenen und liebenswürdigen, auf dem Gebiete der volksthümlichen Literatur vielverdienten Schriftstellers übernahm Freiherr v. Helfert die Redaction unter dessen Leitung der innere Gehalt sowie die äußere Ausstattung von Jahr zu Jahr wesentliche Verbesserungen erfahren haben.

Ein beträchtlicher Theil des Inhalts der Jahrbücher ist gefüllt durch die eigene Feder des Herausgebers, welcher in erster Linie die Geschichte des Revolutionsjahres 1848, speciell mit Rücksicht auf die an vielen Punkten dunkelgebliebene confessionale Frage, auf Grund noch nicht benützter Quellen in völlig neue Bahnen gelenkt hat. Das von demselben Autor entrollte Bild des Statthalters Fischer von Tyrol (Jahrgang 1885 pag. 31—206) ist keine Biographie gewöhnlicher Art, sondern zugleich eine wahrhaft classische Beleuchtung der Zeitgeschichte von 1800—1883.

Patriotisch-historische Forschungsarbeiten lieferten ferner Dr. Ferd. Stamm, M. A. Becker, P. v. Radics, Professor Schwicker Wilhelm v. Janko, Dr. Proschko, Joseph Maurer, Bowitsch, Ferd. Just, Adalbert Horawitz, J. Pfundheller, Franz Sales Pichler. Den vom bekannten Alterthumsforscher Sectionsrath Dr. Karl Lind verfaßten Abhandlungen über „mittelalterliche Grabdenkmale" und „mittelalterliche Städtebefestigung" (1881—1886) muß ein großer cultur-

historischer Werth zugesprochen werden, zumal die beigegebenen zahlreichen von der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale unentgeltlich gespendeten Illustrationen von hohem Interesse sind. Kunstgeschichtliche Studien lieferten Dr. Albert Ilg, Director der Ambraser Sammlung, durch seine Abhandlung über „österreichische Malerei im Mittelalter“ nebst mehreren andern Meisterschriften in den Jahren 1878 bis 1880, sowie der leider zu früh verstorbene Kunstkenner Heinrich Kabdebó. Auch der „Poesie“, sowie zum Nachdenken anregenden „Aphorismen“ sind fast in jedem Jahrgange mehrere Blätter gewidmet, unter denen Eugen Obermayer, Xaver Mayerhofer von Grünbühl, J. Tandler, Joseph Huschak hervorragen. Novellen lieferten: Benedict Kluge, Emma Franz und Hedwig Wolf, Dr. Karl Domanig, Friedrich Steinebach &c. &c.

Die zwölf vorliegenden Bände des österreichischen Jahrbuches haben sich nicht nur auf unserem heimischen Büchermarkte, sondern auch an vielen Orten des Auslandes einen ehrenvollen Platz errungen, so daß kein Literaturkundiger daran unbeachtet vorüber gehen kann, und bieten eine solche Fülle geistiger Anregung daß sie jeder Bibliothek der gebildeten Classen zur Zierde gereichen.

Jedem aufrichtigen Patrioten, der es mit Wissen und Bildung wie geistigem Fortschritte ehrlich meint, sei zugerufen:

„Nimm und lies!“

Schlußwort.

Aus den dargestellten Leistungen des österreichischen Volksschriftenvereins kann die Schlußfolgerung gezogen werden, daß unser im Geiste des lautersten Patriotismus wirkender Verein mit Befriedigung auf eine Wirksamkeit von vollen vier Decennien zurückblicken kann.

„Statistisch“ oder „bureaukratisch“ lassen sich freilich seine Erfolge nicht „erheben“ und „feststellen“, weil eben moralische Triumphe nie gemessen oder gewogen werden können. Allein wie viel Herzen derselbe durch gute Lectüre veredelt, wie viel innere Befriedigung er durch den Genuß seiner Geistesproducte in so manchem Gemüthe gewährt hat, wie viel Seelen dadurch zu Hohem Edlem und Heiligem angespornt und vor sittlichen Verirrungen bewahrt wurden, bleibt eingezeichnet im Buche des Lebens. Unbekümmert um die nur allzu häufig seichten Tagesströmungen

wirkt der Volksschriftenverein mehr als ein Menschenalter zum Besten des Vaterlandes. Aus bescheidenen Anfängen ist derselbe, einem kleinen Samenkorne gleich, zu einem stattlichen Baume herangereift, insbesondere unter dem jetzigen Präsidenten Freiherrn v. Helfert, der schon so manches Blatt unserer ruhmreichen Geschichte mit wahrheitsgetreuem Griffel gezeichnet hat. Ihm und allen denen, welche unsere Bestrebungen durch literarische Beiträge gefördert oder durch materielle Opfer unterstützt haben, vor allem dem Allerhöchsten Kaiserhause und der kaiserlichen Regierung, den lebenden und verstorbenen Directoren und Ausschüssen, der alten und neuen Garde der Mitglieder die an unseren Bestrebungen treu festgehalten haben, sei der herzinnigste Dank gesagt!

Das Gute Wahre und Schöne, das Echte und Rechte muß früher oder später zum Siege gelangen. Unter dem glückverheißenden Scepter des heißgeliebten Kaisers Franz Joseph I. sowie unter dem mächtigen Schirme des durchlauchtigsten Protectors Erzherzog Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana wird der österreichische Volksschriftenverein gewiß auch in Zukunft

nicht der letzte

sein, der Religion und Vaterlandsliebe, Gesittung und wahre Aufklärung in die breiten Schichten der Bevölkerung zu tragen berufen ist. Heute aber sei er

der erste

welcher zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph in aller Stille einen geistigen Lorbeerkranz mit den Worten des kernfesten Tyroler Landeshauptmannes Dr. Johann Haßlwanter niederlegt:

„Dem Kaiser eine feste Krone, der Kirche eine starke Mitra, dem Volke den immergrünen Bürgerkranz.“

Es gilt die Ehre Gottes, das Wohl des Vaterlandes, das Heil der vielsprachigen Völker Oesterreichs — und ein solches Werk kann wohl irrigen Auffassungen begegnen, doch nie und nimmer vollen Schiffbruch leiden! Also sei es!

Bruder Angelus.

Von Joh. Heinrich Loewe.

Noch graut der Morgen erst, aus finstern Wolken bricht
Mühsam ein fahler Schein und düst're Nebel zieh'n
Rings an den schneebedeckten Gipfeln hin und her,
Gleich Spuckgestalten auf und nieder schwebend.
Ein Schall von Tritten tönt den Felsenpfad entlang;
Der Jäger Gottlieb ist's, den sie den Guten nennen.
Doch ist's derselbe nicht, der sanfte, mildgesinnte;
Des Auges wilder Blick, die Stirne tiefgefurcht
Bezeugen, daß ein Sturm in seinem Innern tobt.
Sein Vater starb unlängst, die Mutter bald darauf;
Er müht sich Tag und Nacht und darbt in herber Noth,
Verpflichtungen, die sie zu lösen nicht vermocht',
Allmählig tilgend, nur ein kleiner Rest noch fehlt.
Der reiche Rupert hat die Schuld an sich gebracht,
Gottliebens böser Feind. Schon von der Schule her
Verfolgt er ihn und sinnt, wie er ihn kränken mag.
Der drängt und quält ihn nun, droht ihm ohn' Unterlaß
Sofort die Zahlung heischend, und erst gestern noch
Fügt er zur Drohung rohen Schimpf und Hohn.

Darum hat Gottlieb sich so frühe aufgemacht;
Ein Gratthier mag vielleicht ihm kommen vor den Schuß,
Dann wäre er den Feind und seine Tücke los.
Die Faust geballt, die Brust von bitt'rem Weh durchwühlt,
Klimmt überhastig er hinan den steilen Weg,
Bis droben, wo der Fels, vorspringend weit hinaus,
Des Berges eine Seite von der andern trennt.
Nur wenig Schritte sind's hinüber um das Eck,
Doch wagen darf sie nur ein Auge, das nicht zuckt,
Ein Fuß, wie Stahl so fest, ein Kopf wie Marmor kalt.
Deshalb ward auch der Ort der Höllensteig genannt.

Als nun den Höllensteig Gottlieb betreten will,
Da zeigt urplötzlich, halb verhüllt vom Nebelqualm,
Der Rupert drüben sich und schreit Gottlieben zu:
„Zurück Du Wicht! und wart' bis ich hinüber bin."
„„Zurück Du selbst!"" ruft Gottlieb und in Zornesglut
Setzt er schon vor den Fuß — da dröhnt's wie Donnerschlag,
Jenseits braust eine Steinlawin' den Berg hinab;
Steinklumpen springen hoch im Bogen weit umher,
Und einer rollt seitwärts dahin, wo Rupert steht,
Reißt ihn mit sich, er fällt und ist nicht mehr zu seh'n.

Entsetzen faßt Gottlieb, sein Blut erstarrt zu Eis,
Und dunkel wird es vor den Augen ihm.
Doch durch des Herzens Tiefen flammt es wie ein Blitz,
Erhellt die Finsternis, darin der Haß gebar
Gedankenkeime, die, wenn That sie wurden,
Befleckten ihn mit grauser Todesschuld.
Erschauernd ob des Frevels klagt er selbst sich an:
„Geh' nicht, o Herr! nicht mit mir ins Gericht,
Mein Leben nimm, laß retten mich den Feind!"

Im Nu ist er herum, da wo Rupert verschwand;
In Ritzen des Gesteins einbohrend Hand und Fuß,
Bald gleitend, stürzend bald, den Tod vor Angesicht,
Doch unverzagt, erreicht er eine Stelle, die
Einstweilen sichern Halt gewährt und eben da
In einem Felsenspalt, vor weiterm Sturz bewahrt,
Das Antlitz todtenbleich, ohnmächtig liegt Rupert.
Kaum fühlbar schlägt das Herz, kaum regt der Athem sich,
Allein er lebt — aufjauchzt darob Gottlieb.
Doch wie ihm helfen, er allein! Zwei Männer selbst,
Sie zögen nur mit Müh' ihn aus der Kluft heraus.
Inbrünstig betet er nun abermals zu Gott:

> Herr, der Du Samson's
> Flehen erhörend,
> Schenktest die Kraft ihm,
> Niederzuschmettern die
> Stützenden Säulen,
> Daß der zertrümmerte
> Tempel die Feinde
> Alle begrub:

Hör' auf mein Flehen!
Schenke die Kraft mir
Nicht zu verderben,
Sondern zu retten,
Der du gebotest:
Liebe den Feind!
Und sieh', wie Feuer rinnt es durch die Adern ihm,
Die Muskeln schwellen und die Sehnen spannen sich,
Schier eines Riesen Kraft fühlt er in sich ersteh'n.

Tief beugt er sich hinab und schlingt den einen Arm
Ruperten um den Leib und mit dem anderen
Hält er sich oben an des Spaltes Zacken fest.
Ein Ruck — ein zweiter noch — da hebt er ihn empor,
Legt sorglich über seine Schulter ihn;
Die trug schon oft der Gemse schwere Last,
Doch diesmal gilt's ein selteneres Wild,
Das nicht der Büchse tödtliche Gewalt,
Das Feindesliebe siegreich hat erjagt.

Ein schwerster Gang, der steht ihm noch bevor,
Auf schlüpf'rigem Gestein, dicht an des Abgrunds Rand.
Oft schwindet ihm der Muth, da blickt er himmelwärts,
Und immer strömt erneute Kraft ihm zu.
Nun hat er endlich den Wiesengrund vor sich,
Auf dem ein Pfad zu einer Sennerhütte führt.
Dort bettet er ihn sanft und flößt ihm Stärkung ein.
Bald kommt Rupert zu sich, er schlägt die Augen auf,
Streckt zitternd seine Hand nach seinem Retter aus;
Der neiget sich zu ihm — getilgt ist aller Haß.
Laut weinend liegen sie, die Beiden, Brust an Brust.

Ermattet sinkt hierauf Rupert in tiefen Schlaf.
Da wendet frohen Sinns zum Senner sich Gottlieb:
„Verlaß ihn nicht und sorge, daß er bald
Behutsam werd' in sein Gehöft gebracht.
Geld hab' ich nicht zu lohnen Dir dein' Müh'n.
Doch hör'! den Stutzen und den Ranzen auch,
Beim Höllensteige ließ ich sie zurück —
Ein besser Schießzeug gibt's nicht weit und breit —
Das schenk' ich Dir, und nun leb' wohl! leb' wohl!"

Der Senner d'rauf: „Du willst doch nicht schon jetzo fort,
Bleib' eine Weile noch und stärke deine Kraft."
„„Die Kraft, die her mich bracht', die meine war sie nicht.
Dieselbe wird mich auch noch bringen an das Ziel,
Das ich erreichen muß, bevor die Sonne sinkt.""

Noch einen Blick wirft er auf seinen neuen Freund,
Dann rafft er schnell sich auf und eilt mit raschem Schritt
Fort über Berg und Thal, und Stund' an Stund' verrinnt.
Bereits hat abwärts sich der Sonnenball geneigt,
Und lange Schatten wirft der Wand'rer vor sich hin,
Er gönnt sich keine Rast, er schreitet immer fort.
Da tönt nicht ferne mehr ein Glöckchen aus dem Thal,
Beflügelnd seinen Schritt eilt freudig er hinab
Zur Klosterpforte, die im Abendroth erglänzt.
Zurück noch wendet er das Aug' zur Alpenhöh';
Dort auf dem Höllensteig erglüht ein ros'ger Schein,
Der strahlet süße Ruh' ihm in sein pochend Herz.
Nun tritt er durch das Thor — dem greisen Guardian
Vertraut er alles, was und wie es sich begab:
„Helft mir vollzieh'n das Wort, das ich gelobt dem Herrn.
Mein Leben bot ich ihm zum Preise für den Feind;
So nehmt als Laienbruder mich auf zu Eurem Dienst.
Dien' ich in Treue Euch, so diene ich auch Gott,
Dann habe ich dem Herrn mein Leben dargebracht."

Der fromme Ordensmann sieht tief gerührt ihn an,
Zieht ihn an seine Brust und küßt ihn auf die Stirn.
Willkommen uns, Du Guter! Dich hat der Herr gesandt,
Drum: Bruder Angelus, so sei fortan genannt.

Die Sonne hat seitdem schon oft vollbracht den Lauf;
Längst ist der Angelus im frommen Dienst ergraut,
Ein Segen seinem Haus, allüberall zum Heil.
Die Liebe, die so warm aus seinen Augen strahlt,
Der Friede, der so mild sein Angesicht verklärt,
Sie wirken Fried' und Freud', wo immer er verweilt.
Und nicht den Menschen blos, auch Thieren ist er Freund.
Die Kühe auf der Flur, die Füllen an dem Rain,
Sie laufen, wenn er naht, gar freundlich auf ihn zu.

Rothkehlchen, Ammerling und munt'res Finkenpaar
Hüpft auf die Schulter ihm und pickt aus seiner Hand
Brosamen, die für sie er auf die Wege streut.
Und zeigt er sich im Dorf, da rennen sie herbei
Die Kinder allesammt mit jubelndem Geschrei:
Da ist der Angelus! Der Angelus ist da!
Der Alte, der am Thor die Sense klopfend sitzt,
Erhebet sich zum Gruß und spricht nachblickend ihm:
Mit Recht wird Angelus auf Erden er genannt,
Dereinst im Himmel auch wird Angelus er sein.

Karl Freiherr von Véver.

Eine Lebensskizze von Anton Böhm.

Oesterreich hatte in allen Zeitperioden seines Bestandes erprobte und tüchtige Heerführer in seiner Armee und mehr als einmal verdankte es nur der Tapferkeit und dem Heldenmuthe seiner Feldherren die Rettung aus großen Gefahren. Aber nicht wenig tüchtige und durch Tapferkeit hervorleuchtende Männer finden wir in den Reihen der Kämpfenden der unteren Rangstufen, und die Blätter der österreichischen Kriegsberichte enthalten unzählige Beispiele aufopfernder Pflichterfüllung und echt soldatischen Heldenmuthes. Jedem Oesterreicher muß es daher erwünscht sein, wenn er auch solchen Veteranen, die gerade nicht an der Spitze der Heeresleitung standen, aber in manchen heißen Schlachten und Gefechten für den Ruhm und die Ehre unseres Vaterlandes mit ihrem Leben eingestanden sind, ein Blatt der Geschichte gewidmet sieht, um so mehr wenn derlei Männer auch in ihrem Privatleben manches verdienstliche gewirkt haben.

Ein solches der Aufzeichnung in den Blättern der Geschichte würdiges Bild liefert uns der Lebenslauf des am 24. October 1885 zu Preßburg verstorbenen Feldmarschall-Lieutenants Karl Freiherr v. Véver, welchen der Verfasser dieser Zeilen im Jahre 1883 in Hof-Gastein kennen lernte, wo der hochbejahrte Greis von den dortigen Heilquellen eine Linderung seiner schweren Leiden zu erlangen hoffte.

Die in dem Nachlasse des Verstorbenen vorgefundenen eigenhändigen Aufschreibungen, welche dem Verfasser von der Familie desselben gütigst überlassen wurden, lieferten zum größten Theile das Materiale zu der nachfolgenden Lebensskizze.

* * *

Karl Freiherr von Béver entstammte einem alten niederländischen (wallonischen) Geschlechte, dessen Stammbaum sich bis ins vorige Jahrhundert urkundlich nachweisen läßt. Wir finden wohl schon im sechzehnten Jahrhunderte in Westphalen einen Peter Wever, welcher in der zweiten Hälfte desselben zu Meinerzhagen, einem damals wohl bedeutenderen Städtchen bei Altona die Würde eines Richters bekleidete und ein hohes Alter erreicht haben soll. Derselbe führte auch wie seine Nachkommen ein Wappen, welches noch heute von den in Deutschland lebenden Mitgliedern dieser Familie gebraucht wird. *)

Jene Familie, aus welcher Karl Béver abstammte, wanderte zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach Oesterreich ein und der erste, welcher aus dieser in österreichischen Militärdiensten stand, war Johann Baptist. Dieser erreichte den Rang eines Hauptmannes und hinterließ aus seiner Ehe mit einer gebornen Rougemont zwei Söhne, Franz und Johann Baptist. Letzterer diente im Infanterie-Regiment de Ligne, in welchem auch sein Vater gedient hatte und starb mit Hinterlassung zweier Töchter.

Der ältere Sohn Franz diente als Oberlieutenant im Ferdinand Württemberg-Wallonen-Infanterie-Regimente Nr. 38 bis zum Jahre 1809, machte den Feldzug dieses Jahres als Hauptmann im k. k. zweiten böhmischen Legions-Bataillon Erzherzog Karl mit und wurde nach Beendigung desselben wieder in ein Infanterie-Regiment eingetheilt, in welchem er die Feldzüge der Jahre 1812 und 1813 gegen Napoleon mitmachte. Beim Eintritt der Friedensperiode wurde er zur 4. Militär-Gränz-Cordons-Abtheilung in Galizien versetzt. Er war mit Antonia Cyviuska de Puhata, einer Polin, verheiratet, welcher Ehe fünf Kinder, nämlich zwei Söhne und drei Töchter entstammten. Von diesen Kindern hat der jüngere Sohn Alexander als Hauptmann in Pension zu Modern in Ungarn gelebt († Sommer 1887); die drei Töchter Lisette, Josephine und Rosa sind schon vor dem Ableben des älteren Sohnes Karl gestorben. Karl Béver wurde am 13. Juni 1805 zu Byrzanow in Galizien geboren und verlebte seine Kindheit bis zum 12. Lebensjahre im elterlichen Hause. Nachdem er in den Elementarkenntnissen unterrichtet war, besuchte er das Gymnasium zu Krakau, absovirte aber dasselbe nicht vollständig, weil

*) Zu diesen zählt auch der im Jahre 1884 in Berlin verstorbene königl. preußische Kronsyndicus, wirklicher Geheimrath und Mitglied des preußischen Herrenhauses Georg Wever.

er für die militärische Laufbahn, zu welcher er auch volle Neigung hatte, bestimmt war.

Karl Véver trat am 12. Februar 1819 als k. k. Regimentscadet in die Olmützer Cadeten-Compagnie ein und wurde nach daselbst erhaltener Ausbildung am 1. Februar 1825 zum Fähnrich im Graf Wenzel Colloredo 56. Linien-Infanterie-Regimente ernannt. In Folge der in demselben Jahre eingetretenen Reduction der 9. Truppen-Division fiel er bei diesem Regimente als überzählig aus und wurde im August 1828 zum 63. Infanterie-Regimente Baron Bianchi Duca di Casalanza übersetzt. In diesem avancirte er am 3. März 1831 zum Unterlieutenant und am 14. October 1832 zum Oberlieutenant.

Nach dem am 28. März zu Baranow erfolgten Tode seines Vaters nahm er sich seines um zwölf Jahre jüngeren Bruders Alexander an und ließ ihn auf seine Kosten erziehen, bis derselbe das Alter erreichte, in welchem er in dasselbe Regiment in welchem Karl diente als Cadet eintreten konnte.

Am 1. August 1840 wurde Karl Véver, der in seinen Subaltern-Chargen zeitweise als Bataillons- und Truppen-Divisions-Adjutant in Verwendung gewesen, zum Capitän-Lieutenant und am 1. Juli 1841 zum Hauptmann ernannt.

In allen diesen Stellungen bekundete Véver den schon von Jugend auf in sich gefühlten Drang, sein Wissen und seine Kenntnisse immer mehr zu erweitern. Da er nun vom Hause aus vermögenslos war und ihm die zur Befriedigung seines Wissensdranges erforderlichen Mittel fehlten, so befaßte er sich in den Mußestunden, die ihm nach gewissenhafter Erfüllung seiner Soldatenpflichten erübrigten, mit literarischen Arbeiten. Er schrieb Novellen für Zeitungen und übersetzte englische und französische Romane; als Lohn für solche Arbeiten erhielt er werthvolle Bücher, aus welchen er seine Kenntnisse bereicherte.

Im Jahre 1843 vermählte sich Karl Véver mit Bertha von Kálnoky, einer Tochter des k. k. Majors Anton von Kálnoky, welcher der siebenbürgischen Seitenlinie jenes gräflichen Hauses entstammte, dem unser gegenwärtiger Minister des Aeußern und des kaiserlichen Hauses Graf Kálnoky angehört. Diese Ehe, welche mit keinen Kindern gesegnet war, sollte jedoch nicht lange dauern. Es war im October 1846, als Véver eines Tages den Besuch zweier bekannten Dragoner-Officiere erhielt, mit welchen sich die beiden Ehegatten einige Zeit in traulichen

Gesprächen unterhielten. Als hierauf die zwei Officiere den Rückweg in ihren Garnisonsort antraten, begleiteten sie Béver und seine Gattin zu Pferde. Der Weg führte durch einen Wald, auf dessen abschüßigem feuchten Boden, welcher durch das von den Bäumen abgefallene Laub und die Nadeln noch glatter geworden war, das Pferd dessen sich Béver's Gemahlin bediente ausglitt und niederfiel und letztere, ohne daß es die Begleitung verhindern konnte, theilweise unter dem Körper des Pferdes zu liegen kam. Bertha Béver zog sich durch diesen Sturz einige innere Verletzungen zu, welche, obgleich ärztliche Hilfe sogleich bei der Hand gewesen, am 14. October 1846 zu Kronstadt ihren Tod zur Folge hatten. Die Leiche wurde nach dem Wunsche der Verstorbenen einbalsamirt und nach Hermannstadt überführt, wo sie auf dem dortigen Friedhofe neben ihren Eltern beigesetzt wurde. Sie soll eine sehr schöne Frau gewesen sein, deren Kopf von einem ihr verwandten Maler als Modell für ein Bild „Scenen aus dem Tyroler Kriege" benützt worden ist, das sich in einem der Kunst-Galerien zu München befindet.

Obwohl Béver durch den unerwarteten Tod seiner Gemahlin in seinem Innern auf das tiefste erschüttert war, konnte er sich doch mit dem Gedanken, längere Zeit allein zu bleiben, nur schwer befassen. Bald ergab sich auch eine Gelegenheit, die Tochter des siebenbürgischen Gutsbesitzers Stephan von Reményik, Namens Friederike kennen zu lernen und da Béver stets das ruhige Familienleben dem unstäten Treiben eines Garçons vorgezogen hatte, vermählte er sich mit letzterer am 10. Februar 1848 zu Tartlau in Siebenbürgen.

Aber nur zu bald sollte auch das Glück dieser zweiten Ehe Béver's eine Störung erfahren. Die politischen Bewegungen des Jahres 1848, welche in Wien ihren Anfang nahmen, verpflanzten sich blitzschnell auch in die angränzenden Länder des Kaiserreiches. Insbesondere waren es Ungarn und Siebenbürgen, in welchen beiden Ländern die Unzufriedenheit eines Theiles der Bevölkerung bald in offene Empörung ausartete, welche immer weitere Kreise bildend die energischsten Maßregeln seitens der Regierung nothwendig machte. In Siebenbürgen waren es Szekler und Ungarn, welche das größte Contingent zu dem Aufstande stellten und auch die schon früher von ihnen gehaßten Sachsen und Rumänen zum letzteren zu verleiten suchten. Da diese aber fest und unverbrüchlich zur kaiserlichen Fahne hielten, so bildeten sich zwei Parteien im Lande, die sich einander auf das heftigste bekriegten. Die ganze streitbare Be-

völkerung Siebenbürgens rüstete sich zum Kampfe; die Sachsen errichteten in den Städten und auf dem Lande zahlreiche und theilweise gut bewaffnete Nationalgarden; die Rumänen schaarten sich in Landsturmhaufen zusammen, um den aufständischen Szeklern und Ungarn im Interesse der rechtmäßigen Regierung entgegen zu treten. Vertrauensvoll schloßen sich die Sachsen und Rumänen an die k. k. Truppen an und fügten sich willig allen von der Militärbehörde ergangenen Weisungen in Bezug auf die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung.

Véver commandirte damals zu Kronstadt in Siebenbürgen das erste Bataillon des Baron Bianchi 63. Linien-Infanterie-Regiments. Ihm wurde daher auch die gesammte Nationalgarde des Burzenlandes zur Disposition zugewiesen und die Bewachung dieses Landestheiles gegen die benachbarten aufständischen Szekler anvertraut.

In Ungarn nahm der Aufstand immer mehr überhand und wälzte die revolutionären Schaaren nach und nach bis an die Landesgränzen. Dies steigerte auch die Gefahr in Siebenbürgen.

Feldmarschall-Lieutenant Gedeon sandte daher Truppen-Verstärkungen in das Burzenland, um dort die Szekler in Schach zu halten. Oberst Baron Stutterheim führte hier das Commando. Hauptmann Véver stand im Lager bei Marienburg. Am 5. December 1848 griffen die Szekler Marienburg und Honigberg an. Der Angriff auf die erstere Stadt ward von den kaiserlichen Truppen abgeschlagen, jener auf Honigberg gelang aber und die letzteren zogen sich gegen Kronstadt zurück, um diese Stadt vor Raub und Plünderung zu schützen.

Feldmarschall-Lieutenant Gedeon, die Gefahr für das Burzenland erkennend, verlegte seine Hauptmacht dahin; General Schurtter erhielt den Befehl, mit seiner Brigade am 24. December die bei Hidweg concentrirten Szekler anzugreifen, welche er auch vollständig zersprengte. Leider wurde dieser Sieg über die Aufständischen nicht benützt und am 25. December besetzte der Feind von neuem Tartlau.

Nun fiel dem Hauptmann Véver die Aufgabe zu, die Aufständischen aus ihrer gewonnenen Position zu vertreiben; er rückte mit seinem Detachement, bestehend aus drei Compagnien Fußtruppen, einer Escadron Reiter, zwei Geschützen und dem erforderlichen Landsturm gegen Tartlau vor und wußte durch seine taktischen Bewegungen die an Disciplin nicht gewohnten und größtentheils ungeübten Schaaren des Feindes derart zu verwirren, daß sie sich, ohne einen Kampf zu wagen, zurückzogen.

Tartlau wurde von den k. k. Truppen wieder besetzt und so gut als möglich verschanzt. Gleichzeitig mit diesem Gefechte besetzte Hauptmann Bergon mit anderthalb Compagnien Infanterie, zwanzig Dragonern und 500 Mann Landsturm Brenndorf.

In der Nacht vom 25. auf den 26. December griff der Feind Béver's Vorposten an, wurde aber mit Verlust zurückgeworfen. Am 26. December rückte der Feind um 8 Uhr 45 Minuten morgens in zwei starken Colonnen mit 500 bis 600 Mann Szekler-Infanterie, 150 Reitern, einem Geschütze und etwa 2400 Mann des mit Lanzen bewaffneten Landsturms von Bodola (deutsch Bodeln, rom. Budilla) nach Nyén gegen Tartlau vor. Hauptmann Béver, rechtzeitig hievon benachrichtigt, erwartete den Feind. Dieser stellte sich in einer Entfernung von 1500 Schritten in der ganzen Frontbreite in zwei Abtheilungen auf. Hauptmann Béver hielt sich bei der offenbaren Uebermacht der Gegner zuerst defensiv, entwickelte vor dem Dorfe in der Richtung gegen Bodola seine Infanterie und die Dragoner, stellte dort die zwei Geschütze auf und ließ durch den berittenen Theil seines Landsturmes des Feindes Flanke und Rücken bedrohen. Mit dem Landsturm zu Fuß bildete er eine starke Sturmcolonne und war durch seine Aufstellung im Stande, seine Truppen mit Leichtigkeit nach allen Seiten zu verwenden.

Als er eben angriffsweise vorgehen wollte, kam vom Feinde der Civilcommissär Barabás mit einem Lieutenant und einem Tambour, ein weißes Tuch schwenkend. Hauptmann Béver stellte seine Bewegungen ein, der Commissär nahte sich und übergab ein Schreiben mit Friedensanträgen. Hauptmann Béver übernahm dieses Schreiben und versprach, dasselbe weiter zu senden, „da er sich selbst in derlei Unterhandlungen nicht einlassen könne". Er forderte aber zugleich den unverzüglichen Rückzug des Feindes, widrigens er nach einer Viertelstunde angreifen würde. In demselben Augenblicke erschienen in seiner linken Flanke von Nyén her zwei feindliche Reiter und einige Infanteristen und erregten den Verdacht, daß der Feind auch von Bikfalva (deutsch Dobersdorf, rom. Dobrä) anrücke und das Parlamentieren nur eine Finte sei. Hauptmann Béver behielt nun den Civilcommissär als Geißel bei sich, forderte durch den zurückgeschickten Officier um so dringender den Rückzug des Feindes, widrigenfalls er unverzüglich angreifen würde und setzte seine unterbrochene Bewegung sogleich fort. Die Szekler warteten aber den Angriff nicht ab, sondern räumten das Feld und gingen nach Bodola und Nyén zurück.

Bald darauf erfolgte die vom Feldmarschall-Lieutenant Gedeon eingeleitete Pacification der Szekler, welche aber nicht von langer Dauer sein sollte.

Die letzten Tage des Jahres 1848 verliefen allerdings in theilweiser Waffenruhe. Allein schon anfangs Januar 1849 verbreitete sich die Nachricht, daß der polnische Insurgenten-Häuptling Bem in Siebenbürgen eingedrungen sei. Es erhoben sich daher die Szekler neuerdings und zogen gegen Maros-Vásárhely zur Verstärkung der revolutionären Invasion. Feldmarschall-Lieutenant Puchner machte daher mit seinen Truppen eine Bewegung gegen den genannten Ort, wurde aber von dem numerisch stärkeren Feinde zum Rückzuge nach Hermannstadt genöthiget. Nun eilte Feldmarschall-Lieutenant Gedeon mit seinen Truppen — unter denselben befand sich auch Véver — von Kronstadt dem commandierenden General zu Hilfe, kam aber schon zu spät, denn die Schlacht bei Hermannstadt war bereits beendet.

Am 25. Jänner 1849 unternahm das vereinigte k. k. Corps einen Angriff auf Stolzenburg, wo sich der Insurgentenführer Bem festgesetzt hatte. Vor dieser Stadt entwickelte sich ein durch acht Stunden dauernder heftiger Kampf, an welchem auch Véver als Commandant des ersten Bataillons Bianchi theilnahm; derselbe blieb aber ungünstiger Umstände wegen unentschieden und Bem machte darnach mit seinem Insurgentenheere eine Flankenbewegung gegen Salzburg, um einerseits das k. k. Armee-Corps, welches sich nach Hermannstadt zurückgezogen hatte, von der Festung Karlsburg abzuschneiden, anderseits aber die Verstärkungen, welche er aus Ungarn durch das Marosthal erwartete, leichter an sich ziehen zu können. Um nun des Feindes Absichten zu vereiteln, beschloß Feldmarschall-Lieutenant Baron Puchner denselben in seiner Stellung am 4. Februar 1849 anzugreifen. Zu dem Ende setzte sich das k. k. Corps an diesem Tage um 4 Uhr Früh in drei Colonnen in Bewegung und stand mit Tagesanbruch dem vor Salzburg in Schlachtordnung aufgestellten Feinde kampfmuthig gegenüber. Eilf Compagnien des 63. Linien-Infanterie-Regiments in drei Bataillons bildeten mit dem Grenadier-Bataillon Uracca das Centrum der Stellung der k. k. Truppen.*)

Gegen halb sieben Uhr morgens eröffnete Geschütz- und Plänkler-

*) Ueber die Schlacht bei Salzburg s. Helfert „Der ungarische Winterfeldzug ꝛc. (Prag 1876, Tempsky) II S. 354—360.

feuer auf beiden Seiten den Kampf, der auf diese Weise bis 11 Uhr Vormittags fortgesetzt wurde, ohne daß ein oder der andere Theil einen überwiegenden Vortheil zu erlangen vermochte.

Während des Kampfes hatte das zweite Bataillon Bianchi die ganze Taschen-Munition verbraucht und durch entschlossenes Festhalten der eingenommenen Plänklerstellung namhafte Verluste erlitten.

Um endlich das Gefecht der Entscheidung näher zu bringen, ordnete der commandirende General eine allgemeine Vorrückung an. Die Abtheilungen des Centrums rückten vor, mußten aber nach hinterlegten 3 bis 400 Schritten stehen bleiben, weil die beiden Flügel in Folge einer früheren rückgängigen Bewegung noch längere Zeit brauchten, um mit der Mitte in gleiche Höhe zu gelangen. Da gewahrte Hauptmann Véver, daß der Feind durch die gleich bei Beginn des Kampfes von Seite der k. k. Truppen unternommene aber nicht gelungene Flankenumgehung sich verleiten ließ, seine beiden Flügel von der Mitte seiner Stellung zu weit zu entfernen, wodurch dessen Heeresabtheilungen außer Stand gesetzt wurden, sich nach Bedarf gegenseitig zu unterstützen.

Véver faßte daher den Entschluß, diesen günstigen Moment zu benützen, das feindliche Centrum zu durchbrechen und wenn möglich die Batterie, welche in den Reihen der k. k. Truppen so großen Schaden anrichtete, zu erobern, ohne erst abzuwarten, daß die beiden Flügel in das Alignement der Mitte gelangen. In Divisions-Colonnen auf gleicher Höhe rückte Véver in bester Ordnung gegen den Feind vor; in der Plänklerkette des zweiten Bataillons angekommen, hingen sich die zunächst befindlichen Abtheilungen derselben in Plänklerschwärmen an die Flügel der Divisions-Colonnen, um beim Angriffe mitzuwirken.

Als der Feind die Absicht der Angreifer wahrnahm, beschoß er sie anfangs mit Kanonenkugeln, näher gerückt aber mit Kartätschen und Flintenkugeln. Der Kampf wurde immer hartnäckiger, da die Beschaffenheit des Bodens das schnelle Vorrücken der k. k. Truppen hinderte. Das Terrain war nämlich noch stark mit Schnee bedeckt, der durch die eingetretene Sonnenwärme rasch zu schmelzen begann, so daß Wasser die tiefen Feldgräben füllte und den Boden derart auflockerte, daß man gerade in dem gefährlichsten Momente nur mit äußerster Kraftanstrengung weiter gelangen konnte.

Erschöpft gelangten die Stürmenden an einen tiefen Wassergraben und Hauptmann Fiedler, Commandant der rechten Flügelcolonne fällt

schwer verwundet. Nun galt es die Ehre der österreichischen Fahnen zu retten und das äußerste zu wagen. Die Herzhaftigkeit des Hauptmanns Véver und seine begeisternde Ansprache so wie das gute Beispiel aller Officiere und Unterofficiere erweckten bei der Mannschaft neue Kraft. Alle Hindernisse wurden überwunden und im Sturmschritt eilten die beiden Colonnen mit den Plänklerschwärmen gegen die feindliche Batterie. Der Angriff gelang vollkommen, der Feind wurde in die Flucht geschlagen und die Eroberung von fünf feindlichen Geschützen war der Lohn des heißen Kampfes für die an demselben theilgenommenen Truppenabtheilungen.

Diese gelungene Unternehmung trug zum glücklichen Ausgang des Kampfes auf der ganzen Schlachtlinie vor Salzburg wesentlich bei; der Feind gerieth durch die muthvollen Bajonnetangriffe der k. k. Truppen in die größte Unordnung und nachdem ihm keine Zeit gelassen wurde, sich im Orte zu sammeln und Munition und Bagage — die sich in Folge der unerwarteten Katastrophe in den engen Gassen von Salzburg angehäuft hatte — in Sicherheit zu bringen, nahmen die bald darauf von allen Seiten eindringenden k. k. Truppen dem Feinde noch acht Kanonen, die Reserve-Munition und die ganze Bagage ab. Der Feind floh über Reißmarkt und Mühlbach nach Broos (Szászváros).

Am 8. Februar 1849 nahm Hauptmann Véver an dem Ueberfalle bei Broos thätigen Antheil; der Feind, welcher sich in diesem Orte festgesetzt hatte, wurde durch das muthvolle Vorrücken der k. k. Truppen aus dem Orte vertrieben und floh an die Brücke bei Piski, wo ihm bedeutende Verstärkungen aus Ungarn zukamen. In Folge dessen fanden sich die k. k. Truppen bestimmt den Rückzug nach Mühlenbach anzutreten, da auch neue Insurgentenhaufen aus dem Szeklerlande Hermannstadt bedrohten, und Bem mit vermehrten Kräften in Mediasch sich festsetzte. Die ersteren nahmen daher wieder bei Hermannstadt Stellung.

Um diese Stadt vor einem Ueberfalle seitens des Feindes zu schützen und denselben von dem Szeklerlande abzudrängen, beschloß der commandirende k. k. General letzteren am 3. März 1849 anzugreifen. Zu dem Ende wurde Hauptmann Véver schon am 28. Februar mit einem Streifcorps gegen Blasendorf in die rechte Flanke des Feindes entsendet, um beim Vorrücken der k. k. Truppen deren linke Flanke zu sichern und am Schlachttage beim Angriff mitzuwirken. Véver überfiel auf seinem Zuge dahin den Ort Monora, hob einen feindlichen Posten auf

und bewirkte am 3. März vor Tagesanbruch seine Vereinigung mit der Avantgarde des Angriffcorps, mit welchem er an dem Gefechte dieses Tages bei Mediasch theilnahm. Bévér war aber auch Theilnehmer an allen übrigen Bewegungen des siebenbürgischen Armeecorps bis zum Schluße des Winterfeldzuges.

Als hierauf die Operationen der kaiserlich russischen Truppen begannen, um Ungarn und Siebenbürgen von den überall Schrecken verbreitenden Insurgenten zu säubern, stand Hauptmann Bévér mit den k. k. Truppen in der Wallachei. Er erhielt nun vom österreichischen Königs-Ministerium die Bestimmung als Colonnenführer bei den zur Cooperation in Siebenbürgen befehligten russischen Truppen des fünften Infanterie-Armeecorps.

In dieser Eigenschaft machte Bévér im Stabe des russischen General-Lieutenants Grafen Lüders folgende Gefechte mit: am 19. Juni 1849 auf dem Berge Prädial, am 20. Juni bei der Forcirung des Gebirgspasses von Unter-Tömös, am 22. Juni bei der Einnahme des Schloßes von Kronstadt, am 24. Juni das Gefecht an der Kököser-brücke, am 5. Juli das Treffen bei Szepsi Szt. György; am 21. Juli die Gefechte bei Talmacs, Rothenthurm und Vorcontumaz, am 31. Juli die Schlacht bei Schäßburg, am 6. August die Schlacht bei Groß-Scheuern und am 12. August das Gefecht bei Mühlenbach, wornach die Beendigung des Feldzuges erfolgte.

Während des letzteren war Bévér's Gattin in dessen Hause in Hermannstadt zurückgeblieben, bis sie durch die unerwartete Einnahme dieser Stadt seitens der Insurgenten mit den übrigen Einwohnern zur Flucht gezwungen wurde. Alles war nur auf die Rettung des Lebens bedacht, und so wurde fast das ganze Vermögen Bévér's und der Schmuck seiner Gattin eine Beute der Rebellen. Nach eingetretener Waffenruhe trafen die beiden Ehegatten in Bukarest zusammen. Am 19. Juni 1850 rückte Bévér zum Major vor und wurde von dem zum Civil- und Militär-Gouverneur in Siebenbürgen ernannten Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Wohlgemuth zum Militär-Referenten beim Landes-Militär-Commando daselbst bestimmt. In dieser Stellung konnte sich nun Bévér von den anstrengenden Strapazen der Kriegsjahre 1848 und 1849 etwas erholen und einen Theil seiner Zeit wieder dem Familien-leben widmen.

Se. Majestät der Kaiser verlieh Bévér in Anerkennung seiner

Leistungen vor dem Feinde das Militär-Verdienstkreuz mit der Kriegs-Decoration und für die von ihm mit Muth und Ausdauer ausgeführte Waffenthat bei Salzburg auf Grund des Capitelbeschlußes vom 26. März 1850 das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens. Außerdem erhielt Béver von dem Kaiser von Rußland für die zur Bekämpfung der ungarischen Insurrection dem russischen Operations-Corps geleisteten Dienste den kaiserlichen russischen St. Annen-Orden zweiter und dritter Classe und den kaiserlichen russischen St. Wladimir-Orden vierter Classe, beide mit den Schwertern.

Infolge Allerhöchster Entschließung vom 11. März 1851 erfolgte seine Ernennung zum Flügeladjutanten Sr. Majestät des Kaisers, in welcher Anstellung er wiederholt mit wichtigen Missionen betraut wurde. Unter anderen wurde er auch mit dem Auftrage beehrt, den durch die Ueberschwemmung in Ungarn und Siebenbürgen im Jahre 1851 verunglückten Bewohnern das kaiserliche Gnadengeschenk zu überbringen und eigenhändig zu vertheilen, aus welchem Anlasse Béver zum Ehrenbürger von Großwardein ernannt wurde.

Am 1. Mai 1851 avancierte Béver zum Oberstlieutenant und am 6. December 1851 zum Obersten, als welchem ihm das Commando des Erzherzog Carl Ferdinand 51. Linien-Infanterie-Regiments verliehen wurde.

Am 12. Mai 1854 erfolgte im Sinne der Statuten des Militär Maria Theresien-Ordens die Erhebung Béver's in den erblichen österreichischen Freiherrnstand. Am 29. März 1859 wurde derselbe zum Generalmajor ernannt und ihm das Commando einer Brigade im 9. Armee-Corps General der Cavallerie Graf Schaffgotsche verliehen.

Mitlerweile stieg in Italien die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen die österreichische Herrschaft von Tag zu Tag mehr und machte die Verstärkung der Militärmacht daselbst nothwendig, zu welchem Ende das zweite österreichische Armee-Corps von Wien nach Italien verlegt wurde. Zugleich wurde die vollständige Mobilisirung der österreichischen Armee angeordnet und dem 9. Armee-Corps, in welchem Béver stand, der Befehl ertheilt, im Monate April 1859 in dem Maße mittelst Eisenbahn nach Wien abzurücken, als die Truppen des 2. Armee-Corps Wien verließen. Die Brigade Baron Béver bildete damals mit der Brigade Graf Castiglione die Division des Feldmarschall-Lieutenants Baron Handel.

Am 24. April 1859, also unmittelbar vor Ausbruch der Feindseligkeiten in Italien, erhielt das 9. Armee-Corps erneuert Marschbefehl und wurde vorerst in Verbindung mit der Division des Feldmarschall-Lieutenants Graf Thun in das adriatische Littorale verlegt, um unter dem Oberbefehle des Feldzeugmeisters Graf Wimpffen, Commandant des ersten Armee-Corps die Vertheidigung des Küstengebietes zu übernehmen.

Die massenhaften Militär-Transporte, die mit der größten Eile nach dem Süden dirigirt werden mußten, nahmen aber die Eisenbahn so sehr in Anspruch, daß die Brigaden Béver und Mesko von derselben nicht mehr aufgenommen werden konnten, daher gezwungen waren den Marsch zu Fuß anzutreten. Die Brigade Béver marschirte am 26. April von Wien ab und traf am 25. Mai in Adelsberg ein. Welchen Beschwerlichkeiten die Truppen auf diesem langen Marsche ausgesetzt waren, kann nur derjenige beurtheilen, der solche Fußmärsche selbst mitgemacht hat.

Inzwischen war aber schon am 4. Mai das 9. Armee-Corps zur Verstärkung des 2. Armee-Corps in Italien in Aussicht genommen und es wurde zu dessen Ablösung das 10. Armee-Corps bestimmt. Es mußten daher die mittelst Fußmarsch instradirten Brigaden Béver und Mesko, welche an ihrem Bestimmungsorte noch nicht angelangt waren, aus dem Verbande des 9. Armee-Corps ausgeschieden und dem 10. Armee-Corps Feldmarschall-Lieutenant Baron Wernhardt unterstellt werden, wo nunmehr die Brigade Béver im Verein mit der Brigade von Ahsbahs die zweite Division unter dem Commando des Feldmarschall-Lieutenants Baron Schiller bildete. Als später auch noch Theile des 10. Armee-Corps nach Italien gezogen wurden, blieb diese zweite Division, welcher noch die Brigade Giersig unterstellt wurde, allein zur Vertheidigung des Küstengebietes bei Triest zurück.

Nach erfolgtem Friedenschluße wurde Generalmajor Baron Béver mit seiner Brigade nach Görz und bald darauf nach Wien transferirt. Im December 1860 wurde er zum Local-Truppen-Brigadier in Preßburg ernannt und im Jahre 1862 als Brigadier nach Arad transferirt.

In dieser letzteren Stadt verlebte Béver mit seiner Familie nahezu vier Jahre und feierte daselbst auch am 12. Februar 1866 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Bei diesem Anlasse wurde Baron Béver von Seiner kais. und königl. Majestät durch ein Glückwunsch-Telegramm ausgezeichnet und alle Militär- und Civilbehörden zu Arad, sowie der dortige griechische Bischof an der Spitze einer Deputation der griechischen

Geistlichkeit und eine Deputation der Arader Bürgerschaft brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Schon am Vorabende dieses Festtages wurde zu Ehren des Jubilars ein großartiger militärischer Fackelzug veranstaltet, an welchem die beiden Musikcapellen der dort in Garnison liegenden Regimenter Salvator-Infanterie und Karl Ludwig-Uhlanen sich betheiligten. Eine unabsehbare Menschenmenge begleitete den Zug über den Hauptplatz der Stadt zur Wohnung des Jubilanten, wo von den vereinten Capellen mehrere Musikstücke ausgeführt wurden. Zum Schluße der Productionen erstrahlte der Name des Gefeierten im bengalischen Feuer, was bei den militärischen Fackelträgern enthusiastische Kundgebungen hervorrief, in welche das zahlreich versammelte Publicum mit stürmischen Éljen-rufen einstimmte. Auf dem hierauf stattgefundenen Maskenballe wurde Baron Véver bei seinem Erscheinen von Seite des Orchesters mit einer dreifachen Intrade begrüßt und von den zahlreich versammelten Ballgästen, die sofort eine Gasse bildeten, um dem Jubilare das Vorschreiten in dem überfüllten Saale zu ermöglichen, in der herzlichsten Weise ausgezeichnet.

Die Arader Zeitung vom 12. Februar 1866 brachte dem Jubilar am Schluße ihres Berichtes über die stattgefundene Jubelfeier ebenfalls die wärmsten Glückwünsche dar, indem sie zugleich in anerkennender Weise hervorhob, „daß derselbe während der ganzen Zeit seines amtlichen Wirkens in Arad als ein warmer Freund der Presse, als ein eifriger Beschützer ihres redlichen Strebens, mit einem Worte als ein Mann sich bewährt habe, der das ehrlich freie Wort wohl zu achten und zu würdigen, nie aber zu verdrehen und zu verdächtigen wisse".

Nur wenige Wochen nach dieser Jubelfeier mußte jedoch Baron Véver die ihm lieb gewordene Stadt verlassen; er wurde am 23. März 1866 zum Festungs-Truppen-Brigadier in Mantua ernannt. Die Bevölkerung von Arad, deren Achtung und Werthschätzung sich Véver durch seine hohe Bildung und sein überaus leutseliges Benehmen im hohen Grade erworben hatte, sah ihn mit herzlichem Bedauern aus ihrer Mitte scheiden.

In Mantua führte Feldmarschall-Lieutenant Baron Stankovich das Festungs-Commando. Die dem Befehle Véver's unterstellten Truppen der Besatzung bestanden aus 7 Bataillonen Infanterie, 1 Escadron Husaren, 6 Festungs-Artillerie-Compagnien, 1 Genie-Compagnie und kleineren Detachements.

Nachdem die Kriegserklärung seitens des Königs von Italien an Oesterreich erfolgt und Seiner kais. Hoheit dem Feldmarschall Erzherzog Albrecht zu Verona überreicht war, hatte der Feind die Curtatone-Linie bereits mit drei Brigaden besetzt; eine Brigade des zweiten italienischen Corps (Cucchiari) setzte sich vor Borgoforte fest. Um nun dieses feindliche Corps vor der Festung zu binden und die Theilnahme von Abtheilungen desselben an der Schlacht bei Custozza zu hindern, machte Generalmajor Baron Béver am 24. Juni 1866 morgens mit einem Bataillon Broder und zwei Divisionen Peterwardeiner Gränzer unter Oberst Jovannović und unter Begleitung von vier Raketen-Geschützen und einer Escadron Württemberg-Husaren Nr. 11 einen Ausfall in westlicher Richtung. Die feindlichen Vortruppen wurden überrascht und aus den Gehöften, in welchen sie sich festgesetzt hatten, vertrieben, worauf bedeutende Abtheilungen des Gegners aus Curtatone und Montanara vorrückten. In Folge dessen kehrten die kaiserlichen Truppen in die Festung zurück, ohne vom Feinde verfolgt zu werden. Mit geringen Verlusten war aber der Zweck erreicht — der Feind blieb vor der Festung stehen.

Allein schon bei Ausbruch des Krieges war im italienischen Hauptquartier beschlossen worden, die Befestigungen von Borgoforte zu nehmen und es erhielt zu dem Ende der italienische General-Lieutenant Mignano schon am 22. Juni, also zwei Tage vor dem von Baron Béver gewagten Ausfalle den Auftrag, die Festung Borgoforte anzugreifen. Dieselbe liegt am Ausfluße des Mincio-Canales in den Po. Längst dieses Canales zieht sich ein hoher Damm, welcher das Land vor Ueberschwemmungen schützen soll und zugleich mit dem Canale eine natürliche Verschanzungslinie bildet. Es mußte daher dem Feinde an der Eroberung dieser Befestigungen, obgleich sie noch nicht ganz ausgebaut waren und nur aus vier selbstständigen halbfertigen Werken bestanden, um so mehr gelegen sein, als dieser Punkt auch in dem Kriege des Jahres 1848 eine wichtige Rolle gespielt hatte.

General-Lieutenant Mignano hatte bereits mit der Brigade Regina den Fluß bei Viadana überschritten und war mit den ihm zur Verfügung gestellten schweren Geschützen vor Borgoforte gerückt. Der Angriff der Festung, welcher für den 25. Juni festgesetzt war, unterblieb jedoch, da der für die Italiener unglückliche Ausgang der Schlacht von Custozza auch den Rückzug Mignano's zur Folge hatte.

Während aber am südlichen Kriegsschauplatze die österreichischen Truppen siegreich kämpften und Lorbeeren an Lorbeeren reihten, waren im Norden Oesterreichs die Preußen immer tiefer in Böhmen eingedrungen und drängten die österreichischen Heere trotz ihrer hartnäckigsten Gegenwehr immer mehr zurück. Nach der für die Oesterreicher unglücklichen Schlacht bei Königgrätz wurde die Armee des Erzherzog Albrecht aus Italien an die Donau gezogen und die Behauptung Venetiens hauptsächlich den Festungsbesatzungen überlassen.

Generalmajor Baron Véver hatte nunmehr nur noch einmal vor Eintritt der Waffenruhe in Italien Gelegenheit, an den Kriegsthaten der österreichischen Armee thätigen Antheil zu nehmen. Als nämlich am 17. Juli 1866 der Feind neuerdings die Befestigungen des Brückenkopfes von Borgoforte angriff und ungeachtet der hartnäckigsten Vertheidigung Seitens der österreichischen Truppen zu Fall brachte, erhielt Baron Véver den Befehl, mit zwei Bataillonen der Mantuaer Besatzung, mit welchen er nach Cappeletto vorgerückt war, die aus der Festung Borgoforte abrückenden österreichischen Truppen aufzunehmen. Nachdem die Italiener am 18. Juli Borgoforte besetzt und Mantua eingeschlossen hatten, wurde am 26. Juli die Waffenruhe bekannt gegeben. Baron Véver erhielt für seine Dienstleistung während des italienischen Feldzuges mittelst Allerhöchsten Befehlsschreibens vom 28. October 1866 die Allerhöchste belobende Anerkennung.

Das Fieber, welches in Mantua zur Zeit des Aufenthaltes Véver's herrschte, so wie die bei ihm in Folge der Strapazen immer heftiger auftretenden Krampfadern veranlaßten ihn, um seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand anzusuchen, welche am 4. October 1866 unter Verleihung des Feldmarschall-Lieutenants-Charakters erfolgte.

* * *

Baron Véver zog sich nun auf sein Landgut, welches er zu Theresienfeld bei Wiener-Neustadt aus dem Erlöse seines Gutes Levárt in Ober-Ungarn sich angekauft hatte, widmete im Kreise seiner Familie die erste Zeit seines Aufenthaltes der Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit und ging dann an die Bewirthschaftung seines kleinen Besitzthumes, das aus 32 Joch Felder, einigen Joch Gartengrundes und einem Wohnhause mit angränzenden Wirthschaftsräumen und Stallungen bestand.

Er studierte wissenschaftliche Werke, insbesondere über Weincultur am Rhein und Gartenbau, unterrichtete hierin seinen langjährigen Diener (Emerich Kiß) und legte bald auf dem bis dahin unfruchtbaren Steinboden einen Weingarten an, für welchen er den Bedarf an Reben durch die Samenhandlung Swoboda in Wien aus verschiedenen Theilen des Auslandes bezog, zum Theile auch von den in seinem Besitze befindlichen Reben durch Ableger gewann. Er gehörte auch dem landwirthschaftlichen Vereine von Nieder-Oesterreich, dessen Präsident damals Graf Hartig war, als Ehrenmitglied an.

Außer der Landwirthschaft und der Jagd betrieb Véver literarische und wissenschaftliche Studien, widmete besonders viele Zeit dem Studium der Mathematik, um, wie er sagte, den Geist nicht einschlafen zu lassen und ließ sich die Erziehung seiner Kinder angelegen sein; ein'en seiner Söhne bereitete er fast ausschließlich bis zum letzten Jahrgange der Realschule vor.

Als seine Kinder herangewachsen waren, verkaufte er insbesondere mit Rücksicht auf die Erziehung seiner Töchter das Besitzthum zu Theresienfeld an den Baron Hugo Dunay und zog nach Preßburg. Auch hier beschäftigte er sich noch viel mit der Erziehung seiner Kinder, und betrieb nebenbei vorwiegend literarische Versuche, die er aber nie veröffentlichte. Er übersetzte „Conrad Wallenrod" von Mickiewicz und Alois Felinski's Barbara (dramatisches Gedicht in fünf Acten) frei aus dem Polnischen in's Deutsche. Aus seiner Feder floß auch eine größere Anzahl von Gelegenheitsgedichten, die im Manuscripte von der Familie des Verstorbenen aufbewahrt werden und nicht nur von seiner poetischen Veranlagung, sondern auch von seiner innigen Liebe zu seiner Familie zeigen.

Da mir von der Familie Véver's, einige dieser Gedichte zur Einsicht gütigst überlassen wurden, sollen dieselben hier ihren Platz finden.

Hoffnung.

Ob wohl in jenen lichten Räumen,
Wohin kein sterblich' Auge dringt,
Der Liebe Klang in süßen Träumen
Dem reinen Geiste noch erklingt?

Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Ob auch das Aug', das uns entzückt,
So innig Liebe noch empfindet,
So liebevoll wie einst noch blickt?

Dann sei gegrüßt die letzte Stunde,
Mit ihr entschwindet Weh' und Leid;
Schwing', Seele, dich vom Erdenrunde
Empor zum Licht der Ewigkeit.

So fühl' ich's tief, es kann wohl nimmer,
Es kann die Lieb' nicht sterblich sein;
Die wir geliebt, wir seh'n sie immer
In jenen Sphären ewig rein.

D'rum halte, die ihr Herz dir weihen
Zum ew'gen Bund in flücht'ger Zeit,
Und trink' mit allen deinen Treuen
Vom Borne der Unsterblichkeit.

Sonnet.

Es drängt den Mann nach thatenreichem Leben.
Der Minne Spiel, nicht der Geliebten Blick,
Kein Machtgebot hält ihn davon zurück,
Und die Gefahr wird seinen Muth noch heben.

Es zieht ihn fort! Der Feige nur mag beben,
Wenn ihm nicht immer lacht des Lebens Glück —
Er zaudert nicht, wenngleich ihm das Geschick
Nicht das, was er gehoffet, ganz will geben.

Wie Felsen in die Lüfte ragen
Jahrhundert' lang und nimmer wanken,
So fest steht auch der freie Mann.

Und die Geschichte wird dir sagen,
Wie Unheil bringt das ew'ge Schwanken,
Wie wahr der Spruch: „Wer will, der kann".

Als Baron Véver im Jahre 1859 auf dem Marsche nach Italien war, um an dem dortigen Feldzuge Theil zu nehmen (er war damals Generalmajor und 54 Jahre alt), gedenkt der wackere Streiter für die Rechte seines Kaisers und die Rettung seines Vaterlandes als zärtlicher Gatte und Vater mit Liebe der Seinen und macht trotz des Kriegslärms, trotz des Wirbels der Trommeln und des Schmetterns der Trompeten seinen Gefühlen durch ein Gedicht Luft, das er aus Senosetsch*) den 2. Juni 1859 an seine Familie sendet.

*) Senosetsch (Senožeče) ist ein Marktflecken bei Adelsberg in Krain, wo sich Baron Véver auf dem Durchmarsche kurze Zeit aufhielt.

An meine Lieben in der Ferne.

Dort an des grünen Waldes Rand
Ein wunderlieblich Blümchen stand,
Sein Haupt neigt es der Sonne hin,
Es glänzt der Morgenthau darin.

In Träumen von verlor'nem Glück
Ging ich den Pfad, gesenkt den Blick —
Ich dachte an die Lieben dort;
Ich träumte süß und träumte fort.

Das Blümchen mit dem Morgenthau
Und seinen Aeuglein himmelblau,
Es sieht, daß mich ein Kummer drückt,
Und sanft es mit dem Kopfe nickt.

Es ist, so spricht's, nicht lange her,
Da lag der Schnee auf mir gar schwer.
Doch sieh', es schmolz der Lenz das Eis,
Und Berg und Au ward grün statt weiß —

So wechselt auf dem Erdenrund
Der Freuden und der Leiden Stund',
Ein ewig Kommen und Vergeh'n,
Ein Scheiden und ein Wiederseh'n.

Ein zweites Gedicht ddto. Senosetsch am 3. Juni 1859 ist an seine inniggeliebte Gattin gerichtet und lautet:

An meine Friderike.

Wenn der Blumen strahlend Farben
Fesseln deinen Blick —
Freuden, die mir längst erstarben —
Denk an mich zurück.

Wenn des Liedes Zauberklänge
Rufen wach dein Glück,
Denk an meiner Lieb' Gesänge,
Denk an mich zurück.

Wenn Genuß der Lebensfreuden
Würzet dein Geschick,
Denk an deines Sängers Leiden,
Denk an mich zurück.

Baron Béver's Vorliebe für Blumen und die Weincultur veranlaßte ihn nicht nur bei seiner Wohnung auf einem früher ganz öden Flecke einen Blumengarten anzulegen, sondern er pachtete auch im Gebirge

einen Grund, wovon ein Theil mit Weinreben bepflanzt war, mit deren Pflege er sich seine Zeit vertrieb. Im Verfolge dieser Lieblingsbeschäftigung trat er oft mit den Gärtnern in Preßburg in nächsten Verkehr, um bei ihnen sich Belehrung und Rath zu erholen. Diese achteten und liebten den leutseligen alten Herrn, wie sie ihn nannten, und der Gärtner des Gebirgsparkes von Preßburg legte daselbst aus Liebe zu Véver und dessen beiden Freunden, den beiden pensionirten Generalen Karl Hanus und Ladislaus v. Smagalski, vor der Bank auf welcher sie gewöhnlich Platz nahmen um den Sonnenuntergang zu beobachten und welche unter dem Namen „Generalsbankerl" bekannt war, ein eigenes kleines Blumenparquet an.

So verlebte Baron Véver eine Reihe von Jahren im Ruhestande nur für seine Familie, mit der Pflege der Blumen und der Weincultur und mit literarischen Arbeiten sich beschäftigend, bis zu Beginn der achtziger Jahre sich die Anfänge eines Leberleidens zeigten, welche bald einen ernstlicheren Charakter annehmen sollten.

Als nach dem Jahre 1881 die Leiden Véver's zunahmen, war das Leben seiner Angehörigen nur seiner Pflege gewidmet. Im Jahre 1883 ging er nach Hof-Gastein, um von den dortigen Heilquellen eine Linderung seiner Schmerzen zu erlangen, wenn schon eine vollständige Herstellung seiner Gesundheit nicht mehr zu erhoffen war. Die Bäder Gastein's bewirkten auch das erhoffte günstige Resultat und Véver verließ nach beendigter Cur ziemlich gekräftiget den Badeort und kehrte vergnügt in den Kreis seiner Familie zurück.

Allein nur zu bald verschwanden die guten Wirkungen der Badecur und schon im Frühjahre 1884 nahm die Krankheit Véver's einen acuteren Charakter an, die durch dieselbe hervorgerufenen Schmerzen vergrößerten sich und brachten in dem sonst heiteren Gemüthe des Kranken eine nachtheilige Wirkung hervor. Nochmals nahm er zu den Bädern des stillen Hof-Gastein seine Zuflucht, kam aber diesmal in einem sehr leidenden Zustande daselbst an. Er konnte das Haus, in welchem er wohnte und die Bäder gebrauchte, nur einigemal und zwar auf kurze Zeit verlassen und mußte sich, wenn er die Luft außer dem Hause genießen wollte, eines Rollsessels bedienen. Seine Rückkehr nach Preßburg war diesmal mit Schwierigkeiten verbunden und es dauerte längere Zeit, bis er sich wieder so weit erholte, um mit Ruhe dem kommenden Winter entgegensehen zu können.

Im Frühjahre 1885 besuchte Schreiber dieses Baron Véver zu

Preßburg und fand dessen Gesundheitsverhältnisse bedeutend besser als in den vorausgegangenen zwei Jahren. Wieder entschied er sich im Sommer für den Aufenthalt in Hof-Gastein, der ihm diesmal auch weit zuträglicher war als im Jahre 1884. Allein es dauerte nicht lang und das Leiden Baron Véver's nahm nach der Rückkunft nach Preßburg wieder zu und warf ihn auf das Krankenbett, von welchem er nicht mehr aufstehen sollte. Trotz der aufopferndsten Pflege seiner treuen Gattin, welche in den letzten zwei Monaten nicht von seinem Schmerzenslager wich, trotz allen Aufgebotes ärztlicher Hilfe war Baron Véver nicht mehr zu retten. Am 24. October 1885 um halb 5 Uhr morgens hauchte er im Kreise seiner tiefgebeugten Familie seinen Geist aus.

Am 26. October wurde die Leiche Véver's zu Grabe getragen, sie ruht im evangelischen Friedhofe zu Preßburg. Seinem Sarge folgten seine Gattin, drei Söhne, die sich sämmtlich dem Militärstande gewidmet haben und fünf Töchter, die älteste mit dem k. k. Artillerie-Hauptmanne Lonneck verheiratet, ferner eine große Zahl von Verwandten und Bekannten, denen der Verstorbene ein lieber Freund gewesen ist.

Eine große Menge von Kränzen deckte seinen Sarg und Blumen, die der Verstorbene selbst in seinem Gärtchen gezogen hatte, umgeben den Grabeshügel, in welchem seine irdische Hülle liegt.

Das

österreichische Münzwesen und der Orient.

Von Karl Perz.

Ein verbreitetes Sprichwort sagt: „Der Pfennig gilt dort, wo er geschlagen wird" und dies ist gewiß in der Hauptsache richtig. In vielen Fällen aber wandert der Pfennig in's Ausland und wird auch im Auslande gerne als Zahlung genommen, mit anderen Worten gilt auch im Auslande.

Seit uralter Zeit lehrt die Erfahrung, daß die vollwichtigen Münzen eines Staates namentlich in solchen fremden Ländern circuliren, welche in regem Handelsverkehre mit dem betreffenden Staate stehen und geringhaltiges Geld schlagen.

Seit der Zeit, zu welcher in der Ausmünzung des österreichischen Geldes eine gewisse Stabilität eingetreten ist, also seit dem 12. Jahrhunderte, haben sich die österreichischen Münzsorten eine große Beliebtheit auf den Märkten der Nachbarländer errungen. Doch kam im Mittelalter wenig österreichisches Geld in den Orient. Es bestand zwar schon ein regelmäßiger Waarenaustausch der Erblande mit dem Oriente; derselbe bediente sich indessen großentheils italienischer (besonders venezianischer) Vermittelung und ward demnach auch zumeist in italienischem Gelde ausgeglichen. In den levantinischen Seehäfen waren die venezianischen Gold- und Silbermünzen das beliebteste fremde Geld. In der Hercegovina, und in Bosnien bis in's Innere von Serbien hinein circulirten die verschiedenen Silberstücke der Republik Ragusa; in den an Ungarn angrenzenden Theilen der Balkanhalbinsel liefen die ungarischen Goldgulden (seit der Herrschaft der Anjou's) in großen Mengen um. Doch wurden im Mittelalter von den Völkern der Balkanhalbinsel die einheimischen Münzsorten unstreitig der fremden Valuta vorgezogen.

Erst die Neuzeit brachte hierin eine große Veränderung hervor: in demselben Maße, als sich das türkische Münzwesen verschlechterte, gewannen die fremden Geldsorten den Vorzug. Von Goldmünzen waren im Osmanenreiche die venezianischen Zecchinen und die holländischen und österreichischen Dukaten, den Silbermünzen die spanischen, holländischen, venezianischen und Maria-Theresien-Thaler am beliebtesten.

Nach diesem kurzen Ueberblicke über das Münzwesen der Balkanländer ist es vielleicht gestattet, auf die Wechselbeziehungen zwischen diesen Ländern und den in unserer Monarchie vereinigten staatsrechtlichen Gebieten zu verweisen und in allgemeinen Zügen den Einfluß zu zeichnen, welchen die österreichischen und die ungarischen Münzsorten in weitem Umkreise ausübten.

Beginnen wir mit den Goldmünzen! Sehr wichtig für die Entwickelung des europäischen Geldwesens wurden die byzantinischen Goldstücke, welche im Zeitalter der Kreuzzüge nach Italien kamen und in den zahlreichen Münzstätten des Landes mehr oder minder vollwichtig nachgemünzt wurden. Zwei dieser Nachprägungen erhielten eine Bedeutung, welche über Italien hinausreicht: die Goldstücke von Florenz und jene von Venedig. Florenz war damals der größte Geldmarkt Italiens und vermittelte zahlreiche Anleihen fremder Souveraine. Seine Goldstücke wurden die Vorbilder für die ungarischen Goldgulden. Dieselben hießen nach ihrem Mutterlande auch Fiorentini oder Floreni und kamen bald zu solchem Ansehen daß sie von den Ländern in weitem Umkreise nachgeahmt wurden. Selbst ihr Stammland Florenz prägte sie nach und hieß diese Münzsorte dann Ungari. Die Goldgulden wurden auch in Oesterreich und in vielen anderen Theilen des damaligen Deutschen Reiches nachgemünzt, verloren aber so schnell an Werth durch minderhaltige Ausprägung, daß ihr Name „Güldener“ oder „Gulden“ bald zum Namen einer Silbermünze wurde. Gegenüber diesen rapid an Werth verlierenden Nachahmungen der Florentiner Goldstücke haben sich die gleichfalls einem byzantinischen Vorbilde entsprungenen Goldstücke von Venedig, die weltbekannten Zecchinen, und ihre Nachbildungen bis auf den heutigen Tag in ihrem Feingehalte behauptet und daher auch in vielen Staaten des Auslandes Geltung verschafft. Die venezianischen Goldstücke führen ihren Namen nach dem Hauptmünzamte der Lagunenstadt, welches la Zecca hieß, und wurden seit dem Jahre 1284 regelmäßig geprägt. Sie cursirten hauptsächlich im

Becken des Mittelmeeres. Durch mehr als fünfhundert Jahre (von 1284 bis 1797) wurden sie in nahezu gleichem Gewichte und Gehalte und in nahezu gleicher Form ausgeprägt. Die reiche Handelsstadt an der Adria konnte so viele Goldstücke prägen, daß nach der Versicherung des berühmten Reisenden Niebuhr (circa 1760) viele Türken sich der Meinung hingaben, die Venezianer hätten den Stein der Weisen gefunden welcher alle Erdarten in Gold verwandele. Andere, vernünftigere Orientalen erklärten sich den massenhaften Umlauf der Zecchinen dadurch, daß sie annahmen, von allen europäischen Nationen hätten allein die Venezianer Goldbergwerke. Die Zecchinen wurden vielfach nachgeahmt, doch haben sich von ihren Nachprägungen nur die österreichischen und holländischen Dukaten zu größerem Ansehen erhoben und bis heute erhalten. Was die Letzteren anbelangt, so erfreuten sie sich einer großen Beliebtheit in Rußland, Persien und Ostindien und werden dort jetzt noch oft angetroffen. Mit diesen weitverbreiteten Goldmünzen, mit der Zecchine und dem holländischen Dukaten, mußte der in gleicher Feinheit geprägte österreichische Dukat, der Nachfolger der ungarischen Goldgulden, kämpfen. Da der Seehandel meist die beiden früheren in die Hafenplätze der Levante trug, blieb unserem Dukaten nur der Landweg offen. In Montenegro, Serbien, Rumänien, Bulgarien und der europäischen Türkei häufig, vereinzelt auch in der asiatischen Reichshälfte begegnet man dem österreichisch-ungarischen Dukaten. Er wird als Anlageobject für Geldsummen und als Frauenschmuck von den Türken gerne genommen und heißt bei ihnen nach seinem Hauptprägeorte Krimitz (Kremnitzer) oder weil die Mehrzahl der Stücke aus Ungarn kam, auch Madzar.

So viel über die Goldstücke unserer Monarchie! Wir gelangen nunmehr zu den Silbermünzen. Schon im frühen Mittelalter hatte der Name der österreichischen Silberpfennige, welche aus den römischen Denaren hervorgingen, einen guten Klang. Anfangs waren jene von Aquileja und Friesach, dann jene von Wien bekannt und beliebt. Das Absatzgebiet derselben erstreckte sich über Deutschland, Polen, Ungarn und Italien. Noch heute nennen die Italiener in Erinnerung an die (Kärntner) Friesacher Silberpfennige, den anfangs gleichfalls in Silber ausgeprägten österreichischen Kreuzer carantano. — Späterhin (vom 13. bis zum 15. Jahrhunderte) erfreuten sich die böhmischen Dickpfennige oder Groschen, eine Nachahmung der französischen gros tournois (Dickpfennige von Tours) außerordentlicher Verbreitung in Deutschland, Polen

und Ungarn. Der böhmische Groschen ward in allen Nachbarländern copirt, ohne indeß dem Schicksale aller Münzsorten zu entgehen: er sank fortwährend im Werthe, von etwa 41 Kreuzer ö. W. auf 3½ Kreuzer in Deutschland und auf ⅘ Kreuzer in Polen. Wie geschätzt die böhmischen Groschen waren, geht daraus hervor, daß der allgemeine Volksmund in Norddeutschland bis zum Jahre 1873 den Silbergroschen, den letzten officiellen Vertreter der einst so zahlreichen Groschenfamilie, und nach ihm das gleichwerthige Zehnpfennigstück mit dem vulgären Namen „Böhm" belegt hat resp. noch belegt. — Auch der im 13. Jahrhundert in Tyrol aufgekommene Kreuzer, ein Silberstück mit einem Kreuze auf der Rückseite, hielt sich nicht im Werthe. — Zu diesen wichtigeren kleinen Silbermünzen kamen noch zahlreiche andere, minder wichtige, die Heller, die von Schwäbisch-Hall ausgingen, die aus dem römischen Gold-Solidus entstandenen Schillinge u. s. w., so daß es gegen Ausgang des Mittelalters in Deutschland (incl. Oesterreich) von kleinen Silbermünzen wimmelte. Da that ein sonst wenig genannter österreichischer Prinz, der Erzherzog Sigismund, Landesherr von Tyrol, im Jahre 1484 einen sehr folgenschweren Schritt, sozusagen eine historische That, indem er als höhere Einheit für diese zahllosen kleinen Silbermünzen aus den reichen Erträgnissen des Schwazer Bergwerkes die erste thalerförmige Münze, die erste große Silbermünze Europas seit der Zeit der alten Griechen, prägen ließ. Er hatte damit einem Bedürfnisse so treffend abgeholfen, daß alle europäischen Staaten sein Beispiel nachahmten und schon am Anfange des 16. Jahrhunderts in allen europäischen Staaten thalerförmige Münzen, allerdings unter den verschiedensten Namen geprägt wurden. Der Name Thaler ist nicht von Erzherzog Sigismund eingeführt worden, welcher seine neue Münze „Guldenbatzen" nannte, sondern ist eine Abkürzung des Namens Joachimsthaler, welchen die Stücke aus der Münzstätte des Grafen Schlick zu Joachimsthal, dem damals so ergiebigen Silberbergwerke in Böhmen erhielten. Die seefahrenden Nationen trugen das Thalersystem in ihre Colonien, wo aus den märchenhaften Erträgnissen der Silberminen unendliche Quantitäten von Thalern geprägt wurden. So wanderte das in Oesterreich erfundene Thalersystem in alle Länder der Erde. Merkwürdigerweise findet sich der Name Thaler, obwohl gegenwärtig noch in fast allen europäischen Staaten (mit Ausnahme von Großbritannien und Deutschland) thalerförmige Münzen geprägt werden, officiell nur mehr in der nordamerikanischen Union als Dollar und in

China als Taël. Die Thaler hatten anfangs einen Werth welcher, je nach den verschiedenen Staaten und nach den verschiedenen Zeitläuften, zwischen 2 und $2^1/_2$ Gulden ö. W. differirte und sanken erst im 17. Jahrhunderte in der Türkei und in Holland und im 18. Jahrhunderte in Norddeutschland unter diesen Werth herunter. Als die am meisten im Werthe zurückgegangene Thalermünze ist der türkische Piaster (= $8^1/_2$ Kreuzer ö. W.) zu betrachten.

Oesterreich hat nicht nur das Thalersystem erfunden, sondern es hat auch einen Thaler geprägt, welcher sich in fremden Ländern und insbesondere im Osten, ein großes Absatzgebiet eroberte. Es ist dies der Levantinerthaler oder, wie er nach der erhabenen Fürstin heißt, die ihn zuerst schlug und deren Bildniß er heute noch, nach hundert Jahren, trägt, der Maria-Theresien-Thaler. Derselbe circulirt gegenwärtig in einer Menge von 90 Millionen Stück innerhalb eines Gebietes von nahezu 10 Millionen Quadratkilometern, beherrscht außer Arabien ein gutes Drittheil von Afrika und bildet bei vielen Völkern das einzige gangbare Geld. Wie kam diese österreichische Münze zu solcher Beliebtheit im Morgenlande? Es wirkten mehrere Factoren in diesem Sinne. Vor Allem tritt der Umstand hervor, daß die Länder im Umlaufs-Gebiete des Maria-Theresien-Thalers (Arabien, Nubien, die Länder der Sahara und des Sudans bis zu dem Niger und dem Benue, Abessynien und die ehemaligen Aequatorial-Provinzen Egyptens bis zur Region der großen Seen, die Ostküste Afrikas bis zu den portugiesischen Besitzungen), um das Jahr 1748, als Maria Theresia und ihr Gemahl, Kaiser Franz I. den Conventionsfuß adoptirten und den nach der großen Kaiserin genannten Thaler zum ersten Male prägten, ein zerrüttetes oder ein so primitives Münzwesen besaßen, daß die Eingeborenen fremde, vollwichtige Münzsorten gerne annahmen. Dann erfuhr gerade unter Maria Theresias Regierung der Handel des Kaiserstaates einen ungeahnten Aufschwung. Er warf die Fesseln ab, die ihn bisher eingeengt hatten und befreite sich von der Abhängigkeit von Venedig. Die damals zu Freihäfen erhobenen und damals durch Kunststraßen mit den Centren der Monarchie in engere Verbindung gebrachten Städte Triest und Fiume traten in directen Verkehr mit der Levante und spielten bald eine hervorragende Rolle auf den Handelsplätzen des Ostens. Weil der österreichische Außen-Handel fast immer mit einer passiven Bilanz schloß, so wurden zur Deckung der Differenz österreichische Valuten ver-

wendet, u. zw. gemäß der Gepflogenheit des vorigen Jahrhunderts, welches alle kaufmännischen Rechnungen in Thalern aufstellte, österreichische Thaler, d. h. Maria-Theresien-Thaler. So kam der Thaler der großen Kaiserin in den Orient; die Gleichmäßigkeit, mit welcher er seit mehr denn hundert Jahren ausgemünzt wird, hat ihn den in Geldsachen sehr genauen Orientalen jedenfalls bestens empfohlen, ebenso wie die künstlerische Ausführung der einzelnen Stücke, welche auf der Vorderseite das Bildniß der mit weiblichen Vorzügen so reich geschmückten hohen Frau, auf der Rückseite den Reichsadler und die Jahreszahl tragen. Als Jahreszahl wird seit dem Tode Maria Theresias das Sterbejahr 1780 angegeben. Wie Oberbergrath Ritter v. Ernst in der Numismatischen Zeitschrift 1874 näher ausführt, gründete sich die nach dem Tode der Kaiserin fortgesetzte Ausprägung von Maria-Theresien-Thalern sowohl auf Rücksichten des Handels, welchem Maria Theresia's Nachfolger Kaiser Joseph II. eine beliebte Münzsorte nicht entziehen wollte, als nicht minder auf ein Gefühl der Pietät, welches auch seinerzeit die Kaiserin veranlaßt hatte zum Andenken ihres entschlafenen Gemahles Franz I. selbst nach dessen Tode Münzen auf sein Bildniß mit dem Sterbejahre als Datum prägen zu lassen.

So ausgerüstet wandern die Maria-Theresien-Thaler alljährlich, allerdings in wechselnder Zahl, in's Ausland, insbesondere in den Orient. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts kamen sie in der europäischen und in der asiatischen Türkei, ferner in Rumänien, Serbien, Bulgarien, Griechenland und Egypten sehr häufig vor. Als aber unter europäischem Einfluße das Münzwesen jener Länder sich allmählich consolidirte, wurden die Levantinerthaler vielfach eingeschmolzen und verschwanden aus dem Verkehre. Nur in den früher genannten Ländern cursiren sie noch in großen Mengen. In Nubien, Abessynien, in der Sahara und im Sudan dominiren sie entschieden über die anderen Münzsorten. Die Anhänger des schwarzen Propheten, des Mahdî vertrieben mit der egyptischen Herrschaft auch das egyptische, englische und französische Geld und nehmen keine andere Valuta als Maria-Theresien-Thaler. Auch der unglückliche General Gordon hatte sich in Anerkennung der Wichtigkeit des österreichischen Thalers mit einer halben Million Stücke versehen. Und in unseren Tagen wieder hat die italienische Regierung für ihre Expeditions-Corps am Rothen Meere erhebliche Quantitäten von Maria-Theresien-Thalern in der Wiener Münze bestellt.

Mit den Maria-Theresien-Thalern wandern auch andere österr. Silbermünzen, z. B. Silbergulden, in großer Zahl in's Ausland. Der Gulden ist ein directer Abkömmling des florentiner Dukaten, welcher über Ungarn nach Deutschland und Oesterreich wanderte, aber auf diesem Wege an Werth einbüßte. Er wurde in beiden genannten Ländern anfänglich aus Gold geprägt und hieß Goldgulden. Noch zu Beginne unseres Jahrhunderts gab es bairische Gulden aus Gold, sie wurden aber bald eingezogen. Fortan gab es nur mehr Gulden aus Silber, resp. aus Papier. Alle süddeutschen Staaten prägten Silbergulden, aber nach Errichtung des neuen deutschen Reiches ward der Gulden, obwohl das Zweimarkstück auch fernerhin als guldenförmige Münze geprägt wird, officiell aus Deutschland verbannt und fortan werden Gulden nur mehr in Holland, England und in unserer Monarchie geprägt. Was die österr.-ungar. Silbergulden betrifft, so erfreuen sie sich großer Beliebtheit in den Grenzländern Montenegro, Rascien und Albanien und sind auch (laut k. und k. Consular-Berichten) in Tripolitanien sehr gesucht. In gewaltigen Mengen fließen sie nach Ostindien ab: in den letzten Jahren sollen gegen 60 Millionen Stück dorthin verkauft worden sein.

Papiergulden werden in allen östlichen Grenzländern, besonders in den Strichen von Skutari d'Albania bis gegen Widdin hin, häufig angetroffen.

Auch österr.-ungar. Silber-Scheidemünze circulirt in den Nachbargebieten, u. z. Conventions-Scheidemünze nicht nur in Bulgarien, Serbien, Rascien, Albanien und Montenegro, sondern auch nach einer zuverlässigen Quelle in der Umgegend von Smyrna; neuere Scheidemünze in Rumänien, Bulgarien, Serbien und Altserbien, Albanien, Montenegro und Egypten.

Um noch ein paar Worte über die Kupfermünzen unserer Monarchie zu sagen, so kommen Einkreuzer- und Vierkreuzer-Stücke in den Gränzländern nicht selten vor. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß der Bulgarienforscher Felix Kanitz im Jahre 1859 zu seinem lebhaften Erstaunen in Belgrad den in Oesterreich längst verschollenen großen Kupferstücken zu 15 und zu 30 Kreuzern wiederholt begegnete. Es ist bereits erwähnt worden, daß der Kreuzer seinen Ursprung im 13. Jahrhunderte in Tyrol genommen hat, wo er eine kleine Silbermünze war und ein Kreuz auf der Rückseite trug. Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts breitete sich die Ausprägung der Kreuzer in

Deutschland und in Oesterreich aus. Noch in unserem Jahrhundert wurden Kreuzer in ganz Süddeutschland (u. z. sowohl aus Silber wie aus Kupfer) geschlagen, seit der Errichtung des deutschen Reiches aber nur mehr in unserer Monarchie, u. z. aus Kupfer.

Aus diesen wenigen Worten erhellt in klaren Zügen die wichtige und Achtung gebietende Stellung, welche das österr. Münzwesen seit mehr als 600 Jahren einnimmt und der Einfluß, welchen es trotz mancher Rückschläge auf weite Kreise ausgeübt hat. Möge es ihm vergönnt sein in ferneren Jahrhunderten ebenso erfolgreich zum Ruhme der Monarchie zu wirken!

Ausgewanderte Tyroler.

Von Dr. Schöpf.

Im Jahre 1837 haben die Protestanten des Zillerthals, daselbst Inclinanten genannt, Tyrol verlassen und sind nach Preußen übersiedelt, woselbst ihnen der König eine gastliche Heimstätte gewährte. Den Rechtspunkt und die Opportunität der Ausweisung lasse ich ganz beiseite und will nur bemerken, daß gewiß jeder echte Tyroler herzlich erfreut ist, wenn er hört daß es den ehemaligen Landsleuten in Preußen gut geht.

Deshalb und in diesem Sinne kann es keinem Tyroler verargt werden, wenn er sich für die heurige Jubelfeier der Ausgewanderten, eigentlich Ausgetriebenen, interessirte. Dabei hätte es bleiben sollen. Leider ist man darüber hinausgegangen, hat die alten Recriminationen über die Intoleranz der katholischen Kirche wieder aufgekocht, auf bereits verstorbene mir besonders theure Personen Steine geworfen und die Inclinanten als ganz harmlose und unschuldige Opfer hingestellt. Und dies ist weder gut noch sachgemäß. Möchten doch endlich die sämmtlichen Kirchen, sofern und insoweit sie Gesellschaften sind, offen und rückhaltslos das Pater peccavi! aussprechen. Oder ist es nicht im Grunde genommen dieselbe Verkehrtheit, wenn der liebe Gott um „gesegnetes Strandrecht" gebeten wird, als wenn der wälsche Räuber die Madonna um Beistand zum Gelingen des Mordes anruft.

Was nun die Incriminationen der Inclinanten gegenüber den Katholiken und deren Behörden betrifft, die, wie gesagt, gelegentlich der Jubelfeier leider wieder sind aufgewärmt worden, so erfordert es die Billigkeit, daß man auch die Gegenpartei höre. Der 1856 in Salzburg verstorbene Domprediger Sander*), im Jahre 1837 Dechant in Zell am

*) Mein Urtheil über Sander findet sich in den „Oberer'schen" Kalendern pro 1887—88.

Ziller, hat über Aufforderung des Consistoriums eine Denkschrift verfaßt, die er mir vor fast vierzig Jahren in genauer Abschrift übergeben, von der ich wohl nie Gebrauch gemacht hätte, wenn mich nicht die neuesten Thatsachen dazu genöthigt hätten.

Die Denkschrift lautet:

Hochwürdiges Fürsterzbischöfliches Konsistorium!

Zur Erledigung der hohen Aufträge ddo. 15/17. July v. J. N. 1733 und ddo. 20/24. November v. J. N. 3251 wird hiemit über die Wahrnehmungen und vorzuschlagenden Maßregeln in Betreff der Inklinanz berichtet:

Die vorliegenden Osterbericht-Renitenten-Verzeichnisse pro 1835 von den fünf angesteckten Seelsorgs-Stationen geben folgendes Resultat:

Seelsorgsstation	Offene Inklinanten	Darunter Neuabgefallene
1. Zell	54	5
2. Brandberg	69	8
3. Mayrhofen	32	1
4. Hippach	46	1
5. Finkenberg	17	—
Summa	218	15

Alle Wahrnehmungen und Erfahrungen der ältesten so wie der neuesten Zeit, bis auf diesen Augenblick herab vereinigen sich sämmtlich in diese Hauptsumme:

I. Es ist keine Hoffnung mehr, auch nur einen beträchtlichen Theil, noch viel weniger alle Inklinanten auf dem Wege der Belehrung zu bekehren.

II. Ihr längeres Verbleiben im Zillerthale ist höchst verderblich für die gesammte katholische Bevölkerung, für sie selbst, und für die Wohlfahrt des ganzen Landes;

III. Es gibt keine andere wirksame Maßregel, allen diesen Übeln abzuhelfen, als die Übersiedlung aller durch die Vollstreckung der Allerh. Entschließung vom 2. April 1834.

I.

Es ist keine Hoffnung, noch irgend eine Wahrscheinlichkeit, alle oder auch nur die meisten der Inklinanten durch Belehrung zu bekehren. Schon ein flüchtiger Blick in die Welt- und Kirchengeschichte überzeugt uns, daß alle Schwächen und Leidenschaften des menschlichen Herzens viel leichter zu heben und zu heilen sind, als die Verirrungen des stolzen menschlichen Geistes in Glaubenssachen. Das längste, größte und blutigste Verderben brachten von

jeher Religionsspaltungen über das Menschengeschlecht, und ewig unheilbar dauert die Opposition des gefallenen Lügengeistes gegen den Geist der ewigen Wahrheit.

Es tratten die weisesten, die gelehrtesten und heiligsten Männer und alle Wissenschaften auf; es wurde unendlich viel gelehrt, geprediget, gestritten, geschrieben, und alle menschlichen Mittel wurden versucht, um die 300jährige Glaubens-Spaltung in Deutschland zu verhüthen oder zu heilen, und was hat man im allgemeinen damit ausgerichtet? Das Einzige, daß das Übel noch weiter um sich gegriffen; das Übel selbst konnte und kann durch menschliche Mittel nicht geheilet werden. Die alleitende göttliche Vorsehung hat es sich vorbehalten, zur bestimmten Zeit ins Mittel zu treten, und die Zeit herbeyzuführen, wo Ein Schafstall und Ein Hirte seyn wird.

Der Unterzeichnete hat alle hiesigen Inklinanten-Akten von der ältesten bis zur neuesten Zeit fleißig durchgelesen, und zu keiner Zeit, wann und wo sich immer dieser Sektengeist zeigte, hat es an gehöriger Belehrung gefehlt.

Die gründlichsten und weisesten besonderen Pastoralanweisungen von den berühmtesten Oberhirten liegen vor, und wurden von Männern befolgt, welchen man weder Klugheit noch Weisheit, weder Lehrgabe noch Hirten-Eifer, weder Frömmigkeit noch Heiligkeit des Lebens absprechen kann noch wird; doch der Sektengeist lebte unter der Asche fort und erhob sich mit Macht bey jedem leisen günstigen Winde.

Vom Jahre 1789 an pastorirte der kluge, sanfte, eifrige, heiligmäßige Streitberger durch viele Jahre den Brandberg, und nach sovieljähriger Pastorirung sagte er bey seinem Abtretten seufzend: „Ich verlasse den Brandberg, so wie ich ihn gefunden."

Die Scapulire und Rosenkränze, die er den Kindern geschenkt, hingen die Eltern den Schafen und Geißen an den Hals, und trieben sie so geschmückt an seiner Hausthüre vorüber, und so machten sie es auch mit den ehrwürdigen Abzeichen des katholischen Glaubens in der neuesten Zeit, jedoch nur noch ärger, indem sie selbe in die Abtritte warfen.

In Brandberg hat ein so weiser Baumeister durch so viele Jahre den Grund gelegt, und sieh da! den neuesten Seelsorgsbericht. Brandberg ist gerade der allergeschwächste und gefährlichste Punkt, wo so eben wieder ein ganzes Haus dem Abfalle nahe ist, und wo die meisten Inklinanten sind.

Unser hochselige Fürsterzbischof Augustin, dem der Himmel eine ganz besondere Gabe verliehen, alle Herzen unwiderstehlich an sich zu ziehen, machte in der neuesten Zeit zweymal 1825 und 1830, eine Firmungsreise in das Zillerthal, predigte jedesmahl Hochselbst in Zell und Mayrhofen mit wahrhaft apostolischem Eifer und Salbung, und auch nicht Einer unter allen Inklinanten war zu bewegen, bey diesem wahrhaft apostolischen Ober-

hirten eine Belehrung auch nur zu suchen, ob sie gleich dazu von Hochdemselben freundlichst eingeladen und aufgemuntert wurden.

Von dem Jahre 1826 angefangen, wo das erste offene Hervortretten begonnen hatte, bis auf diesen Augenblick vereinten in schönster Eintracht die geistlichen und politischen Behörden alle ihre Kräfte, um das Übel zu heilen, oder doch ihm Schranken zu setzen. Alle Priester und Seelsorger jenseits und dießseits der Ziller vereinigten und verdoppelten ihren Eifer, und alle ihre Bemühungen, um durch die sanftesten, liebevollsten Belehrungen bey jeder schicklichen Gelegenheit auf der Kanzel, in besonderen Hauslehren, in Privat- und öffentlichen Gesprächen die Verirrten zurückzuführen, und dem Ausbruch eines größern Abfalles durch Belehrung und allgemeine Gebethe sich entgegen zu stellen; und das Einzige, was sie mit Beruhigung behaupten können, ist, daß dadurch nur ein noch größerer allgemeiner Abfall verhindert und hie und da Einzelne, noch erst halbentschiedene zurückgeführt wurden.

Die Sekte selbst blieb in allen 5 Seelsorgsstationen nicht nur in sich selbst verstockt, und jeder bessern Belehrung unzugänglich; sondern sie vermehrte sich mit jedem Jahre, und wird sich noch mehr vermehren, wenn ihre zahlreichen Kinder werden herangewachsen sein.

Das vorzüglichste Augenmerk der gesammten Geistlichkeit war auf die heranwachsende Jugend, und alle ihre irdische Hoffnung auf die Bildung eines besseren Geschlechtes berechnet. Neue Schulen wurden gegründet, und neu zu begründende sind im Antrage. Der Religionsunterricht wurde mit aller Sanftmuth, Liebe und Gründlichkeit ertheilt: mit großmüthiger Selbstaufopferung wurden zweckmäßige Gebeth- und Erbauungs-Bücher ausgetheilt, selbst das Opfer des eigenen Lebens wurde dargebothen durch Ertheilung des Religions- und Schulunterrichtes in den beyden Zillergründen, und im fernen Dornauberge, wo die Lavinen-Gefahren häufig und unvermeidlich sind. Und deßungeachtet haben wir laut den vorliegenden Beicht-Verzeichnissen fast in jeder Seelsorgsstation, besonders aber in Brandberg schon mehrere 11 und 12jährige Beichtreniten! Barbara Schneebergerin, verehelichte Rahm, gewesene Bäurin zu Unterpairleithen am Ramsberg, sagte öffentlich: „In die Schule schicken wollen wir die Kinder schon fleißig, aber Bücher wollen wir ihnen zu Haus schon selbst geben.“ So reißen die Eltern in wenigen Stunden wieder nieder, was die katholischen Geistlichen jahrelang mühsam aufbauen.

Die Kinder kommen in einen unglückseligen inneren Zwispalt und Streit zwischen Liebe, Gehorsam und Dankbarkeit gegen Eltern und Seelsorger, und es ist nicht zweifelhaft, wer den Sieg davontragen wird, schon davongetragen hat. Sie hören zu Haus die Geistlichen als Pfaffen, Lügner und Betrüger, als falsche Hirten der Blinden schmähen und lästern, und

die frühern schlechten Eindrücke haften in dem Herzen der Jugend immer tiefer und bleibender, als die spätern guten Eindrücke.

Wie sollten diese Unglücklichen je einer bessern Überzeugung fähig seyn, wenn ein Spangenberg, ein Arndt, ein Schaidsperger, und lutherische Bibeln mit all ihren Randgloßen, schändlichen Anschuldigungen und Lästerungen gegen alles, was auch nur von Ferne katholisch heißt, ihre einzigen Lehrmeister und Wegweiser sind? die durch Nichts zu bewegen sind, ein katholisches Buch auch nur anzunehmen, noch viel weniger zu lesen?

Wir Priester sind ihnen alle sammt und sonders nur Baals- und Teufels-Pfaffen, Betrüger und Lügner, blinde Führer der Blinden, falsche Propheten in Schafskleidern, ihre größten Gegner und Feinde, und die einzige Schuld, sie daß nicht längst schon einen Tempel haben. Der Kaiser habe ihnen Alles bewilliget, nur wir halten es ihnen zurück.

Wie ist da eine Belehrung möglich, wo solcher Haß und eine solche Meinung gegen ihre rechtmäßigen Lehrer tief und unauslöschlich in ihrem Herzen herrscht?

Alle Seelsorger ergreifen zwar jede schickliche Gelegenheit, sie zu belehren; aber solche Gelegenheiten zeigen sich sehr selten. Sie haben sich seit der Allerhöchsten Entscheidung, an die sie nicht glaubten, und noch nicht glauben, worüber sie offenbar nur als über einen leeren Schreckschuß spotteten und spotten, mehr in sich selbst und ihre Winkel-Zusammenkünfte zurückgezogen. In einer Predigt sieht man jetzt höchst selten einen oder den andern, und diesen nur als Ausspäher.

In ihren Häusern kann man sehr oft wegen Anwesenheit ihrer Kinder oder noch scheinbar katholischen Dienstbothen nicht mit ihnen über Glaubens-Sachen sprechen, und wenn man sie auch mit der sanftesten Liebe zu sich einzeln bescheidet und bittlich einladet, so kommen sie nicht oder antworten: „Was nützt es? ich bleib doch, wer ich bin.“ Und sie durch den Gerichtsdiener wie bey den Haaren zum Unterricht herbeyziehen wollen; das würde sie vollends noch mehr erbittern und ihre Herzen hermetisch schließen.

Von allen Hauslehren haben sie sich seit zwey Jahren allgemein und überall auch zurückgezogen, mit Ausnahme von höchst seltenen Beyspielen, welche höchst wahrscheinlich wieder nur als Spione dienen mußten.

Bey allen möglich gewordenen Religions-Gesprächen zeigen sie eine unglaubliche Hartnäckigkeit und stolze Anmaßung, und auch nicht die leiseste Spur von demüthiger Lernbegierde. Sie wollen nur lehren, nicht lernen, streiten, nicht sich aber bekehren. Sie lassen den Seelsorgern nicht zwey Sätze ohne streitsüchtige Unterbrechung vortragen, und springen wie mit gleicher verabredeter Taktik von einem Gegenstand zum andern, und ihre erste und letzte Schanze, von der sie ausgehen, und immer wieder zurückkehren, sind die beyden Gestalten.

Menschen, welche selbst die Nähe und Schrecknisse des Todes und der Ewigkeit nicht bekehren, die sind gewiß durch menschliche Mittel unbekehrbar.

Selbst die größten Religions-Spötter, die größten Sünder und Verbrecher strecken doch noch sehr oft an ihrem offenen Grabe, an der Schwelle der Ewigkeit, ihre Hände nach dem Troste der Heilsmittel und den Hoffnungen der Religion reuig, demüthig und freudig aus, es bekehrt und bessert sie der Tod; — doch die Inklinanten nicht. Diese leben und sterben in ihrer stolzen Hartnäckigkeit und in ihren Sünden dahin mit einer unheimlichen furchtbaren Gleichgültigkeit.

Gegen 12 beyderley Geschlechter sind seit dem Jahre 1832 dieß- und jenseits der Ziller unbekehrbar dahingestorben. Bey den sanftesten und ernsten Zusprüchen ihrer Seelsorger ist im Leben und Sterben ihr letztes Wort: „Ich bleib, leb, und stirb wie ich bin."

Somit scheint es erwiesen und die Überzeugung aller Seelsorger gerechtfertiget, daß die Hoffnung einer allgemeinen oder beträchtlichen Bekehrung eitel sei. Einzelne z. B. Heurathslustige werden zurückkehren; ja aber auch diese nur scheinbar, und auf eine kurze Zeit, wie es folgende Fälle beweisen:

Andre Wexelberger ging 1835 zur Osterbeicht, weil er bald darauf als Brautwerber auftrat.

In Zell hat Joseph Hauser im J. 1826, und Cajetan Pagg im Jahre 1830, die damals schon sehr verdächtig waren, das Glaubensbekenntniß abgelegt und beschworen, und — heuratheten; bald, sehr bald legten sie aber auch die Larve wieder ab, und zeigten sich als offene und heftige Renitenten und Verführer Anderer, die sie noch sind.

Die gesammte Geistlichkeit jenseits und diesseits der Ziller hat und wird darum doch bey allen diesen trostlosen Erfahrungen und Hoffnungen nicht im Geringsten von ihrem bisherigen Belehrungs- und Bekehrungs-Eifer nachlassen. Sie wird sich immer gegenwärtig halten, daß Gott nur nach den Bemühungen nicht nach dem Erfolge richtet, der nicht in des Menschen Macht steht; sich stets gegenwärtig halten, daß Gott selbst dem stolzen und hartnäckigen Israel fortwährend Lehrer und fromme Propheten sandte, obgleich er voraussah, und es ihnen auch voraussagte, daß sie bey diesem Volke mit eiserner Strenge und steinernem Herzen nichts ausrichten werden, daß Haß, Beschimpfung und Martertod der Lohn ihrer Bemühungen seyn werde.

Nur wolle man höhern Orts keine Hoffnung mehr auf allgemeine Bekehrung durch Belehrung setzen, und jede fernere Aufmahnung dazu für überflüßig und nicht zum Ziele führend halten, und vielmehr beherzigen, wie das längere Belassen der Inklinanten im Zillerthale höchst verderblich

sey für die katholische Bevölkerung, für die Inklinanten selbst und für die allgemeine Wohlfahrt.

II.

Das längere Belassen der Inklinanten im Zillerthale ist höchst verderblich:

a) für die katholische Bevölkerung

b) für die Inklinanten selbst

c) für die allgemeine Wohlfahrt.

Zu a). Die Proselitenwerberey, durch alle, auch die schlechtesten Mittel versucht, wurde von den Inklinanten mit nur zu traurig glücklichem Erfolge fortgesetzt bis auf diesen Augenblick, und hat schon sehr viele von der katholischen Bevölkerung zum Abfalle oder doch zum Wanken, und so um die kostbarsten Güter des Lebens, um Glauben und wahren Seelenfrieden gebracht, ihnen so die festeste Stütze ihres zeitlichen und ewigen Glückes, ihren höchsten und kräftigsten Trost im Leben und Sterben geraubt.

Die strafbare Proselitenwerberey der Inklinanten ist erwiesen durch allgemeine und unwidersprechliche Thatsachen und sehr viele einzelne Beweise, welche sowohl in den Inklinanten-Verzeichnissen, als auch in besondern Seelsorgeberichten enthalten sind.

Wenn man auch nicht alle geheimen Irr- und Quergänge der Maulwürfe genau bezeichnen und begränzen kann; so zeigen doch die welkenden und umgefallenen Gewächse, und ihre neu aufgeworfenen Erdhügel ihr fortwährendes verderbliches Daseyn und Wirken.

Es ist eine unwidersprechliche Thatsache, daß vor einem Jahrzehnt in jeder der angesteckten 5 Seelsorgs-Stationen nur ein oder das andere verdächtige Haus und nur einzelne verdächtige Personen waren. Aber auch diese wenigen gingen alle noch in die Kirche, und öfter des Jahres zur heil. Beicht, mit Ausnahme Einzelner, die im Auslande sich auf Arbeit oder Handelschaft befanden, und der Wachsamkeit des Seelsorgers und der Osterbeicht sich zu entziehen wußten.

Jetzt sind schon sehr viele vorher ganz rein und ächt katholische Häuser und Personen abgefallen. Es ist eine sehr grobe und handgreifliche Lüge der Inklinanten in ihrer Bittschrift an den Kaiser, daß schon alle ihre Eltern und Voreltern so gewesen, und diese und sie vorher nur geheuchelt haben. Es leben von vielen Inklinanten noch Eltern und Geschwisterte, deren häufige Thränen Zeugniß wider sie ablegen, daß die abgefallenen vorher ächt katholisch waren, wie es ihre Eltern und Geschwisterte noch jetzt sind.

Es kommen in den ältern Verhörs-Protokollen, die hier vorliegen, ganz andere Geschlechtsnamen vor, also ein offenbarer Beweis, daß die gegenwärtigen Inklinanten ein Werk der Verführung seyen.

Eine offene und unwidersprechliche, die Verführung beweisende Thatsache ist, daß sehr viele von den gegenwärtigen Inklinanten kein Wort lesen können, nie im protestantischen Auslande waren, wo sie hätten verführt werden können. Es kann diese ja doch kein Engel vom Himmel belehrt haben. Es muß dieses ein Werk der Proselitenwerbung seyn.

Eine offene, unwidersprechliche, die strafbare Verführung beweisende Thatsache ist der Abfall beynahe aller Eheweiber der Inklinanten, welche noch mit Ausnahme Weniger bis in die neueste Zeit fest am katholischen Glauben hingen.

Es ist eine auffallende nicht zu läugnende Thatsache, daß die noch katholische Bevölkerung gerade in den angesteckten Gegenden und Gemeinden auffallend kälter und gleichgültiger gegen Gottesdienst und Gotteswort und ihr Seelenheil sey; auffallend kälter und nachlässiger in ihrer häuslichen und kirchlichen Andacht, dieß ist offenbar ein Werk der laxen Grundsätze, der bösen Beyspiele der Inklinanten und ihres ewigen Gekläffes, und ihrer Lästerungen über alles, was katholisch ist.

Eine offenbare, unwidersprechliche durch gerichtliche Verhörs-Protokolle erwiesene Thatsache ist es, daß sie sehr oft ungeachtet aller geistlichen und weltlichen Gegenwehr religiöse gottesdienstliche Winkel-Zusammenkünfte hielten, dabey Katholiken und Kinder zuließen, daß sie in ihren Häusern aus akatholischen Schmähschriften laut vorlesen, und alljährlich nicht bloß durch Verführung ihrer Kinder, Dienstbothen und Inwohner, sondern auch durch Verführungen aus der Mitte rein katholischer Häuser sich vermehren, und dieses nicht etwa aus älterer Zeit, sondern in neuester Zeit und auch seit Bekanntgebung der Allerh. Entscheidung, wie es die neuesten Inklinanten-Verzeichnisse beweisen.

Immer frischen sie die alten Lügen und Lästerungen auf, und vermehren sie mit neuen.

Bartholomä Hain nannte die Allerh. Entscheidung verächtlich einen Zettel, und die übrigen sagten: „Der Schreckzettel schreckt uns nicht."

In Wahrheit nichts schrecket sie von Verführungs-Versuchen der Katholischen ab.

Selbst empfindliche Polizey- und Kerkerstrafen halten sie von Religionsstörungen und Lästerungen nicht zurück. Kaum war der berüchtigte Matthäus Schiestl vulgo Steinfelder aus seiner Haft entlassen, nahm er zu Unterpairleithen am Tische in Gegenwart der zahlreichen Kinder und katholischen Dienstbothen ein Stück Fleisch, erhob es spottend und lachend, und sprach: „Sehet an das Lamm Gottes."

Durch die Bestraffungen erscheinen sie in ihren und ihrer Sekte Augen nur als Helden und Martyrer des Glaubens und vergleichen sich dann mit den Aposteln; halten dieses für ein Kennzeichen des wahren Glaubens, und

werden dann noch eifrigere Verführer als vorher; nicht nur aus Irrthum, sondern aus Haß und Rachsucht gegen die Geistlichen, die sie als die Urheber ihrer sogenannten Glaubensverfolgungen betrachten. Nichts, so lange sie hier sind, schrecket sie von ihrem Hauptziele ab, nämlich so lang ihre Sekte durch Proseliten-Werbung zu vermehren, bis man sie wegen ihrer Überzahl geduldeu müße; und es ist ihnen kein Mittel zu niedrig, dasselbe zu erreichen. Die neuesten Wahrnehmungen zeigen uns also die Inklinanten auch noch nach der Erscheinung der Allerh. Entscheidung als das, was sie vorher waren, als listige, unermüdete Proseliten-Werber, welche den Glauben, die Gewissensruhe, Religiösität und Sittlichkeit, den häuslichen Frieden, und die Zufriedenheit der katholischen Bevölkerung vielfach gefährden, ihren Familienkreis mit Zwiespalt und Thränen, und ihre Herzen mit beunruhigenden Glaubenszweifeln erfüllen. Sehr viele rechtschaffene katholische Familien-Väter, indem sie die große und nahe Gefahr der Verführung ihrer Kinder zum Abfalle bedenken, fragten sehr oft schon tief aufseufzend. „Wird denn gar nie ein Ernst gemacht mit diesen Leuten?!"

Zu b). Wie höchst verderblich das längere Belassen der Inklinanten im Zillerthale für sie selbst seyn müße, will man nur kurz andeuten.

Müssen sie nicht mit der Zeit eine Horde Wilder, ein Raub aller Leidenschaften werden?

Im Hasse gegen die katholische Religion, in Gleichgültigkeit gegen alle Religion erziehen sie ihre Kinder. Sie selbst leben dahin ohne geordneten Gottesdienst und ohne Belehrung, ohne Heilsmittel, und besuchen durch viele Jahre keine Kirche, sind wie irrende Schaafe ohne Hirten. Daß ihnen dieser unnatürliche mehrjährige Zustand nicht schon längst unerträglich, sondern sogar ganz gleichgültig geworden ist, daß sie es vorziehen, lieber in diesem Zustande zu verharren, als freywillig in akatholische Orte zu übersiedeln, ist schon ein sprechender Beweis; daß sie weder irgend eine feste Überzeugung von ihrem Glauben, noch irgend ein Verlangen nach ihrem ewigen Heile haben; — ein Beweis, wie tief ihr religiöser Sinn erstorben ist, wenn er doch je lebendig war. Es rühret sie weder ihr eigenes Heil, noch das ihrer Kinder!

So muß besonders ihre Jugend in einen Abgrund von Sittenlosigkeit verfallen, aus dem sie mit der Zeit sich nicht mehr retten kann.

Wie auffallend sittenlos die ledigen Inklinanten in Finkenberg sind, beweist das Verzeichniß.

Der berüchtigte, oben angeführte oft schon vergebens gestrafte Steinfelder Matthäus Schiestl, der einer der ersten und vorzüglichsten Häuptlinge dieser Secte mit seinen 3 Brüdern, ein Verführer sehr vieler war und noch ist, scheinen zum gänzlichen Unglauben und zur Thierheit herabgesunken zu seyn. Ohne merklich berauschet gewesen zu seyn, entblößte er sich im J. 1834 im

öffentlichen Wirthshaus schändlich vor den Augen aller Anwesenden. Und dieser Schändliche wird von sehr vielen dieser Sekte wie ein Apostel verehret.

Es ist also hohe Zeit, sie akatholischen Gemeinden zuzutheilen; denn ihr längeres Verweilen ist für die katholische Bevölkerung und für sie selbst eben so verderblich, wie für die allgemeine Wohlfahrt des Landes.

Zu c). Glaubensspaltungen und Sekten waren von jeher die Vorläufer bürgerlicher Unruhen, oft Vorläufer großer politischer Revolutionen und blutiger Kriege, Ursache und Quelle der Störung und Vernichtung der Wohlfahrt unzähliger Familien und ganzer Länder. Hat sich nicht auch in Tyrol die Secte der Wiedertäufer schnell und unvermuthet wie ein Ungewitter auf allen Bergen und in allen Thälern ausgebreitet, und viel religiöses und bürgerliches Unheil angerichtet, und wie viele Mühe und Anstrengung kostete es nicht, dem Lande den religiösen und bürgerlichen Frieden wieder zu geben?

Ganz gewiß würde es auch in Tyrol zwischen Katholiken und Inklinanten zu höchst bluttigen Auftritten kommen, würde man diesen Tempel und eigene Gemeinde in Tyrol bewilligen.

Es ist gewiß wahr, daß die Unterinnthaler bereits laut und ernstlich gedrohet haben, die Sturmglocken zu läuten gegen die Inklinanten, wenn sie es je wagen sollten, einen Tempel zu bauen. Auch hat es hier schon öfters, zwar nicht mehr in neuester Zeit, blutige Auftritte zwischen Katholiken und Inklinanten gegeben, wenn diese die katholische Religion öffentlich beschimpften und lästerten.

Man hat es bisher nicht glauben wollen, daß die Inklinanten in geheimer also strafbarer, die öffentliche Wohlfahrt leicht gefährdender Verbindung mit dem Auslande stehen. Hier folgen einige Beweise.

Jener Bäckergesell von B a s e l, Johann Mühlhauser, hat es ja in seinen gerichtlichen Verhören in Österreich im J. 1833 selbst eingestanden, daß er auch im Zillerthale war, und mit Bartlmä Haim, dem König dieser Sekte, mit Jakob Radler und Anna Prosch gesprochen habe.

Was von den Emißären der Schweitz Gutes zu erwarten ist, beweiset die neue Zeit mehr als überzeugend.

Sehr oft wurden verschiedene Fremde bey den Inklinanten-Häuptlingen gesehen.

Ein Pastors-Sohn von Bernberg war sehr lange beym Wirth in Straß, und erzählte diesem unverhohlen, daß er eine religiöse und zahlreiche Zusammenkunft mit den Inklinanten zu Winkler in Bichl gehalten habe.

Am 24. Juny v. J. hielt ein protestantischer Tuchmachergesell aus Bayern religiöse Versammlung zu Rampen und beym Ritzl in Brandberg.

Was bedeuten denn die vielen protestantischen Maler von Bayern und

Hamburg, die alljährlich nach Zillerthal kommen, viele Monate sich in Zell aufhalten, von da unter dem Vorwande, Gegenden und Menschen zu zeichnen, herumschleichen, und ebenso gefährlich durch ihre laxen Grundsätze, als durch ihren öffentliches Ärgerniß gebenden Lebenswandel sich ausgezeichnet haben, so daß ein religiös gesinnter Landgerichtsbeamter von ihnen sagte: „Sie hätten sich betragen, wie unvernünftige Thiere, und nicht wie Menschen."

Einer von ihnen, ein gewisser Maar wurde öfters in Jakob Radlers Hause gesehen, wo ihm öfters gekocht wurde.

Warum prahlen die Inklinanten selbst mit dem mächtigen Schutze und Aufmunterung und Briefen, die sie, so wie ganze Büchersendungen vom Auslande empfangen? Was bedeutet endlich jener heftige Aufsatz in der Berliner Kirchenzeitung vom Jahre 1834, wo alle Protestanten von ganz Deutschland und Amerika aufgerufen werden zu rächen die unsägliche Schmach, und die grausamen Verfolgungen, welche ihre Glaubensbrüder im Zillerthale von den Katholiken, der Geistlichkeit und der österreichischen Staats-Regierung zu erdulden haben sollen?

Ganz begreiflich liegt dem revolutionären Auslande sehr viel daran, in Tyrol, welches durch seine Felsen und durch die felsenfeste Treue seiner Bewohner an das Haus Österreich doppelt befestiget und unüberwindlich ist, den Saamen der Zwietracht und das Mißtrauen auszustreuen, und einen ihnen gleichgesinnten Anhang sich zu bilden. Haben sie erst den Grund untergraben, den alten Glauben, auf dem die uralte, unerschütterliche Treue ruht; dann, so hoffen sie, werden diese mit jenem fallen.

Man gebe nur acht, die Inklinanten werden, wenn es Ernst wird, alle, mit Ausnahme Weniger, in das Ausland auswandern wollen, und man mag daraus abnehmen, von wo aus dieser Sektengeist zuerst angefacht, und stets reichlich ernährt wurde.

Darum giebt es nach dem unmaßgeblichen Dafürhalten kein anderes Mittel, allen diesen Übeln zu begegnen, als die Entfernung aller Inklinanten aus Tyrol und die größten Vorsichts-Maßregeln, daß das Übel nicht auf dem nähmlichen Wege, nähmlich vom protestantischen Auslande, wiederkehre, von wo dasselbe vom Uranfang nach Tyrol gekommen ist.

III.

Die Geschichte der Inklinanz aus der Vergangenheit und Gegenwart belehret und überzeuget alle, welche in der Nähe des Schauplatzes und mit diesen Inklinanten länger bekannt sind, daß es kein anderes Mittel gebe, alle diese Übel von Grund aus zu heilen, und für immer, als die Übersiedlung Aller in jene Gegenden, wo es akatholische Gemeinden gibt. Die Entfernung

der Häuptlinge, wie Einige meinen, führt jetzt sicher nicht mehr zum Zwecke, verlängert nur, und vergrößert das Übel, ohne es zu heilen.

Will man die Häuptlinge blos in verschiedene Gegenden Tyrols unter polizeyliche Aufsicht stellen? Es wird kein Seelsorger und keine Polizey-Behörde wachsam genug seyn können, um ihre heimlichen Proseliten-Werbungen früh genug entdecken und verhindern zu können.

Verstanden sie nur zu gut die Kunst hier, ungeachtet der strengsten Wachsamkeit aller Behörden, sich schnell einen bedeutenden Anhang zu verschaffen, so werden sie ihr Handwerk so schnell nicht verlernen, und ihr Hauptziel nicht aus den Augen verlieren, so lange sie unter Katholiken wohnen, und dann dürften die letzten Dinge ärger als die ersten seyn.

Sie würden ganz gewiß Mittel und Wege finden, mit ihren Anhängern zu korespondiren, und gerade diese polizeyliche Haft würde sie in den Augen derselben als Gefangene und des Glaubens wegen als Apostel charakterisiren, und erst recht ehrwürdig machen. Zu dem sind die meisten Häuptlinge oder ihrer Viele Familienväter. Müßte es ihnen nicht noch schwerer fallen, von all den ihrigen gewaltsam losgerissen zu werden, als sammt ihnen fortzuziehen? Man darf auch ganz gewiß glauben, daß die Stellen der Entfernten sehr bald durch andere würden ersetzt seyn. Die jetzt die einflußreichsten Häuptlinge sind, waren es vor wenigen Jahren noch nicht. Und ein junger talentvoller, aber erzliederlicher Mensch Jenewein Egger ist erst Einjähriger Renitent, und hat durch seine Verführungskünste und natürliche Beredsamkeit schon sehr großen Einfluß. Es geht hier, wie mit jener abentheuerlichen Schlange mit 50 Köpfen, wo immer ein neuer an die Stelle des alten angewachsen ist.

Und warum sollte man von einem schädlichen Baume nur einige Hauptäste wegnehmen, wenn man ihn ganz aus der Wurzel ausheben kann? Es ist dieses allerdings ein schmerzliches aber unvermeidliches Mittel, und je länger man damit zögert, desto schmerzlicher wird das Mittel, und desto größer das Übel.

Will man nicht den ganzen Körper verderben lassen, so muß man den Krebsschaden, wenn auch auf eine schmerzliche Art, absondern. Wollte man ein einzelnes Glied zu sehr schonen, so würde man den ganzen Körper verderben; das Einzelne muß allezeit dem Ganzen sich opfern.

Wären diese Inklinanten wahre und wirkliche Protestanten, hätten sie irgend eine gründliche, wenn auch irrige Überzeugung, lebten sie still und ruhig ohne Gefährdung und Verführung der katholischen Bevölkerung, so würde sich die Sache ganz anders darstellen. So aber kann die österreichische Staats-Regierung diesen durch die Nothwendigkeit und durch die wichtigsten Gründe unausweichlichen Schritt vor aller Welt rechtfertigen.

Sie wandern nicht in fremde Welttheile aus. Alle, selbst die schönsten

Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, wo es akatholische Gemeinden gibt, stehen ihnen offen zur beliebigen Ansiedlung.

Ihre Güter können sie zu den höchsten Preisen jeden Augenblick leicht verkaufen und sich weit bessere dafür kaufen.

Die noch unverehelichten sind beynahe lauter noch rüstige Menschen, und sehr viele von ihnen suchen und finden ohnehin ganze Jahre im protestantischen Auslande ein weit größeres Verdienen als in der Heimath.

Allgemeine und unwidersprechliche Thatsachen und die vorgelegten einzelnen Beweise, deren noch viel mehrere in gerichtlichen Protokollen enthalten sind, beweisen aller Welt, daß sie nicht wegen irrigen Glaubens-Meinungen, sondern wegen ihren strafbaren Proseliten-Werbungen, Lästerungen und Beschimpfungen des katholischen Glaubens, und als beständige Störer des religiösen, häuslichen und bürgerlichen Friedens ausgeschieden werden. Es kann nachgewiesen werden, daß eine solche Ausscheidung gebietherisch gefordert wird von dem wohlverstandenen Interesse der katholischen Bevölkerung, der Inklinanten selbst, und der Wohlfahrt des Vaterlandes.

Die Stimme des ganzen in jeder Beziehung wichtigen Landes hat sich kräftig und vereint durch die Landstände zum Throne erhoben, und wird sich stets erheben, um entscheidende Abhülfe und Schutz für den katholischen Glauben und die katholische Bevölkerung zu erbitten.

Die ganze katholische Bevölkerung vom Zillerthale seufzet schon lange und laut um die endliche Erlösung von diesen unheimlichen und gefährlichen Gästen.

Das allerhöchste noch nie widerruffene Hofdekret vom 21. April 1783 rechtfertiget diese einstimmige Bitte des rein katholischen Landes und seine Hoffnungen, und spricht ausdrücklich: „Sr. Majestät wünschen, daß ihre Unterthanen der allein seeligmachenden katholischen Religion anhängen aus freywilliger Überzeugung und auf diesem sichersten Wege ihr Heil wircken. Die Andere auf was immer für eine Art zu einer andern Religion zu bewegen suchen, sollen auf das schärffste bestrafet, und nach dem a. h. Hofdekret vom 30. April 1783 aus dem Lande abgeschafft werden."

Gott bewahre uns, wir bitten nicht um ihre Bestraffung, aber entfernet sollen in thunlichster Bälde alle werden aus dem mehr als Tausend Jahre rein katholischen Lande, wenn sie nicht umkehren können und wollen. Wir wollen und wünschen nur und bitten einstimmig, daß sie Frieden haben, und wir auch, daß sie bey akatholisch förmlich geduldeten Gemeinden Alles erhalten, was sie zu ihrer Seeligkeit nothwendig halten und wünschen, und daß auch wir ungestört bleiben können, was wir zu unserer Seeligkeit als nothwendig erkennen. Aber nur in Tyrol nicht. Warum sollte man denn ein ganzes Volk der augenscheinlichsten Verführungs Gefahr Preis geben, um den

Eigensinn einiger Weniger zu befriedigen? Ein wenig Sauerteig durchsäuert schnell eine ganze große Massa. Wie schnell waren nicht zur Zeit der Reformation ganze Länder vom Irrglauben ergriffen und unterjocht?

Muß man nicht schon um Hilfe schreien, sobald man verdächtigen Rauch aus einem Hause aufsteigen sieht, und wahrhaft im Zillerthale ist mehr als verdächtiger Rauch.

Wird nicht bald geholfen, so ist auch dieses vorgeschlagene Mittel entweder nicht mehr möglich oder nicht mehr hinreichend. Doch die a. h. Entscheidung vom 2. April 1834 berechtiget Tyrol zur zuversichtlichsten Hoffnung, daß bald und entscheidend werde geholfen werden. Die a. h. Entscheidung garantirt Tyrol das höchste und kostbarste Gut, die Reinheit und Einheit des wahren allein seelig machenden Glaubens, und das ewig treue Tyrol wird diese a. h. Entscheidung für das erste und heiligste aller seiner Privilegien halten, und mit ewiger Dankbarkeit erkennen, und in allen Wechselfällen der Gegenwart und Zukunft nun mit um soviel festerer Treue am Durchlauchtigsten Haus Österreich hangen.

Die Inklinanten glaubten aber und glauben noch nicht an die allerh. Entscheidung.

Bartlmä Haim, das Haupt der ganzen Sekte, sagte öffentlich am k. k. Landgerichte Zell, als ihnen dieselbe eröffnet wurde: „Wir könnten leicht angelogen seyn", und sie begehrten sogleich einen Paß nach Wien.

Als Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Johann am 11. July v. J. ihnen feyerlich erklärte, daß diese Entscheidung wirklich vom Hochsel. Kaiser Franz komme, und von dem jetzt glorreich regierenden Kaiser Ferdinand förmlich bestätiget worden sey; schienen sie auf eine kurze Zeit betroffen; kammen aber nach 8 Tagen schon im Sturmschritte auf das Landgericht und sagten, daß sie die Erklärung Sr. k. Hoheit nicht beruhiget habe, und verlangten erneuert die Erlaubniß einer Deputation nach Wien. Ja es ist erwiesen, daß sie oft und laut sogar darüber gespottet haben, und die Allerh. Entscheidung nur einen Zettel, einen Schreckschuß und ein Schreckwetter nannten.

Erst dieser Tage fragte ein Katholik einen Inklinanten, ob er ihm nicht sein Pferd zu kaufen gebe? Dieser antwortete spöttisch: „Ich muß es schon behalten zum Reiten, wenn wir doch bald fortmüssen."

Darum hat auch die A. h. Entscheidung zwar den heilsamsten Eindruck auf die Wankenden, den tröstlichsten auf die Katholiken, aber gar keinen sichtbaren, bleibenden, wirksamen Eindruck auf die Inklinanten gemacht.

Es sollte ihnen also durch Thatsachen bewiesen werden, daß die Allerh. Entscheidung eine ernste Wahrheit und nicht ein Scherz und eine leere Drohung sey.

Darum ist es jetzt hohe Zeit dem ernsten Ziele näher zu rücken, und die allh. Entscheidung nach ihrem vollen Sinne zu vollstrecken.

Als nächste und spezielle Vorbereitung dürfte seyn:

1. Ihnen förmlich und allgemein zu erklären, daß ihnen jeder Kauf und jede Pachtung als gegen die allerh. Entscheidung laufend und nur noch neue und größere Verwickelungen herbeiführend gänzlich untersagt sey.

2. Daß die bisherigen noch nicht verfachten Käufe und Pachtungen sogleich rückgängig gemacht werden.

3. Daß den einflußreichsten Kreidler und Konsorten ihre Federweis- und Granaten-Belehnungen aufgekündigt werden. Diese haben viele ihrer Arbeiter zum Abfalle gebracht, wie die Beylage N. 23 beweyset. Und ein gewisser Jenewein Egger hat das Gift der Verführung auch bey Gelegenheit des Federweis-Brechens in das Ahrenthal zu bringen gesucht, und einen seiner Arbeiter Michael Fleidl vulgo Tangger durch 14 Tage täglich zum Abfalle angereitzt.

Diese Federweis- und Granaten-Brüche werden bey der Betriebsamkeit der Zillerthaler gewiß sogleich genug katholische Belehner finden.

4. Vorzüglich aber, und das ist die Hauptsache, sollte ihnen alle Hoffnung als Akatholiken in Tyrol zu verbleiben, bestimmt und auf immer genommen, und ihnen jetzt ein bestimmter Termin gegeben werden, entweder zur Rückkehr oder Übersiedlung, z. B. dem Unverehelichten ein halbes Jahr, dem Angesessenen und Verehelichten ein volles Jahr.

Zuerst müßen sie ihre Güter verkaufen: sonst können sie weder übersiedeln noch auswandern, weil sie sich überall mit ihrem reinen Vermögen ausweisen müssen. Erst wenn sie nahen und vollen Ernst sehen, wird es sich zeigen, ob einige zurückkehren werden, oder nicht.

5. Alte und gebrechliche Personen soll man auf eigene oder Gemeindekosten in ächt katholische Häuser geben und ruhig absterben lassen.

6. Den Abziehenden und besonders den Unvermöglichen, was die Mehrzahl seyn wird, sollte vom Allerh. Ärar ein verhältnißmäßiges Reisegeld bewilligt, und ihre Übersiedlung auf alle mögliche Art erleichtert werden. Fliehenden Feinden soll man eine goldene Brücke bauen.

7. Früher äußerten die Einflußreichsten: wenn ihnen ihre Sache nicht bald bewilliget werde, so werden sie freywillig auswandern. Jetzt ist es ganz anders; jetzt sind sie fest entschlossen, sie werden nur gehen, wenn sie müssen. Diese Leute wechseln beständig die Farbe wie der Chamöleon, je nachdem der Wind von Aussen kömmt. In allem veränderlich, sind sie nur beharrlich in ihrem Vorsatze, nie wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Es ist also unvermeidlich, das ernste, alles entscheidende Wort auszusprechen: „Ihr müsset binnen der Zeit zurückgekehrt seyn oder gehen.“

8. Denen, die in österreichische Provinzen übersiedeln wollen, deren es sicher sehr Wenige geben wird, wäre dann der 6 wochentliche Unterricht zu

geben; denen, die in das Ausland wollen, wäre derselbe wenigstens von der Staatsbehörde dringend zu empfehlen, wenn sie ihn auch zur Aufnahme im Auslande eben nicht bedürfen sollen.

9. Wird diese Maßregel genehmiget, dann wäre vor Allem der bisherige unbewachte, schrankenlose, übermäßige in so vieler Beziehung höchst verderbliche Verkehr der Zillerthaler mit dem protestantischen Auslande strenge in's Auge zu fassen.

Dieser war von den ältesten Zeiten an bis jetzt die Hauptquelle und der Nahrungssaft unseres Inklinanten Übels und des Sittenverderbnisses, und würde es auch für die Zukunft wieder werden. Diese Hauptquelle unserer größten Übel hat man von jeher bis in die neueste Zeit viel zu wenig berücksichtigt. Dieses verdiente in einem eigenen Berichte ausführlicher erörtert zu werden, sobald bekannt seyn wird, was die hohen und höchsten Behörden für dermalen beschließen werden.

Die sämmtlichen, dem hohen Schreiben ddo. 15/17. July 1835 N. 1733 beygeschlossenen Akten werden hiemit zurückgelegt, und inständigst gebittet, alle Beylagen dieses Berichtes hochgnädigst zu seiner Zeit wieder hieher gelangen zu lassen.

Fürsterzbischöfl. Dekanalamt Zell am 23. Jänner 1836.

Franz Anton Sander
Dechant.

Gedichte

in's Deutsche übertragen von Hanns Maria.

I.

Aus dem Dänischen des Ambrosius Stub (1705—1758).

Arie.

Sieh', Schönheit ist ein Schatz,
Der Liebesfeu'r entzündet,
Und heftig Sehnen kündet;
Wer leugnet wohl den Satz?
Ja, Schönheit ist ein Schatz.
Auf solchen Schatz doch bauen,
Auf Schatten zu vertrauen,
Wohl thöricht ich das heiß'
Und leichtlich es beweis':
Wenn sich das Alter zeiget,
Des Lebens Schmack sich neiget,
Wo find'st du den Ersatz?
Gut' Nacht, du Schönheitsschatz!

Ein reicher Stand ist gut,
Der Ehrenkränze windet,
In Freud' und Lust dich findet,
In Glück gebettet ruht:
Ein reicher Stand ist gut.
Doch der ihn hat zu eigen,
Mag sich dem Spruche beugen:
Gar ungewiß der steht,
Den Feu'r und Fluth verräth,
Raub läßt ihn gar verschwinden.
D'raus magst du's leicht erfinden:
Nicht fest d'rum fußt der Muth,
Wenn auch der Stand ist gut.

Sieh', Tugend acht'st du nicht,
Die sich in Armuth kleidet,
Freimüthigkeit nie meidet,
Frei ihre Sach' verricht':
Sieh', Tugend acht'st du nicht.
Muß doch den Vorzug haben
Vor allen and'ren Gaben,
Daß ihr nicht schaden kann
Rost, Raub, Fluth, Feuers Zahn.
Nein, sie behält die Farbe
Trotz mancher Schmerzensnarbe,
Wenn am Weg der Stein sie sticht.
Sieh', Tugend acht'st du nicht.

Die ist die beste Braut,
Um sie wohl will ich werben;
Will Schönheit, Gut verderben,
Sieh', Tugend froh nur schaut,
Die ist mein' beste Braut.
Nicht gülden Tracht bethört sie,
Kein Misgeschick zerstört sie,
Ist nie veränderlich:
Sie weist nur stätig sich,
Beständig, treu und ehrlich,
Liebreich, fromm, unbegehrlich:
Sieh', Tugend froh nur schaut,
Die ist die beste Braut.

Arie.

Beständigkeit ist rar,
Die Wahrheit sieht man klar;
Mund drückt sich dicht an Mund,
Ein Herz leicht trügt zur Stund';
Oft flieht die Freundschaft hin,
Ihr Nam' nur bleibt im Sinn.

Beständigkeit ist stark,
Und, gilt es, nimmer karg;
Sie hält wohl alles aus
Hitz', Kälte, Sturmesbraus;
Wohl felsenfest sie steht,
So hoch die Brandung geht.

Beständigkeit erfreut
In Sorg' und Lust und Leid;
Da sieht man es wohl ein,
Wess' Redlichkeit ist rein;
Wess' Herze ist gekränkt,
Wenn wir in Leid versenkt.

Beständigkeit bleibt schön,
Nie soll ihr Kranz vergeh'n;
Ihr Wesen ist meine Lust;
Ihr Tempel meine Brust;
Dort beut mein Herz sich still
Dem, der mich lieben will.

Arie.

Soll im Thal die Lilie sein veracht',
Nicht geachtet der Rose gleich,
Darf die in all' ihrer Purpurpracht
Sich dünken überreich?
Der beiden ihre Herrlichkeit,
Wie lange geht's wohl her?
Auf dem Feld sind Blumen weit und breit —
Bald find'st du sie nicht mehr.

Bald kann ein leichter Brausewind
Sie machen zu Schanden gar;
Unwetter bald und Sturm beginnt,
Sie besteh'n nicht die Gefahr.
Wenn der Wurm wohl an der Wurzel will
Sie heftig tasten an,
Da bleibt am Stamme nicht gar viel,
Das Früchte tragen kann.

So sollst auch du, o Menschenkind,
Bedenken, was du bist;
An diesem Beispiel es erfind',
Was Ehr' Purpur genießt.
Deine Blumen wohl eine Zeit besteh'n,
Ihre Pracht doch fallet ab;
Deine Herrlichkeit, sie muß vergeh'n,
Wenn du sinkest in dein Grab.

Arie.

Ich bin vergnügt in meinem Gott,
Er hilft in Nöthen mir ohn' Spott,
Wenn ich nur recht ihn fürchte, wie ich soll.
Das alte Korn soll so ich sieben wohl,
Das die Welt mir auf den Weg will säen.
Süßigkeit doch soll d'raus werden,
Nimmt mich Gott vom Thal der Erden.
Herz, d'rum brich um zu vergeh'n!

II.

Aus dem Dänischen des C. Hostrup.

Traum und Leben.

Er sang, und die lauschende Menge begrüßt'
So freudig die rauschenden Klänge;
Sie sagten: „Wie du glücklich bist,
Wer der Musen Huld so erränge!
Ja sing' und träum' nur, und sei nicht bang,
Noch lebt wohl in Volkes Mund dein Sang,
Wenn gebettet im Grab' du so enge!"

Da bannt er herauf Visionen zu Hauf,
Sie kamen die luftigen Schaaren,
Entfalteten sich und nahten im Lauf,
Die Augen lachend die klaren.
Und schlangen um ihn den buntfarbigen Reih'n,
Und rissen ihn hin im lustvollen Schein,
Beschwingt, über Schmerz und Gefahren.

Die Gesichte, sie wechseln, entsteh'n, vergeh'n,
Die Tage verrinnen wie Stunden,
Und das Lied erhebt sich wie Sturmesweh'n,
Wie in Lust und Leid er's gefunden;
Doch, wenn es zu End' mit dem schimmernden Reich',
Da sitzt der Jüngling verarmt und bleich,
Denkt sehnend des Traum's, der entschwunden.

Sein Lied wohl dringt in die Herzen ein,
Gar manche tönend es preisen;
Und freut sich die Menge — o Sänger mein,
So trüb' nach den herrlichsten Weisen?
„Was anders gewann ich? Die Zeit ich vertrieb,
Frommt mir's, wenn mein Leben ein Traum nur blieb,
Meinen Träumen Leben verheißen?

Zwischen Himmelslust und Erdenleid
Soll ich schweben mit suchenden Tritten?
Im Erdreich nur alles Leben gedeiht,
Aus der Wurzel die Kraft wird bestritten.
Soll entzünden die Leuchte, ich selbst lösch' aus,
Ich pflanze die Frucht in des Frühlings Haus,
Und welke in Sommers Mitten.

Sie sagen: Träume, dir selbst entrinn'!
Ohne Dach und Fach soll ich wallen?
Ich würfe mein Selbst in Vergessenheit hin,
Daß nicht mein Traum soll verhallen?
Nein, Tod nur verschließt des Traumes Schloß,
Und wenig frommt der jubelnde Troß,
Bist dem bleichen Tod du verfallen."

So kehrt er den Rücken dem Traumesport,
Er wollte sich heim begeben,
Tief seufzt er auf zu des Lebens Hort:
„Nun, Herr! will dir ich leben.
Gib mir, was der Aermste nennet sein,
Gern will ich mein Lied der Vergessenheit weih'n,
Darf ich selbst Lebend'ges erstreben!"

Von den Lippen nicht mehr das Lied ihm floß,
Der Zauber war von ihm gewichen;
Doch erschloß ihm das Leben den reichen Schooß,
Alle Zauber dagegen erblichen.
Und welkten darob auch der Keime viel,
Und ging verloren manch Dichterspiel,
Ward ein Mensch aus dem Lebenssiechen.

III.

Aus dem Dänischen des Johannes Carsten Hauch.

Erinnerung.

Hier wanderte ich am blühenden Strand
Und spähte weit über die Fluth,
Und die Möve flog von den Klippen gewandt
Fernhin, wo das Eiland ruht.

Ich warf meine Angelschnur in die See
Hinab von dem Ufergestein,
Und zog den zappelnden Fisch in die Höh',
Wohl mocht' ich da glücklich sein.

Im Walde auch kannte ich jeden Fleck
Und jeden rinnenden Bach,
Ich spielt' in den blauen Wellen keck,
Ich träumte und wurde nicht wach.

Ich lag und ruhte auf wildem Pfad,
Und lauschte des Mädchens Sang,
Die lockte das Vieh auf die Bergesmatt',
Im Gestein das Echo erklang.

Und wechselt' der Sommer mit Schnee und Eis,
Das machte mir wenig Gram;
Das Leben erschien mir ein Paradeis,
Fand Freunde, wohin ich kam.

Auf Schlitten wir glitten tief in's Thal
In lachender Jugend Trost,
Wenn der Siebenstern glänzte im Himmelssaal
Und die Schatten wuchsen im Ost.

Wir spielten das lieblichste Winterspiel
In Nacht und Sternenglanz,
Wenn die Sonne sich barg und erbleichend fiel
Hinter weißer Gebirge Kranz.

Und der Sturmwind flog hin über das Haus
Mit Lärm und tosendem Groll,
Nicht achtet' ich Sturmes Zorn und Braus,
Mein Herz war des Frühlings voll.

An einen Freund.

Kaum kann ich es fassen, ich kann es glauben kaum,
Ich stand am selben Orte, meiner kindlichen Spiele Raum,
Das waren dieselben Felsen, und ganz derselbe Strand,
Ich hörte die Welle rieseln wie früher an Baches Rand.

Ich lauschte des Sturzbachs Stimme, ich lauschte dem einsamen Sang,
Der oft mich in Schlummer gewieget, wenn ich ruhte am blühenden Hang,
Ich hört' ihn wieder dröhnen tief unter dem Felsengrat,
Er sang seine alten Weisen, um neue nimmer ich bat.

Jeden rinnenden Bach ich grüßte, war mir ein alter Gesell',
Jeden Stein, der nicht fortgezogen, ich erkannt' ihn wieder zur Stell';
Von der Kirche hinter dem Berge, auch sah ich das graue Dach,
Als die Abendsonne sich senkte und Nacht in das Schweigen brach.

Ich sah viel junge Mädchen, die trugen die alte Tracht,
Nicht hatten fremde Sitten im Land erlangt die Macht;
Alles sprach mir von dem Alten — die Alten ich nicht fand,
In tausendfält'gem Gedenken wohl einsam ich mich erkannt.

Das Aeuß're war nicht verändert, das Alte zu Ende doch,
Fast alle die Leut' und Frauen, die früher gekannt ich noch,
An der Kirchenmauer sie ruhen und nimmer sie sehen darf,
Sie hat der Tod gemähet mit seiner Sense scharf.

Ein einziger alter Fischer, meiner Jugend treuer Freund,
Ihn hatte der Tod geschonet, er blieb mir noch vereint:
Den Fels erklomm er behende, als ich von dannen schied,
Nun bleibt er unten im Thale, greis seinen Dienst versieht.

Und Du standst mir zur Seite, du reichtest mir die Hand,
Ich sah, wie du so treu mir und meinem Geist verwandt,
Du sprachst von verschwundenen Tagen, so freundlich mild bedacht,
Du sprachst: „Hier gibt es Leute, die deiner noch gedacht."

Du führtest mich weit in die Runde, ich weilte auf deinem Schloß,
Das stand so fest wie die Berge, gar stolz in die Höh' es schoß;
Und die Merkzeichen der Zeiten, du hattest sie treu bewahrt —
War die Vorzeit auch geschwunden, nicht vergessen war ihre Art.

Da schwand der alte Winter, der des Lebens Lust bezwang,
In der Seele widerhallte ein mächtig tiefer Klang:
Die heimgegangenen Freunde, die triffst du hier nicht an,
Doch durch das Grabesdunkel Treu findet ihre Bahn.

In der Zeiten wilden Wogen ist das Leben nur ein Spiel,
Doch, was dein Geist erschauet, dir ewig bleiben will;
Es gibt ein heilig Gedenken, das nimmer kann vergeh'n,
Und willst du nur ernstlich suchen, wird Erfüllung dir ersteh'n!

Lieder eines Mädchens.

Ich weiß wohl eine Stätte, o wär' ich wieder dort!
Da floßen mir die Stunden so leise fort;
Wie silberklare Perlen, gereiht an eine Schnur,
Wie eines seligen Paares Liebesschwur.

Im Ahornwalde spielten die Vögel weit und breit,
Wie war ich dort zu Freud und Lust bereit!
Wohl sprang ich oft gar sorglos umher auf grüner Flur —
Was kümmert mich's? Leut' schauet zu mir nur!

Da stand ich oft am Fenster, stand oft im Waldessaal,
Und sehnt' nach ihm mich, der mir lieb zumal;
Und wenn er dann herankam mit eiligem Schritt,
Da freute sich gar eilig mein Herz wohl mit.

Und saßen oft im Mondschein, die Rosen boten Gruß,
Und uns zur Seite rieselte der Fluß;
Und wir wechselten viel Worte, halb im Ernste, halb im Spiel,
Und, ach, er weiß von dem allen jetzt nicht mehr viel.

Wenn träumend der Schwan die Fluth hinwallet,
Bin ich allein, mein stiller Freund, bei dir;
In mir dein heimlich Träumen widerhallet,
Ganz sicherlich mußt du's vertrauen mir.

Wenn nächtig in der Höh' die Sterne funkeln,
Hehl' ich im Herzen, meine Hoffnung, dich;
Strahlt mir dein Aug', muß alles sich umdunkeln,
Und durch dein Lächeln hast verzaubert mich.

Wenn sich der blasse Mond sehnsüchtig hebet,
Hebt sich und wächst mein Sehnen auch nach dir;
Wenn, wie ein Geisterschiff, er fernhinschwebet,
Denk ich: kann Tod auch Rettung bringen mir?

Wie freudig gern ich ihm mich anvertraute,
Wenn ich in ihm soll wiederfinden dich,
Doch auch im Himmel selbst ich Trauer schaute,
Wenn er mit dir nicht will vereinen mich!

Du warst der lieblichste Knabe,
Den ich nur je geseh'n,
Wenn auch nur an armer Stätte
Dein Bett wohl sollte steh'n.

Du fand'st an der armen Stätte
Doch Schutz vor Nacht und Pein,
Dort wiegte dich deine Mutter
In süßen Schlummer ein.

Sie strich dir zurecht die Locken,
Sie küßte die Wangen dir,
Und barg in weiches Stroh dich
Vor Wintersturms Begier.

Da lauschtest du so stille
Und deine Mutter sang,
Gar wundersames Tönen
An deinem Lager klang.

Und bei deiner Lippe Lächeln
War's mit der Trauer vorbei,
Es war, als ob du spieltest
Mit luftigen Geistern frei.

Und des Himmels lichte Schaaren
Umschwebten dich gar leis',
Es war, als ob du wüßtest,
Was niemand and'rer weiß.

Da dacht' ich, wie ich schaute
In die blauen Augen dir:
Sieh', Paradiesesblumen
Im Stroh auch wachsen hier.

* * *

Ich sollt' dich wiedersehen:
Da warst du groß und reich,
Und warst den tausend andern
Auf der kalten Erde gleich.

Und hattest die Kindheit vergessen
Und was deine Mutter sang,
Und all' das liebliche Tönen,
Das an deinem Lager klang.

Und hattest vergessen die Geister,
Die dich umschwebt gar leis',
Und wußtest auch nichts and'res
Als was ein jeder weiß.

Wohl sah ich die Lippe dir lächeln,
Sah auch deine Augen blau,
Die paradisischen Blumen
Die waren gewelkt auf der Au.

IV.

Aus dem Mittelhochdeutschen.

Minnelieder.

Mich dünkt nichts so gut,
So werth zum Gewinne,
Als der Rose lichte Gluth
Und meines Gesellen Minne.
Die kleinen Vögelein
Singen im Walde;
Thut manches Herz erfreu'n.
Kömmt mein Liebster nicht balde,
Was will mir die wonnige Sommerzeit sein?

Leuchtender Glanz allüberall lag,
Sonnig die Haide, vielgrün der Wald.
Wie sind sie nun beide worden fahl,
Wie ist nun bezwungen der Blumenhag,
Von dem argen Feind, dem Winter kalt!
Und auch die vielliebe Nachtigall
Vergessen hat, wie so schön sie sang.
Mein Herz allein nur sonder Wank
Einem blühenden Sommer gefangen blieb.
— Ob er für mich blüht? —
Meine Flur durch ihn nur Blüthen trieb.

Einen Falken hab' ich geheget
Wohl manches liebe Jahr.
Und als ich sein gepfleget,
Bis nach meinem Sinn er war,
Und ob ich ihn auch schmückte
Mit gold'ner Kette Zier —
Stolz er sich mir entrückte,
Ach, er entfloh mir schier!

Ich sah ihn seither fliegen,
Wie schön schien mir sein Flug!
An seinem Fuß sich wiegen
Ersah ich gold'nen Schmuck,
Von seiner Schwing mir scheinet
Entgegen rothes Gold —
O Gott! laß sein vereinet
Die einander gerne wären hold!

Das Bild des Kaisers.

Eine einfache Geschichte zum Kaiserjubiläum aus dem Wienerleben von
Eduard J. Richter.

„Das Leben — zwischen zweien Welten schwankt's
Wie zwischen Nacht und Morgen schwankt ein Stern."
Byron.

Wenn der tief gebeugte Mensch sich von aller Welt verlassen glaubt, wenn sich ihm keine Aussicht auf ein Besserwerden darbietet, und er verzweifelnd dasteht am Rande des Abgrundes, so lächelt ihm noch ein Genius entgegen, der ihn aufrecht hält im schweren Misgeschicke und dieser Genius ist das *Vertrauen*. Dieses felsenfeste Vertrauen auf Gottes Vorsehung haben unsere Vorfahren stets in ihren frommen Herzen bewahrt, wie dies viele Daten aus der Geschichte unserer Vaterstadt bestätigen; nachstehende Erzählung dürfte für die Wahrheit meiner Behauptung einen neuen Beweis liefern.

In einer weniger frequentirten Seitengasse des Bezirkes *Neubau* unter der glorreichen Regierung unseres thatenreichen Kaisers Franz Joseph I. finden wir den wackeren Seidenzeug-Fabricanten *Leopold Strebauf* in seinem Wohnzimmer allein in einem alten Großvaterstuhle, einem Erbstück aus der „guten alten Zeit", mit gefaltenen Händen und inbrünstig betend. Das Wohnzimmer war ärmlich möblirt, aber strahlte in holländischer Reinlichkeit. Die einzige Zierde war ein großes in die Wand eingemauertes Brustbild unseres Kaisers. Man liebte es seinerzeit solche Bilder im Zimmer auf eine nicht leicht zu entfernende Art anzubringen. Das Kaiserbild hatte der alte *Strebauf* ein wackerer Patriot gleich nach dem Regierungsantritte unseres erlauchten Monarchen in seinem Zimmer anbringen lassen. Vor seinem Ableben trug er seinem Sohne streng auf, das Bild seines geliebten Kaisers stets in Ehren zu halten,

dasselbe nur im höchsten Nothfalle, allenfalls bei einer Uebersiedlung aus der jetzigen Wohnung zu entfernen. Und so hielt der junge Strebauf sowie seine Familie das liebe Kaiserbild in höchsten Ehren.

Leopold Strebauf, der im Gebete Trost für seine unverschuldeten Leiden suchte, erbte von seinem Vater Haus und Gewerbe. Allein durch verschiedene Schicksalsschläge, Krankheiten in seiner Familie, kam er immer tiefer herab. Aber auch sein Leichtsinn trug einige Schuld daran. Kunden, denen er bedeutende Waarenvorräthe creditirte, wurden zahlungsunfähig, er begann sich, statt sein eigenes Geschäft fleißig zu betreiben, in mehrere gewagte Speculationen zu welchen ihn sein unruhiger Geist drängte einzulassen, und verlor dabei bedeutende Summen. Um dies zu verbergen, mußte er Geld aufnehmen, und zwar zu hohen Percenten; dies Geld streckte ihm ein Mäkler vor, der auf unbekannte Weise von einem entlassenen Privatbeamten plötzlich ein reicher Mann geworden war, und da Leopold seine immer wachsende Schuld nicht einlösen konnte, so sah er bald seinem gänzlichen Untergange entgegen; denn der Geschäftsmann, welcher einmal in die Hände dieser Vampyre geräth, ist unrettbar verloren. Früher bewilligte dieser Mäkler immer weitere Termine, freilich unter für ihn sehr vortheilhaften Bedingnissen. Da er nun aber sah, daß jetzt nichts mehr für ihn zu gewinnen war, und sich unser Leopold ganz in seinen Händen befand, so begann er immer mehr zu drängen; alle Bitten prallten ab an dem eisernen Panzer der Unmenschlichkeit dieser Wucherseele. Heute hatte er seinem Opfer den letzten Termin gegeben, „wird nicht gezahlt, so ist die Pfändung unausbleiblich", waren die letzten Worte des Mäklers. Die ganze Nacht hatte sich Leopold auf seinem Lager schlaflos herumgewälzt, Kummer und Sorgen, so wie der Gedanke an seine durch ihn zu Grunde gerichtete Familie, welche aus Gattin und Tochter bestand, ließen ihn kein Auge schließen, die verschiedenartigsten Pläne durchkreuzten seine Seele, ohne daß er einen bestimmten Entschluß gefaßt hätte. Kaum war der Morgen angebrochen, sprang er aus dem Bette, kleidete sich an und verrichtete seine Morgenandacht.

Plötzlich stand er auf und wie, wenn ein lichter Gedanke die Nacht seiner innern Zerrissenheit erleuchtet hätte, seufzte er tief auf und warf einen dankbaren Blick nach dem Kaiserbilde, als sollte er hier eine Hoffnung schöpfen.

„Ja", sagte er, „so kann es noch gehen; habe ich nicht noch viele Freunde in unserer Stadt, unter den wohlhabenden Einwohnern? Ich

habe Vielen geholfen, sie versprachen mir es dankbar zu vergelten; in der Zeit meiner Wohlhabenheit waren sie oft meine Gäste und wie viel Stunden habe ich ihnen gewidmet, so Viele können ja leicht Einem helfen, und sie werden es thun. Gott wird ihren Sinn leiten, ihr Herz rühren. Mit diesen Worten nahm er Hut und Stock und begann seine traurige Wanderung; er, der sonst in den angesehensten Familien stets willkommen war, er, der keinen Bettler von seiner Schwelle unbeschenkt gehen ließ, dieser Mann mußte nun selbst den sauren Weg einschlagen, an das Mitleid Anderer zu appelliren, sie um Hilfe und Rettung aus seiner bedrängten Lage anzuflehen. Mit klopfendem Herzen betrat er die Wohnung eines sehr wohlhabenden Mannes, dessen Kinder er aus der Taufe gehoben und nebst dem werthvollen Pathengeschenke sie noch stets bei Geburts- und Namensfesten mit kostbaren Angebinden überrascht hatte; aber der Mann war nicht zu Hause, wenigstens für unseren Leopold nicht, der ihn noch kurz vor seinem Eintritte in dieses Haus am Fenster erblickt hatte. Der Beginn seiner Wanderung machte keineswegs einen ermuthigenden Eindruck auf Leopold; dennoch ging er vertrauensvoll weiter und kehrte erst Mittags von seiner Wanderung in seine Wohnung zurück, wo ihm seine Gattin und Tochter mit kummervoller Besorgnis entgegenkamen. „Verzeiht mir“, sprach er mit tiefer Rührung, „daß ich Euch keine angenehme Nachricht bringen kann. In der Noth lernt man seine Freunde kennen, ich habe eine sehr bittere Erfahrung gemacht; jeder hatte mehrfache Entschuldigungen und Trostgründe in Bereitschaft, allein keiner bot dem Freunde die Hand zur Rettung, einige waren noch so unzart, mich mit Vorwürfen zu überhäufen. Ein einziger bewies mir seine Freundschaft und sein edles Herz, es ist unser Nachbar Meister Kern, der einst bei uns in der Miethe war und keineswegs reich ist, er bot mir seine ersparten 50 Gulden an, ich dankte ihm herzlich, sagte aber, daß ich sie nicht annehmen könne, denn es wäre auf meinem Besitzthum keine Sicherheit dafür; da fiel er mir in's Wort: „Ihre Ehrlichkeit ist mir Bürge genug“. Aber ich verweigerte die Annahme, da dieser Betrag nicht hinreiche mich zu retten; betrübt reichte er mir die Hand und ich verabschiedete mich von ihm tief gerührt. So bin ich am Rande des Elends angelangt, von den Menschen ganz verlassen, ist auf Erden keine Rettung mehr zu hoffen, mein einziges Vertrauen geht nach himmelwärts“.

Man kann sich denken, daß diesmal das Mittagsessen, das täglich die Familie und ihre Angehörigen im trauten Kreise versammelte, nicht

mundete und lautlos saßen sie am Tische, als sich die Thüre öffnete und der Briefträger ein versiegeltes Schreiben überbrachte, das er der Tochter Fanni einhändigte, worauf er sich sogleich wieder entfernte. Fanni erröthete beim Lesen der Adresse, als sie aber den Brief erbrochen und gelesen hatte, da entfärbte sich ihr Anlitz und das Blatt entsank ihren Händen. Leopold raffte es von der Erde auf und las dessen Inhalt, der also lautete:

Liebe gute Fanni!

Mein Vater hat mir befohlen zu meiner weiteren Ausbildung in unserem Geschäfte nach Hamburg zu reisen und da meine Abreise keinen Aufschub zuläßt, so muß ich schriftlich von Dir Abschied nehmen; aber ich gebe Dir die heilige Versicherung, daß ich auch in der Ferne Deiner nicht vergessen werde. Lebewohl und sei glücklich, dies der Wunsch

Deines scheidenden Emil.

War die Familie des Seidenzeugfabricanten schon vor dem Beginn des Mittagsmahles verstimmt, so war dieser neue Schlag noch vernichtender für Alle, denn Emil, der einzige Sohn eines reichen Fabricanten vom Grunde, hatte ein zartes Liebesverhältniß mit Fanni und der ganze Bezirk sprach bereits von der bevorstehenden Verlobung dieses schönen Paares. Doch die Verhältnisse bestimmen den Menschen; so lange die Eltern Fanni's wohlhabend waren, sah der Vater Emil's, ein trockener Geschäftsmann und Witwer, es mit Freuden, daß sein Sohn eine so gute Wahl getroffen; denn Fanni war nicht nur ein braves gut erzogenes Mädchen, sie war auch eine folgsame Tochter, und zeichnete sich durch ihre Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit vor vielen ihres Geschlechtes aus; so wie sie dieselben an Schönheit überragte, so überstrahlten ihre Tugenden viele ihrer Gespielinnen.

Aber der Egoismus der Menschen hängt immer mehr am Materiellen und übersieht meistens die besten Eigenschaften seiner Nebenmenschen, welche dem gebildeten Manne mehr gelten, als aller andere Reichthum, denn wie leicht geht dieser verloren, während des Herzens und der Seele Adel unverwüstlich ist. Leider war der Vater Emil's einer anderen Meinung, das Capital galt bei ihm alles, jedoch nicht das Capital der Arbeit und der Tugend, nein das Capital, welches Procente trägt in klingender Münze. Er verband mit diesem Geldgeize noch eine

andere Untugend, den Patrizierstolz; er fand es unter seiner Würde, daß der Sohn eines reichen Mannes mit der Tochter einer herabgekommenen Familie in eine Verbindung eingehen sollte, vergessend daß er selbst als armer Commis nach Wien gekommen und erst durch die Heirat mit seines Principal's Tochter ein wohlhabender Mann geworden war. Auch bei ihm war der Seidenzeugfabrikant Leopold gewesen, um ihn zu einem Darleihen zu bewegen, aber nicht nur, daß er ihm dies verweigerte, so vernichtete er durch seine Herzlosigkeit eine ohnedies tiefgebeugte Familie gänzlich. Doch war das Maß ihrer Leiden noch nicht voll, das schrecklichste sollte erst kommen. Leopold saß den ganzen Nachmittag hiedurch im stillen Dahinbrüten am Fenster, ohne mit den Seinigen nur ein Wort zu wechseln; auf einmal ertönte auf dem nahen Kirchenthurme die Glocke, um die Verehrer zur Nachmittagsfeier in die Schottenfelderkirche zu rufen.

Dies war der ganzen Familie ein willkommenes Zeichen und sie beeilten sich, in die Kirche zu gehen; da klopfte es an der Thüre und hereintrat, wer malt das Entsetzen der Armen, der Mäkler Fuchs mit einem Gerichtsdiener. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der ganzen Familie, Leopold knirschte mit den Zähnen, die beiden Frauenzimmer waren nahe daran, in Ohnmacht zu sinken.

Mit bebender Stimme fragte Strebauf: „Was wollt ihr hier zu dieser Stunde?"

Da sprach Fuchs gleißnerisch: „Ihr wißt, Morgen ist die executive Feilbietung eures Hauses, wie ich aber aus den Büchern ersah, reicht der ganze Erlös nicht hin, um meine Forderung zu decken, daher habe ich die Mobiliarpfändung gegen Euch erwirkt, und dieser Herr da wird mir zur Durchführung meines Rechtes behilflich sein. Wie ich sehe, dürfte doch noch manches hier zu finden sein".

Flehend sprach Leopold: „Seid barmherzig, schont eine arme unglückliche, aber redliche Familie. Ich will Tag und Nacht arbeiten, um Euch meine Schuld ganz zu bezahlen. Was hilft Euch dieser alte Plunder von Einrichtungsstücken."

Da deutete Fuchs auf das Kaiserbild und sagte: „Nicht doch dieses Bild scheint ein Meisterstück zu sein, und dessen goldene Rahme ist auch vom großen Werthe."

„Herr!" brüllte Leopold, „das Bild ist das heilige Palladium unseres Hauses, es bleibt beim Hause". Fuchs entgegnete gebieterisch:

„Hier hab ich zu befehlen, Gerichtsdiener thu'n Sie ihre Schuldigkeit"; doch dieser weigerte und entschuldigte sich mit den Worten: „Herr, ich bin ein Mensch, ein Wiener, so streng auch mein Beruf ist, so nehme ich doch Anstand, mich an dem Bilde zu vergreifen.

Da antwortete höhnisch der Mäkler: „Ei was, es ist ein bloßes Bild und das gehört in die Pfändung!" Mit diesen Worten stieg er auf einen Stuhl und zerrte mit aller Gewalt an dem Bilde, ohne daß er es aus der Mauer reißen konnte; Leopold bat um Schonung, es half nichts, da sagte er: „Gott wird den Frevler strafen"; Fuchs spottete seiner Worte, und mit der größten Anstrengung gelang es ihm endlich, das Bild aus der Wand zu reißen, er verlor aber dabei das Gleichgewicht, fiel rückwärts vom Stuhl herab — und röchelnd lag er am Boden. Leopold ergriff das den Händen des Wucherers entgleitende Kaiserbild und küßte es; da schrie plötzlich Fanni: „Vater um Gotteswillen seht" und zeigte nach der Stelle, wo sich früher das Kaiserbild befand, es zeigte sich den überraschten Blicken, eine Nische in der Mauer, in welcher eine mit Eisen beschlagene Kiste aus Eichenholz stand; Mathias hob selbe mit Hilfe des Gerichtsdieners herab und öffneten sie mit dem im Schlosse befindlichen Schlüssel, was endlich nach langer Mühe gelang. — Freudetrunken taumelte er zurück, denn Gold und Silber starrte ihnen entgegen. Das große schöne Bildnis auf den Tisch stellend, sprach Mathias mit Rührung: „Mein Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden. Wir sind gerettet durch Dich, o Kaiser! Dein huldvolles Antlitz scheint zu sagen:

Wer sich in der Noth zum Himmel hat gewandt,
Den rettet, wenn die Menschen auch verzagen
Aus tiefster Erdennoth doch Gottes Hand!"

Nur wenig bleibt uns zum Schluße noch zu erzählen. Leopold zahlte seine Schulden, und es blieb ihm noch ein bedeutendes Sümmchen übrig, um sein Geschäft wieder fortzubetreiben. Daß Emil nun nicht abreiste, versteht sich von selbst, sein Vater mußte beschämt den guten Leopold um Vergebung bitten. Der Mäkler Fuchs starb noch in selber Nacht an seiner schweren Verletzung.

Das Kaiserbild kam nun sofort wieder an seine Stelle und wird bis auf den heutigen Tag als heiliges Palladium von der ganzen braven patriotischen Familie verehrt.

Am 18. August im vorigen Jahr, so wurde es von Leopold

Strebauf angeordnet, fand die Trauung des glücklichen Paares Fanni und Emil statt.

In demselben Zimmer hatte man das Kaiserbild mit Blumen und Lorbeer reichlich geschmückt und viele Lichter brannten vor demselben — es war ja das Geburtsfest des thatenreichen edlen Monarchen.

Und zur Stunde als hier die Hochzeitstafel abgehalten wurde, da tönten aus der nahen Schottenfelder Kirche ergreifende erhebende Orgelklänge herüber mit den Tönen der ewig schönen herrlichen Volkshymne.

Da erhoben alle Anwesenden die Gläser und stimmten begeistert ein in den hehren Gesang:

„Gott erhalte unsern Kaiser!“

Maria Matzgeller.

Eine tyrolische Dichterin.

Mitgetheilt von Dr. Karl Domanig.

Die Art und Weise, wie ich die Bekanntschaft dieser Dichterin machte, ist für ihren Charakter und ihre Verhältnisse so bezeichnend, daß ich glaube sie mittheilen zu sollen. Ich war zu Weihnachten 1876 einer Einladung meines seither verstorbenen Freundes Decan Amman gefolgt und auf kurze Zeit nach Flaurling (im Ober-Innthale, etwa vier Stunden ober Innsbruck) gekommen; da führte mich ein Mitgast, der Neffe des Decans, auf einen „Frühschoppen" zum Schützenwirth, einem bescheidenen von der Straße etwas abseits gelegenen Wirthshäuschen, das seinen Namen von der landbekannten Schießstätte trägt, die (beiläufig bemerkt i. J. 1848 vom damaligen Cooperator Joseph Greuter gegründet) damit in Verbindung steht. Der Wirth, ein junger lediger Mann, war Schützenmeister; Vater und Großvater waren als Schützen und wackere Patrioten bekannt gewesen; in der kleinen getäfelten Stube sah ich noch die goldene Verdienst-Medaille vom Jahre 1809, die sich der letztere verdient hatte, und die nun dem Mariahilfbilde in der Ecke aufgeheftet war.

In der Stube war — am hellen Vormittage! — niemand als der Wirth der uns bediente, und ein alter Bauer. Mit beiden führte mein Begleiter ein lebhaftes Gespräch, in dessen Verlauf er sich nach der Schwester des Wirthes erkundigte und u. a. die Frage fallen ließ, ob sie noch Gedichte mache wie vordem. „Ich weiß nicht", erwiderte der Wirth, „die Maidl (Maria) hat wohl immer Extragedanken". — „Was, Euere Schwester dichtet?" warf ich dazwischen. Ja wohl, hieß es, und gar die Kaiserin habe ihr schreiben lassen und sich bedankt für ein schönes Gedicht das sie ihr gemacht. Der Bruder wußte nichts von

dem kaiserlichen Schreiben, aber mein Begleiter blieb dabei: sie hätte einmal ein Gedicht auf die Kaiserin gemacht, das jemand, der sich darauf verstand, zu Gesicht bekam und dann Ihrer Majestät unterbreitete (es ist das Gedicht: „Oestreichs Blumenkranz"); darauf habe die Dichterin ein freundliches Schreiben vom Obersthofmeister erhalten. „Das ist gewiß", versicherte mich der Bauer, die Maidl kann schreiben, wie weitum niemand und Schad' ist's, daß sie nicht Schullehrerin ist." Und die Anderen stimmten ihm bei; sie sei ohnehin eine so große Kinderfreundin, immer habe sie Kinder um sich, oft ein halbes und auch ein ganzes Dutzend.

Da ging die Thüre auf, und hereintrat die Maria; bäuerlich gekleidet, eine äußerst bescheidene Erscheinung, der man nicht die Dichterin, wohl aber die harte Arbeit ansah, die sie in der Wirthschaft, in Haus und Garten zu besorgen hatte. „Maria", sagte ich — und das war mein Gruß und mein erstes Wort, mit dem ich sie ansprach — „Sie wollten also Schullehrerin werden?" Und mit dem einen Worte hatte ich mir ihr Vertrauen gewonnen. Nach einer Viertelstunde bekannte sie mir etwas zögernd, daß sie allerdings Gedichte gemacht habe — vor Zeiten; auch das Schreiben vom Obersthofmeisteramte, das sie wie ein Heiligthum verehrte, bekam ich zu Gesicht, und gleich darauf — noch in der ersten halben Stunde unserer Bekanntschaft — schenkte sie mir das Heftchen das, in der einzigen Niederschrift, ihre Dichtungen enthielt!

Es war Zeit zum Mittagessen geworden; ich entfernte mich, und auf dem Weg zum Pfarrhause blätterte und las ich in dem Hefte. Was ich las reizte zum Verweilen; ich nahm ein ganzes Gedicht durch und ein zweites, mein Erstaunen wuchs. Als ich droben war im Widdum, trat ich ins Zimmer des Decans. „Was haben Sie für Leute in der Gemeinde?" sagte ich. Er errieth mich: „Ah, die Schützen-Marie!" Und nun erfuhr ich mehr über die Dichterin ... Ich muß mir Reserve auferlegen, denn diese Zeilen werden ihr zu Gesicht kommen — und sie sollen ja auch nichts anderes sein, als ein ganz kleiner Beitrag zur Charakteristik einer tyrolischen Dorfpoetin.

Der Decan also zollte ihrem Talente und vorab ihrer Person alles Lob. Ihre religiöse und patriotische Gesinnung, ihr kindliches Gemüth seien die Quellen ihrer Poesie; ein conservatives Wochenblättchen und die Legende bilde ihre einzige Lectüre; Dichter wenigstens (— ich hatte an Uhland und Schiller gedacht —) kenne sie nicht. Dabei harre

sie unter ungünstigen, ja oft widerwärtigen Verhältnissen treulich und guter Laune bei ihrer Arbeit aus. Ueberall in der Gemeinde, namentlich bei den Schützen, deren Fahnenpathin sie sei, erfreue sie sich großer Achtung und Liebe; zuweilen einmal handtire sie wohl selbst den Stutzen und schieße dann treffsicher trotz dem besten Standschützen. —

Daß sich aus dieser ersten Begegnung nach und nach eine nähere Bekanntschaft entwickelte, die sich bald auf die Familie ausdehnte, wird man begreiflich finden; ich habe ihr auch einmal einen Cyclus lyrischer Gedichte, zumeist von Uhland und Goethe zusammengestellt und drei von ihren Gedichten im „Deutschen Hausschatz" (Regensburg) abdrucken lassen, jedoch mit einigen formellen Aenderungen, während, was ich an dieser Stelle von ihr mittheile (und das ist nicht viel weniger als die Hälfte ihres Heftchens) kritisch genau nach ihrem Manuscripte, selbst unter Beibehaltung der kleinen Fehler wiedergegeben ist.

Meine jährlich wiederkehrende Frage, was sie etwa Neues geschaffen, wurde meist verneinend beantwortet: die böse Alltäglichkeit, widrige Umstände ließen sie nicht an so was denken. Vorigen Jahres aber und in diesem letzten Sommer traf ich sie in sehr veränderter Lage: als das Weib jenes Schützen, dem längst ihr „stilles Sehnen" gegolten (vgl. das erste hier mitgetheilte Gedicht) des wackeren Mannes und kernigen Patrioten Thomas Daum.

Jetzt wußte sie dem Himmel nicht genug zu danken für die günstige Wendung ihres Geschickes; aber mit den Musen scheint sie, wenige Gelegenheiten ausgenommen, auch jetzt keinen Verkehr zu pflegen. Und wer wollte darüber mit ihr rechten? M. M. ist nicht Dichterin von Beruf und will am wenigsten dafür gelten; ihre Poesien sind würzige Feldblumen, ungesäet und ungepflegt, wie sie das Wehen der Begeisterung hervorbrachte, jener selben Begeisterung, welche das Volk ihrer Heimat zu liebenswerthen Thaten entflammt hat.

(Ohne Aufschrift. Vom Jahre 1866. D. H.)

Liedchen kling mit hellen Ton
Von den Bergesspitzen
Grüße mir den Alpensohn
Den Tirolerschützen
Welcher dort im Feindesland
Unter Gottes Schutze
Kämpft für Fürst und Vaterland
Und den Feind zum Trutze

Bringe ihm als Abendgruß
Heisgeweinte Thränen
Einen warmen Freundeskuß
Und ein stilles Sehnen
Lauschet er in stiller Nacht
Deinen Tönen gerne
Sag das Eine betend wacht
In der weiten Ferne.

Sage daß er kämpfen soll
Gleich den alten Ahnen
Für des Vaterlandes Wohl
Unter Oestreichs Fahnen
Kommt er dann als Sieger heim
Von dem Kriegestanze
Will ich ihm ein Blümchen weihn
Schon gepflückt zum Kranze

Soll jedoch des Feindeswuth
Grausam ihn verderben
Und sein warmes Herzensblut
Roth die Erde färben
O dann klinge Liedchen du
Auf dem stillen Grabe
Singe ihm zur ew'gen Ruh
Noch als letzte Gabe.

Klinge Liedchen klinge fort
Nichts darfst du versäumen
Daß an mich der Theure dort
Denkt in seinen Träumen
Klinge durch die stille Nacht
Leise zu ihm nieder
Wenn er dann im Traume lacht
O dann kehre wieder

Empfang der Sonnenburger Schützen

(Bei der Rückkehr der freiwilligen Schützencompagnie von Flaurling und Umgebung im Jahre 1866. D. H.)

Gott zum Gruß Ihr Schützenbrüder
Seid willkommen tausendmal
Gerne sehen wir Euch wieder
Hier im stillen Heimatthal

Gerne in des Schießstands-Hallen
Wo die Fahnen lustig wehn
Wo die Stutzen fröhlich knallen
Bei dem frohen Wiedersehn.

Eure Schützenfreundin windet
Eichenlaub und Immergrün
Das sie auf dem Berge findet
Wo die Alpenblumen blühn
Schüchtern naht sie, spricht mit Thränen:
Adler meines Vaterlands
Reiche du den tapfern Söhnen
den verdienten Lorbeerkranz

Muthig griffen sie zur Wehre
Als der ernste Ruf erscholl
Schützen, zieht ins Feld der Ehre
Kämpft fürs Vaterland Tyrol
Jenen Schützen welche fochten
Vor dem Feind mit Muth und Kraft
Diesen sei der Kranz geflochten
Und die Huldigung gebracht.

Nehmt den Kranz Ihr tapfern Söhne
Freundlich von der Freundin Hand
Die so manche bittre Thräne
Nachgesand ins Feindesland.
Nicht mehr Thränen sondern Lieder
Steigen jetzt zum Himmel an
Weil die tapfern Schützen wieder
Sich der theuren Heimat nah'n

Wo sie ausruhn von dem Kampfe
Und von harten Kriegesmühn
Wo entfernt vom Pulverdampfe
Frische Kränze sie umziehn
Die die Freundin hat gepflücket
Und damit in stiller Lust
Jeden Sonnenburger schmücket
Schützenhut und Heldenbrust

Oestreichs Blumenkranz. den 30. November

(Als Ihre Majestät mit den kaiserlichen Kindern in Schloß Trauttmansdorff bei Meran weilte. D. H.)

Tiefer Schnee bedeckt die Fluren
In der Gegend um Meran
Trifft man nicht einmal die Spuren
Eines frischen Blümleins an
Und ich möcht so gerne winden
Mir ein Sträuschen schön und zart
Sagt wo werd' ich Blumen finden
Welche sind von edler Art.

Wie ich dasteh denk und sinne
Kam der Gärtner her zu mir
Sprach mit freudenvoller Miene
Komm ich zeig ein Plätzchen Dir
Im Schloß Trautmannstorff da blühen
Blumen erst vom Schlaf erwacht
Ja das Herz möcht einem glühen
Schaut man ihrer Schönheit Pracht

Eine engelreine Seele
Lächelt aus dem Augenlicht
Wie das Blümchen aus der Quelle
Das man nent Vergißmeinnicht
Schöner als die Rosen prangen
Von dem Morgenthau beglänzt
Blühen ihre frischen Wangen
Vom gelockten Haar bekränzt

Lieblich fließen ihre Reden
Wie der Bach durch Wiesengrün
Und wie duftende Reseden
Ihre Tugenden erblühn
Wie des Veilchens zarte Blüthe
Duftet unter Baum und Strauch
Wirken sie voll Huld und Güte
Im geheimen Gutes auch.

Ja an ihren ganzen Wesen
Drückt sich hoher Adel aus
In den Zügen kann man lesen
Blumen sinds aus Habsburgs Haus
Blumen welche blüh'n im Winter
Wie man schöner nie sie sah
Sind die kaiserlichen Kinder
Kronprinz Rudolf, Gisela

Noch ein Blümchen lebt verborgen
Krankheit hat es fast geknickt
Und die Mutter hat voll Sorgen
Es an ihre Brust gedrückt
Nah't des Frühlings duftges Kosen
Wird Valerie auch blüh'n,
Schön und frisch wie Alpenrosen
Sanft umrankt von Immergrün

Soll ich diese Blumen pflücken
Nein sprach ich gewiß nicht nein
Laßt mein Herz nur mit Entzücken
Stets an ihren Anblick freun
Vielmehr wollt ich alles bieten
Was in meinen Kräften steht
Diese Blumen zu behüten
Das kein Gifthauch sie verweht

Ja, ich möchte sie umzäunen
Mit den Schützen von Tyrol
Daß sie alle sich vereinen
Wenn der Feind einst kommen soll.
Breite du auch deine Flügel,
Adler meines Vaterlands
Ueber Trautmannstorf am Hügel
Schütze Oestreichs Blumenkranz

1871 am 12 August

Zur deutschen Siegesfeier in Innsbruck.

O wie glücklich unter Oestreichs Fahnen
Unter fremder Herrschaft welche Pein
Ja wir wollen treue Unterthanen
Unserm lieben Kaiser Josef sein
Flammen soll auf unsern schnee'gen Bergen
Nur das Feuer unserer Redlichkeit
Fort mit euch ihr liberalen Schergen
Oestreich nur sei Gut und Blut geweiht.

Oder wollt ihr fremde Siegesfeier
Wollt ihr stehen unter fremder Macht
Eines nur ist dem Tiroler theuer
Wenn uns Oestreichs Doppelaar bewacht
Wenn der Kaiser weilt in unsrer Mitte
Uns mit seiner Gegenwart beglückt
Auf Tiroler Schützen schwenkt die Hüte
Rufet hoch mein Oestreich froh entzückt

Es verläßt den Kaiser zu beschützen
Der Tiroler gern sein Hab und Gut
Und voll Freude wenn es sollte nützen
Opfert er den letzten Tropfen Blut
Mag der Feind auch schlau und tükisch lauern
Oestreich drohn im Kampfe stolz und wild
Unsre Berge sind ja Festungsmauern
Fliehe Kaiser unter ihren Schild

Rosen und Dornen

Es stand im zarten Blumenhain
Die Blumenkönigin
Daneben am bemosten Stein
Schlang sich ein Bächlein hin
Still betend stand ich da allein
In heitrer Morgenluft
Es dringt ins Herz erquickend ein
Der Rose Balsamduft

O schöne Rose schmücke mir
Mein Herz, das hörbar schlägt
Und unter diesem Busen hier
Schon stille Wunden trägt
Ach wär doch auch mein leidend Herz
An Tugenden Dir gleich
Dann wäre wohl der herbste Schmerz
Für mich ein Himmelreich

So laß mich Rose pflücken Dich
Doch welcher Schmerz, es ritzt
Es sind ja um den Stengel dicht
Die Dornen scharf gespitzt
So sind die Freuden dieser Welt
Doch ohne Leiden nicht
Der Dorn sich oft entgegen stellt
Wenn man die Rose bricht

Wenn Glück und Freude um dich blüht
Die Sonne lächelt mild
So denk, daß alles, alles flieht
So lehrt der Rose Bild
Der Leidensdorn sagt er Dir nicht
Verzage nie o Herz
Wenn auch geheimes Leiden drückt
Gott tröstet dich im Schmerz

In Glück und Unglück will ich ziehn
Im Glauben stets vereint
Hin wo die schönsten Rosen blühn
Und wo man nicht mehr weint
O wär ich dort und ständ ich schon
Mit Rosen reich geschmückt,
Wo guter Gott vor deinem Thron
Kein Dorn das Herz mir drückt

Oehlbergs Andacht.

Um des Oehlbergs trauervollen Stätte
Kalter Schauer, heilge Andacht zieht
Tief gerührt, im herzlichen Gebete
Dort mein Jesus, mein Erlöser kniet

Und der Mond wirft seine matten Strahlen
Sanft erbleichend durch der Bäume grün
Schaurlicher noch Jesu Bild zu malen
Der in Ohnmacht sinkt zur Erde hin.

Ach! die Leidesstunde ist gekommen
Vater! das Erlösungswerk beginnt
Traurigkeit hält mir das Herz umklomen
Blutger Angstschweis durch die Adern dringt
Ist es möglich laß vorüber gehen
Diesen Kelch, zum Heil der Welt gesandt
Doch nicht mein, dein Wille soll geschehen
Willig trink ich ihn aus Deiner Hand.

Dank mein Jesu, Dank für deine Thränen
Die du dort am Oehlberg hast geweint
Dir gilt all mein Lieben und mein Sehnen
Bis der Tod mich einst mit dir vereint
In Versuchung laß mich nicht erliegen
Wen die Sünde lockt, das Laster winkt
Hilf mir streiten, kämpfen, hilf mir siegen
Daß mein Glaubensstern nicht untersinkt.

Wenn dann einst am letzten Lebensende
Kalter Todschweiß auf der Stirn mir brennt
Mir dann auch den Kelch des Trostes spende
In dem allerhöchsten Sacrament
So gestärket dann auf meiner Reise
Kann ich froh den Tod entgegen sehn
Um zu beten einst im Engelkreise
Herr Dein heilger Wille ist geschehn

Aveglöcklein.

Freudig tönt am frühen Morgen
Auf des Lebens ersten Gang
Einem Kind noch ohne Sorgen
Aveglöckleins erster Klang
Unberührt von Schmerz und Klagen
Blickt es fromm zum Himmel hin
Kann noch nichts als betend sagen
Ave Himmelskönigin.

Bebend vor des Feindes Grimme
Kniet die Jungfrau am Altar
O da tönt wie Himmels Stimme
Aveglöcklein wunderbar
Ein noch nie gefühltes Sehnen
Gießet Trost in ihren Sinn
Dankbar ruft sie unter Thränen
    Ave Himmelskönigin

Wieder tönt mit leisen Klange
Aveglöckleins letzter Ton
Und der Greis zum letzten Gange
Hat er sich bereitet schon
Näher rückt die Todesstunde
Starr blickt er zum Himmel hin
Stammelt noch mit blassen Munde
    Ave Himmelskönigin.

Das Josephstädter Piaristen-Gymnasium in Wien.

Erinnerungen an einstige Lehrer

von

Dr. Adalbert Horawitz, c. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften.

Mit wahrer Wehmuth gehe ich stets an einem großen grauen Hause in der Josephstadt in Wien vorüber — an dem Gebäude des Piaristenordens. Wie sehr hat sich in diesen Räumen alles verändert, die ich als lustiger Knabe heiter durchhüpfte, in denen sich mein Jünglingsherz in stolzen Träumen wiegte, in denen dereinst fleißige anregende Lehrer ihres Amtes walteten. Sie sind dahin die Braven, längst ist ihr Staub der Erde wiedergegeben und verweht, aber ihr Andenken lebt fort in der dankbaren Erinnerung so manchen Schülers, ihr Werk besteht auch in Leistungen Solcher, denen sie durch Leben und Lehre Anregung und Leitung gaben. Unvergeßlich sind sie wenigstens mir, jene anspruchslosen Männer, die oftmals irren mochten, wie wir alle, aber häufig d a s waren, was unsere Zeit stets mehr vermissen läßt: Individualitäten, — allerdings auch oft Originale.

Ein solches war zweifelsohne der erste Piarist, dem ich übergeben ward, mein herzensguter sanfter Lehrer P. Joseph C z e r w e n k a (geb. am 1. Januar 1802 zu Pilgram, gestorben am 10. Mai 1869 zu Krems). Er hatte den lateinischen und griechischen Unterricht inne, dessen grammatische Trockenheit er hie und da zu unserem großen Gaudium durch beliebte Geschichtchen zu würzen verstand. C z e r w e n k a war von wirklich spartanischer Einfachheit, der von dem Geringen, das er selbst einnahm, noch den Seinigen nach Böhmen Monat für Monat Beträge sandte; er war ein ganz respectabler Lateiner, der mir viele Freude an Cornelius

Nepos erweckte; was er mich aber für mein ganzes Leben lehrte, war die Einsicht, daß man ohne die damals sehr übliche Rohheit, das Schlagen und Mishandeln lehren könne.

Sehr verschieden von ihm war der heißblütige an Maurus Schinnagl erinnernde Franz Xav. Wrana. Auch er war ein guter Lateiner und der im unverfälschten Wiener Dialect commentirte Julius Cäsar mußte rasch und genau übersetzt werden, wie denn Wrana überhaupt hohe Anforderungen an die Schüler stellte. Dabei hatte er schon vor dem Erscheinen von Mommsen's römischer Geschichte die Gepflogenheit, um die römischen Einrichtungen dem Verständnisse näher zu rücken, gewisse moderne Ausdrücke anzuwenden z. B. Consul mit Bürgermeister, magister equitum mit General der Cavalerie zu übersetzen. Oft wurde er bei der Cäsar-Erklärung so frisch und entwickelte eine solche dramatische Kraft, daß wir von seiner Lebendigkeit hingerissen gar nicht wußten wie die Stunde verging.

Als ich in die Quinta kam, erhielten wir einen neuen Lehrer des Griechischen in einem kleinen runden Männchen, welchem der arge Bubenwitz bald den Spitznamen des attischen Strumpfwirkers zufügte. Es war mein späterer Collega am Josephstädter Gymnasium Michael Mark (geb. zu Wien, starb 79 Jahre alt am 10. November 1882). Wenn man reine Herzensgüte, echte Bescheidenheit und tüchtiges Wissen in einem Manne vereint sehen wollte, mußte man diesen von Gestalt unscheinbaren Menschenfreund betrachten. Wie lieb hat er die Kinder gehabt, wie hat er stets um Weihnachten herum mit inniger Freude in die Hütten der Armen den Sonnenstrahl freudiger Ueberraschung geleitet! In dieser guten Seele war nichts von Verbitterung zu bemerken, trotz vielem was Anderen das Leben vergällt hätte, er lebte ohne Haß, Neid und Groll, ohne sich in Sphären zu verlieren, in denen der Priester nichts zu suchen hat. Schade nur, daß das Disciplinhalten nicht seine Sache war. Wie viel hätte man von ihm lernen können, ohne den schrecklichen Tumult, welchen der Pöbel der Classe (und der ist stets in der Mehrzahl) seine Güte misbrauchend eifrig unterhielt. Ihn zu vernehmen war nur in den ersten zwei Bänken möglich, in denen sich die Wißbegierigen versammelten, wie er denn, im Laufe der langen Lehrthätigkeit an jenes Accompagnement gewöhnt, nur zu jenen sprach, denen er Aufmerksamkeit anmerkte. Leider konnte seine schrankenlose Milde es nicht über das Herz bringen, die ärgsten Ignoranten (und das waren und sind ja stets auch die ärgsten Scandalerzeuger) zu reprobiren. So kamen völlig Unwissende in die höheren Classen.

Zum großen und gerechtfertigten Aerger des strengen und gefürchteten Philologen Ludwig Just! Just war 13. Juni 1809 zu Polna in Böhmen geboren, nach seinem Eintritte in den Piaristenorden lehrte er an den Gymnasien in Horn, Krems, im sog. Wiener Stadt-Convicte und sodann am Josephstädter Gymnasium. Er starb am 25. October 1871. Just war ein Philolog oder besser gesagt ein Kenner des Alterthums, der jedem Gymnasium zur Zierde gereicht haben würde. Nicht bloß, daß seine Belesenheit eine weite und tiefe war, Just war auch ein höchst gewandter Latinist sowohl in Prosa als auch in der Poesie und zwar in der Behandlung aller Metren. In dieser Beziehung glich er den Humanisten des sechzehnten Säculums, denen lateinische und griechische Verse mühelos aus der Feder floßen. Zeugnis davon geben seine Gedichte in mehreren Sprachen, die er Wien 1869 (im Selbstverlag) unter dem Titel „Collectanea" herausgab. Früh schon, nämlich am Iglauer Gymnasium, hatte Just zu dichten begonnen, besonders durch Pf. Sturm und die Gedichte von Gabr. Seidl dazu angeregt; sogar als Dramatiker hatte er sich mit einem verloren gegangenen Drama „Marius" versucht. Aber erst zwei Jahre vor seinem Tode und da nur „auf Befehl des Ordensvorstandes" gab der in solchen Dingen etwas verschlossene Mann von seinen noch erhaltenen „Jugendversuchen" einiges heraus, als „Angedenken oder als Ermunterung zur Selbstbildung oder als einen — schwachen Gegenbeweis der so häufig gehörten und gelesenen Behauptung, daß jeder junge Geistliche als Faullenzer und Ignorant aufwächst." Man wird Just nur Recht geben können, wenn er gegen die Spötter über lateinische Gedichte bemerkt, daß deren Abfassung gewiß ein eingreifendes Studium lateinischer Dichter voraussetze, einige Gewandtheit im Anwenden der Sprache verlange, und wird ihm das Zeugnis nicht versagen können, daß seine Poëmata einfach, natürlich, ungesucht und verständlich sind. Sei es gestattet, auch bei den deutschen Gedichten etwas zu verweilen. Unschwer wird der Kenner hier den Einfluß der Alten bemerken, aber auch Dante, Milton, Klopstock und so mancher zeitgenössische Poet haben auf Just eingewirkt. Der Schwung, die Phantasie, die Tiefe und der Ernst der Lebensanschauung in den ersten Jahren seiner dichterischen Thätigkeit sind so bedeutend, daß man wohl von diesem edlen Talente sich Großes erhoffen konnte. Begreiflicherweise durchweht die Jahre des Noviziates und des Clericates ein sehr elegischer Zug; das Gedicht „Hoffnung" z. B. mag leicht an Lenau gemahnen, doch fehlt es in ihm

nicht an kampfesfroher Siegesgewißheit. „Ich werde siegen", ruft der Dichter aus, „froher Muth wird mein Begleiter durch das Leben sein". Doch nicht lange — und diese Stimmung schlägt wieder in bitteren Pessimismus um. „Sic itur ad astra" überschreibt er sarkastisch ein Gedicht (im Jahre 1830) in welchem er mit schneidendem Hohn die Lügen der Gesellschaft schildert. Diese Stimmung kehrte oft wieder, so z. B. in dem Gedichte „das Recht".

Preiset Euch glücklich o Freunde, in früheren roheren Zeiten
Galt des Stärkeren Recht, jetzo des Schwächeren Recht,
Ist's nicht wahr? weicht nicht das Talent empfohlener Dummheit?
Und wird dieser nicht Lob, jenem nur Tadel zu Theil?
(geschrieben 1832.)

Weitaus besser sind jene Schöpfungen der Muse, in denen philosophische Lebensanschauung sich mit Schwung der Phantasie vereinen, z. B. das sehr schöne Gedicht „Das Orakel" aus dem ich die Verse folgen lasse:

Jeder Mensch kann glücklich werden,
Wenn er Muth hat es zu sein
Und die Leidenschaften bannet,
Die das Herz mit Qual bedräu'n.

Oder wie prächtig ist die „Vision" (1832) voll wahrhaft überraschend kräftig ausgeführter Bilder, in welchen der Dichter, der gegen das Geschick grollend wähnt, nur zu bitterem Gram erkoren zu sein, sich den Spiegel vorhält, in welchem Bilder kurzer Lust und qualvoller Reue erscheinen. Aus diesem machtvollen Gedichte allein mag man ahnen, was aus Just unter anderen Umständen hätte werden können! Er aber, der so edle Leistungen aufzuweisen hatte, lebte ohne Ruhe; wie in allen bedeutenderen Naturen wühlte und gährte es auch in seiner Brust, er flüchtete zur Poesie, in der er gar manchmal seiner Verzweiflung Ausdruck gab. „Secernere populo" dieser Ausspruch Horaz', mit welchem er die zweite Abtheilung seiner Gedichte eröffnete, scheint damals sein Motto gewesen zu sein. Er vertieft sich in das classische Alterthum, liest Schriften Neuerer, wie z. B. Manso über die römischen Elegiker, übt sich in freien Uebersetzungen, welche eine nicht gewöhnliche Beherrschung der Sprache beweisen — besonders das Jahr 1835 ist sehr reich an solchen Versuchen — schreibt gewandte Sonette und gedenkt der Geschichte seiner Heimat in Gedichten wie „Udalrich und Božena". Er erhebt sich in dieser Epoche zu den bedeutendsten Leistungen, sein gedankentiefes Gedicht

„Ein Herbsttag" gehört zu jenen Gedichten, die nicht verborgen bleiben sollten. Nur eine Probe mag hier geboten werden, jene Stelle, in welcher der Dichter den auf Abwege gerathenen Jüngling schildert.

Er kam einst aus den Händen der Natur
Zum Hochgenuß gemacht, ein jedes Wesen
War seiner Freude-Quell', sein Mitgenosse;
Im Rosendufte schwamm für ihn die Welt;
In des Vergnügens Wechselstreit erwachsen
War Kummer nur im Namen ihm bekannt.
Doch plötzlich brach der schöne Bau zusammen.
Unmerklich erst, entstand die Leidenschaft,
Und schoß dann auf zur fürchterlichen Höhe,
Und fraß ihm Heiterkeit und süße Lust,
Warf Schlamm und Koth in seine Freudenquelle,
Sie dörret ihn mit unauslöschbar'n Gluthen;
Umsonst lechzt er nach einem kühlen Trank,
Er gleicht dem sich verzehrenden Vulcan. — —
Und ist er denn auf immer schon verloren?
Noch ist ein Tropfen Kraft im welken Herzen,
Der, aufgeregt zur rechten Zeit, vertreibt
Den heißen Tod aus den fast trock'nen Adern,
In welche wieder frisches Leben einströmt.
Ihm lächelt die Blume der Wiese wieder
Verständlich ist ihm des Wissens Hauch, &c.

Ist es zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß Just eine Zierde des österreichischen Parnasses geworden wäre, wenn nicht — Aber atra cura sedet post equitem, die schwarze Sorge um das gemeinste, um das Geld, ungerechte Angriffe und gewiß nicht zuletzt innere verzehrende Kämpfe sengten die dichterischen Schwingen. Was für Verhältnisse waren das doch, in denen die damaligen Piaristen leben mußten! Wohlbesoldete Herren haben auf jene Männer oft geschmäht und aus ihren Schwächen Capital geschlagen, davon aber schwiegen sie, daß die jährliche Einnahme eines geistvollen und gelehrten Mannes wie Just von der Schule 17 fl., sammt jährlicher Remuneration von 16 fl. von Seite des Staates betrug! Können wir uns wundern, wenn Just 1842 ernstlich daran dachte, an den Ohio auszuwandern? Nur die Freundschaft zu Podlaha und einigen anderen Gesinnungsgenossen, welche einen Club „beim schwarzen Hund" gebildet hatten, hielt ihn hier fest, wo er allerdings in der Schülerwelt und unter den Collegen eine hervorragende Stellung erwarb und in Programmen und der Oesterreichischen Gymnasial-Zeitung auch in der Zeit der neuen Gymnasial-

Organisation sein Wort in Schulfragen erhob. Doch der Dichter Just ward immer mehr „Pegasus im Joch". Zwar erschien noch so manches Gelegenheitsgedicht, „auf Befehl des Ordensvorstandes", aber bei oft glänzender Form fehlt ihnen die innere Wärme, man möchte hie und da sogar eine gelinde Ironie im Preisgedichte erkennen. In der That mußte er Leute loben, von denen er im Privatgespräche gerade das Gegentheil äußerte. Noch einmal raffte er sich auf; es war wie mir scheint das Lieblingskind seiner Muse, ein Spätling allerdings, aber ein recht bausbackiger. Sein „Jan Slawik oder Jugendleben eines Handwerkers" (im Selbstverlage zu Wien 1856, 2. Aufl. 1862 erschienen. 250 S.) entstammt einem schon 1852 gemeinsam mit Podlaha entworfenen Plane, der es sich zur Aufgabe machte. für Lehrlinge und Gesellen eine veredelnde Lectüre zu bieten. Leider fehlt es daran noch heute, während die Fünfkreuzer-Bibliothek des „Ritter von Singer" und die schandbarsten Pöbellieder in allen Werkstätten zu finden sind. Just's Büchlein ist inhaltreich, fesselnd und spannend geschrieben, die zahlreichen Reisebriefe des wackern Jan geben Gelegenheit, dem Leser Länder und Städte, Völker und Sitten unserer Monarchie in unterhaltender Weise vorzuführen, empfängliche Gemüther mit Reiselust und Wißbegier zu erfüllen. Der größte Werth des vornehmlich in idyllischen Schilderungen und Landschaftsbildern erfreulichen Buches liegt aber in dem Aufweis der uralten und doch so selten geglaubten Wahrheit, daß unser Glück in uns selbst ruht und daß wahrhafte Religiosität, tüchtiges Wissen und ein gutes Herz die sichersten Factoren innerer Zufriedenheit sind. Just's „Jan Slawik" könnte in den Kreisen unserer Lehrjungen und Gesellen, auf welche die sog. „Gesellschaft" viel zu hochmüthig herabblickt, um die sich eine staatliche Volksbildungs-Organisation kümmern sollte, großen Segen stiften, wenn er in diesen Volksschichten allgemeine Verbreitung fände.*) Allerdings müßte Just's Werk einige Kürzungen mit schonender Hand erfahren; manchmal wird doch die Moral zu aufdringlich und das bewirkt bekanntlich das Gegentheil, hie und da begegnen z. B. bei der Besprechung politischer Fragen doch gar zu viel vormärzliche Urtheile, auch wird in dem Werke eine Freigebigkeit entwickelt, die wahrlich nicht

*) Der Gedanke eines „Lehrbuben-Kalenders oder Almanachs" beschäftigt mich seit langem; er müßte außer einer lehrreichen und unterhaltenden Erzählung, geschichtlichen Bildern, verständlichen Gedichten, Karten Europas, Oesterreichs und Wiens u. v. a. enthalten.

von dieser Welt ist. Doch das sind Aeußerlichkeiten, die leicht beseitigt werden können, das Büchlein, von dem Wenige mehr sprechen, behält doch seinen unverlierbaren Werth. Mit Vergnügen würde ich mich der Aufgabe einer neuen Auflage unterziehen; denn ich bin überzeugt, daß es noch unermeßlichen Nutzen stiften könnte. Es ist so recht aus dem Gemüthe geflossen und wird jedes unverdorbene Herz erfreuen, ergreifen, rühren und zu guten Entschlüßen, zu edlem Streben begeistern. Aus Anlaß dieser schönen Gabe machte Just Hoffnung, die Autobiographie eines alten Invaliden zu liefern — so viel ich wenigstens weiß, ist diese Hoffnung unerfüllt geblieben.

Die letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit hindurch war Just als Lehrer tief verstimmt, er klagte über die zunehmende Theilnahmslosigkeit der Schüler dem herrlichen Inhalte der Classiker gegenüber. Und in der That konnte Just an das Schülermaterial nicht mehr dieselben Anforderungen stellen, wie etwa zehn Jahre früher, es fehlte gar stark in den Elementen, wie sollte man die Schönheiten hervorheben oder cursorisch dahineilen, wenn dem Schüler alle copia verborum, alle Formenkenntnis mangelte! Wie ganz anders war das doch zu jener Zeit gewesen, als ich und meine Collegen Just's Unterricht genossen. Wie viel wurde da in einer Stunde gelesen, wie viel Realien beigebracht, wie lebendig berührte es uns, wenn ab und zu Just selbst bei einer herrlichen Stelle im Homer oder Sophokles wie verzückt ausrief: „Prächtig, das ist doch wunderschön!" Ja, das packte auch uns. Ein ungemein tüchtiger Sporn war das Vistalesen. Da hieß es: Hic Rhodus, hic salta! Da konnte sich das wirkliche Wissen und Können bewähren, der Schwindler stand entlarvt da. Später stimmte Just seine Forderungen sehr herab, er hatte nicht mehr die Lust und wohl auch nicht mehr die Kraft, die sehr wenig unterrichteten Schüler in der VI. oder VII. Classe erst in der griechischen Grammatik zu unterweisen, er wurde müder und immer müder. Dennoch that ihm die Trennung vom Lehramte mehr weh, als er wohl gestehen mochte! Ich aber muß es hier, nachdem sich seine Augen geschlossen, offen aussprechen: einem so verdienten Schulmann wie Ludwig Just war, hätte man die letzten Lebensjahre versüßen können, man war geradezu verpflichtet, ihn den Sorgen des Alters zu entreißen. Eine Auszeichnung dem Manne zu verleihen, der ein so warmes Herz für alles Große, Gute und Schöne gehabt, wäre um so mehr am Platze gewesen, als man ja Leute in Amt

und Stelle ließ, die zum Wohle der Jugend nie hätten einen Fuß in eine Schule setzen sollen. . .

Noch ein Wort über Just's äußere Erscheinung. Er hat sie selbst geschildert in seinem launigen Gedicht an Podlaha:

> . . . Possum memorare quadratum
> Corpus, grande caput, collum breve, sic et obesum
> Ventriculum proferre simul communia nobis (nehmlich ihm und Podlaha).

Was Just selbst (Jan Slawik 104) dem P. Franz nachruft, kann auch auf ihn Anwendung finden: „Unter der unscheinbaren Kutte schlug ein wahrhaft edles Herz; es hat zu schlagen aufgehört; doch sein Andenken wird nie verlöschen bei allen denen, die ihn näher kannten. Friede seiner Asche!" Und damit will ich von diesem meinen lieben Lehrer Abschied nehmen.

Im festen Freundschaftsbündnisse mit Just stand Augustin Schwetz, geboren zu Iglau am 23. Juli 1809. Er war, wie die damaligen Piaristen meistens, auf allen Gebieten verwendet worden. Er lehrte in den Normalclassen, dann zu Krems an der philos. Lehranstalt Philosophie und Geschichte und am Josephstädter Gymnasium gewiß ein Vierteljahrhundert deutsche Sprache und Geschichte. Als im Jahre 1871 die Auflösung des Piaristen-Lehrkörpers und die Verwandlung des Gymnasiums in eine Staatslehranstalt auch mit weltlichen Lehrern erfolgte, ward Schwetz zum Director des Horner Gymnasiums und später auch zum Schul-Inspector ernannt. Er starb in Wien am 3. September 1878.

Kaum kann ich es glauben, während ich es niederschreibe, daß diese lebensfreudige und lebensvolle Persönlichkeit todt ist. So tief griff sein Einfluß, die imponirende Macht seines Wesens in meine Jünglings- und ersten Mannesjahre ein, so frisch und unverblaßt steht die ganze Gestalt des gefürchteten und doch so gewinnenden Mannes vor mir, daß ich meine, es läge noch in der Möglichkeit zu ihm zu eilen, mit ihm zu plaudern und zu lachen oder ernsten Rath zu erbitten. Als ich zum erstenmal als Knabe den mehr kleinen aber kräftigen Mann mit dem weithinaufgeschlagenen Rockkragen, der beinahe das ganze Gesicht verhüllte, sah, bebte ich vor den durchdringenden Blicken dieses Lehrers zurück und wahrlich auch dem keckſten und lustigsten Jungen verging jeder Spaß, wenn er den Zornesblick des Gefürchteten aushalten mußte. Schwetz war eine geborene Herrschernatur, die gewaltige Nase und

vor allem die großen herrlichen blauen Augen, sowie der jeden Widerspruch niederschlagende Ausdruck des bedeutenden Gesichtes erinnerten an Friedrich II. von Preußen. Seine Menschenkenntnis war überraschend, doch leider überwog die pessimistische Auffassung.

Seine Kenntnisse waren nicht so vielseitig, aber sein Wissen war in der Schule der Alten und in der Zucht einer reichen Lebenserfahrung zu einer schneidigen Waffe geworden, die Schwetz immer mit Erfolg zu führen wußte. Mit rücksichtsloser Consequenz hatte sich denn auch Schwetz eine Herrscherstellung in allen seinen Kreisen erobert; wo er erschien, gab er den Ausschlag und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser einzige Mann in der mehr als unscheinbaren Tracht war im Stande die Disciplin und Ruhe des ganzen Gymnasiums zu verbürgen und zu bewahren. Er hat dieß mehr als einmal gezeigt. Aber nicht bloß, weil man seinen Blick, seinen Sarkasmus und seine strenge Classification fürchtete, nein, auch weil man vor seiner ganzen geschlossenen Persönlichkeit und seiner entschiedenen Befähigung Respect hatte, gewann er eine solche Macht. Man muß ihn an seinen guten Tagen Geschichte vortragen oder ein Göthe'sches Gedicht erklären gehört haben, um zu wissen, wie eminent dieser Geist war. Wie lebensvoll und packend wußte er zu erzählen, Humor und Witz, Schärfe und ein Fluß der Rede, wie ihn jetzt nicht allzu viel Historiker an unseren Gymnasien besitzen, entzückten uns und hielten uns wie in einem magischen Banne. Doch wehe, wenn einige dumme Jungen, die ihm nicht folgen konnten, ihn störten. Furchtbar blickte er da über die Classe hin, verächtlich spuckte er in mächtigen Bogen aus, dann fuhr seine Hand in die Brusttasche und das entsetzliche große Buch kam an's Tageslicht — sein Catalog. Der „Vortrag" war zu Ende, es begann das unerbittliche Examen, das dem Gerufenen — ob schuldig oder unschuldig — stets eine schlechte Classe brachte. Und wie schnell waren 12—16 „nicht genügend" gegeben. Todesbläsße bedeckte unsere Wangen; wenn hie und da noch einer im „Pütz" eiligst nachschlug, nichts half es ihm mehr. Auch der entfloh nicht dem grausen Verhängnis, der durch die Reihen der Genossen entweichend hinauseilte an den heimlichen Ort — erschien er nach langer Pause, als längst ein anderer „Buchstabe d'ran war", gleich ward er examinirt und reprobirt.

Aber wie liebenswürdig konnte Schwetz auch seinen Vertrauten gegenüber, von denen er stets einen Stab um sich hielt, sein! Wen er seines Umganges würdigte, der konnte manche vergnügte Stunde an seiner

Seite erleben, sei es daß Schwetz, der illustre Schachspieler, ihn in die Geheimnisse des geistvollen Spieles einweihte, sei es daß er ihm am Clavier vorphantasirte oder daß er sich in Disputationen und Erzählungen erging. Kurz, wir kamen stets geistig durcheinandergerüttelt von ihm, und auch wer eine idealere Lebensauffassung in der Brust trug, mußte sich sagen, daß der Umgang mit dem scharfen Kritiker ihn vielfach gefördert habe. So lernte man von ihm in und außer der Schule — wie denn Schwetz der Lehrer war, welchem Schüler, die schon längst an der Universität, ja in Amt und Würden sich befanden, stets ihre Aufwartung zu machen pflegten.

* * *

Freilich als Gegner war Schwetz furchtbar, ohne jede Rücksicht. Dies mußte am bittersten sein Director, der bedeutendste meiner Lehrer Dr. Leopold Schlecht erfahren. Schlecht war unser anregendster Professor, voll Geist und Leben. Wahrhaft selig im Anschauen und Genießen des Schönen, gleich begeistert für die Antike, wie für Musik und jegliche Kunst schuf er an seinem Gymnasium eine Strömung, die jeden der sich ihr ergab in bessere Regionen geführt hat, deren Erinnerung dem Mannesalter Inhalt gibt, der Greisenzeit süße Phantasien schaffen wird. Dank, ewiger Dank seinem Wollen, seinem lichtvollen hingebenden enthusiastischen Streben!

Leopold Schlecht war zu Wien am 1. November 1797 als Sohn eines Fragners auf der Landstraße geboren, trat, nachdem er bei St. Anna die Volksschule absolvirt, am akademischen Gymnasium studirt hatte, 1817 in den Piaristenorden, erhielt 1821 die Priesterweihe, wurde dann Grammatikallehrer in Horn, seit 1825 Humanitätslehrer in Krems; 1829 kam er an das Josephstädter Gymnasium in Wien, mit dessen Leitung er seit 1850 (bestätigt 31. Januar 1852) betraut wurde. 1839 hatte er seine Rigorosen abgelegt, 1844 war er Decan der philosophischen Facultät an der Wiener Universität geworden. 1854 zu Ostern reiste Schlecht in Angelegenheiten des Piaristenordens nach Rom.

Früh schon war Schlecht literarisch thätig. Er war u. a. ein ungemein eifriger Mitarbeiter an den vormärzlichen Zeitschriften Wiens; so begegnen wir ihm in Ebersberg's Feierstunden schon um 1829 und in den folgenden Jahrgängen, nicht minder in dem „Oesterreichischen Zuschauer", im „Wanderer", der „Modenzeitung", dem „Sammler", dem

„Archiv" und in vielen der damals so üblichen ziemlich harmlosen Almanache: der „Siona", „Aurora", „Thalia". Schlecht versuchte sich auf allen Gebieten, er begegnet uns als Novellist, Historiker, Naturforscher, Mathematiker und nicht zuletzt als lyrischer und didaktischer Dichter. Mit seinen Zeitgenossen theilt er deren Mängel, sobald er als Erzähler auftritt. Da findet man Mangel an Charakteristik der handelnden Personen, Vorliebe für abenteuerliche und gesuchte Situationen, sowie für einen uns jetzt unsympathischen blumenreichen Styl*), und eine gewisse aufdringliche Moral, die sich allüberall oder wenigstens als ein „Haec fabula docet" am Schluße breit macht. Aber es wäre ungerecht zu verkennen, daß der ungemein fruchtbare und rührige Verfasser, der freilich etwas zu schnell und deßhalb flüchtig arbeitete, auch schönes zu Tage förderte. Dabei tritt vielfach die löbliche Absicht hervor, das Gottvertrauen in den Lesern zu kräftigen, zur Friedensliebe zu bewegen (Feierstunden 1829 Liebet Eure Feinde, Erzählung), die Zaubermacht der Kindesliebe darzustellen (ebend. II. 357 Graf Nureschkin), die Hoheit werkthätiger Dankbarkeit zu schildern (ebend. 1832/3. IV. 1122) und den deutschen Charakter, die deutsche Treue zu loben.**)

*) Ausdrücke wie „Hoffnungsbalsam", „Rosenlicht", „goldner Traum" in wenigen Zeilen zu häufen, ist jetzt doch nicht mehr erlaubt.

**) Ich gebe hier die Aufsätze Schl.'s in den „Feierstunden" kurz an: 1829/30. Das Wiedersehen (609), Erzählung, Liebet Eure Feinde (29), Graf Nureschkin. Zerstörung eines tatarischen Götzens (105), der seltsame Traum (177), Rettung für Rettung (503 [ziemlich unwahrscheinlich]), die künstlichen Irrlichter (553), das Geburtsfest (Schl.'s Lieblingsmotiv: ein grollender Vater und völlige Versöhnung [581]), die Höhle des Trophonios (653 [gegen Priesterbetrug]), die Stiefmutter (721), dann Historisches (Römische Fastnacht [65], der Untergang des oströmischen Reichs [881]), Charaden (Nr. 14, 49), mathematische Aufgaben (79, 99), Grabschriftübersetzung (aus dem Griechisch. des Kallimachos). 1830. D. Kosakenkind (sehr schwach [I. 49]). Rettung durch Rettung (77). 1831. (633) Die Gefahr in der Köhlerhütte, (865) Eitelkeit und falsche Scham (sehr skizzenhaft), Zdarad's Tod (IV. 1023), Ludwig der Fromme (historisch [III. 889]). 1832. Wladimir und Rogunde (I. 105 [à la Dellarosa]), Großmuth bei Wilden (101), das Bildnis des Großvaters (265 nicht ohne pädagogisch Bedenkliches, eigentlich Erzählung zum Ausspruche Göthe's: Die Stelle, die ein guter Mensch betrat u. s. w. II. 371), Macht der kindlichen Liebe (Verherrlichung der deutschen Treue), über Maschinenwesen (601 [gegen die Maschinen]). Fragen aus allen Gebieten für Schüler (I. 238, XX). 1833/4. (II. 1293) Roland von Sicilien, Erzählung. 1835. (553) Histor. Erzählung vom falschen Balduin (mit Moral gegen die Heuchelei), über das Vehmgericht (701 gegen dasselbe in Form einer romantischen Erzählung). Oest. Zuschauer 1833. (II. 721) tritt Sch. unter seinem Pseudonym G. Carril für die humanistische Bildung und ihren Werth treffend ein und greift die Streber an.

In den Ferien pflegte Schlecht Reisen zu unternehmen, sie führten ihn auch außer die Gränzen der Monarchie, z. B. nach Bayern, Sachsen, nach Helgoland und die Schweiz. Wie Platen fühlte auch er in Venedig (1832. II. 393), daß alles daselbst Ruine sei, er wurde tief traurig, auch die Alterthümer Veronas (II. 719) erzeugen in ihm elegische Gefühle über die Vergänglichkeit. In heiterer Stimmung (Feierstunden 1835) erzählt er dagegen vom Salzbergwerk in Hallein, äußert berechtigtes Entsetzen vor der Häßlichkeit der alten Weiber der Alpengegenden, und freudige Begeisterung über Salzburgs Schönheit und witzelt in Saphir's Manier über die verschiedenen Salze. Auch 1836 kommt (1525) er auf die Wasserfälle im Salzburg'schen zurück. Erquickend wirkt in dieser Schilderung das lebhafte Naturgefühl das z. B. in folgenden tiefempfundenen Worten Ausdruck findet: „Hätte meine Stimme die Kraft, in ferne Gegenden zu dringen, Allen würde ich zurufen: Kommt hieher, seht, staunt und betet an! Wenn Ihr in diesem heiligen Augenblicke nicht liebevoller versöhnender menschlicher werdet, nicht göttlicher empfindet, wenn Ihr nicht aus der Fülle des Gemüthes rufen könnt' mit unserem großen Dichter: Diesen Kuß der ganzen Welt! — dann stehlt Euch hinweg aus dem großen Bruderbunde — Eure Götzen sind der Mammon oder Euer Bauch!"

Sehr gut geschrieben ist Schlecht's Skizze über das Stilfserjoch (Oesterr. Zuschauer 1838. II. 323 u. d. N. G. Carril), er berichtet auch über Monza und die eiserne Krone (611) und Turin (S. 479), das er in Bezug auf seine Bauten hinter Prag, Dresden, München und Mailand setzt. Noch um 1859 gibt er (wieder unter dem Pseudonym Carril in Steinbach's Thalia) eine Novelle unter dem Titel: „Königsee und Gmunden", vielleicht die beste unter seinen epischen Leistungen. Wir treffen in ihr bessere Charakteristik der Personen, schöne und gelungene Naturschilderungen und einen damals noch immer passenden Vorwurf (Adelsstolz zerreißt die heiligsten Familienbande). Nur der Schluß ist nicht ganz consequent und logisch und (wie bei Just) die Großmuth der handelnden Personen ziemlich übertrieben. Zahlreich sind die Gedichte,*)

*) Feierstunden 1829 Gedankenspäne (103), über die Andacht ohne ihr entsprechendes gutes Leben, sonst viel Spielerei mit Worten, (803) das Leben, (777) Gedankenspäne. 1830. Beruhigung (28), Perlenmuschel und Seewurm (189), (Edelmuth gegen Feinde), (203) recht gute Gedankenspäne, (277) der Baum des Lebens, Parabel, (478) der Thränen Lauf, (556) der Teich (das Schlechte des

welche Schlecht zu den genannten Zeitschriften beisteuerte, vielleicht zu zahlreich, obwohl unter dem Gebotenen manches recht Schöne zu finden ist. Namentlich das Didaktische gelingt ihm, so auch einige Epigramme in den „Gedankenspänen“ — wenn er nur die leidige Wortspielerei, die freilich in der Wiener Luft lag und liegt, gemieden hätte.

Schlecht war übrigens auch als Dramatiker thätig; als er mein Lehrer war, sagte das dumpfe Gerücht, er habe eine „Sophonisbe“ gedichtet. Mehrere seiner Stücke sollen aufgeführt worden sein, z. B. in Krems; es war mir aber unmöglich, auch nur eines seiner Dramen zu erlangen. Ebenso erging es mir mit Schlecht's moralischen Werken: Diorama sittl. Lebensbilder, Wien 1836, Moral in Bildern aus dem menschlichen Leben, 1836, der Werth menschlicher Tugenden, 1836, der fromme katholische Christ, Wien 1838, Tugendsaat und Segensfrucht, Krems 1849.

Doch wenden wir uns zu seinen Schulschriften. Auch hier erwies er sich vielseitig, rührig und fruchtbar. 1844 erschienen seine „Exercitia styli latini“ Wien, Seidl. Sie führen in eine jetzt vergessene Zeit zurück, zu einem Rest des ausgehenden Humanismus, in dem man sich bemühte, in lateinischer Sprache zu denken und alle möglichen Formen derselben zu cultiviren. Neben den circumscriptiones, descriptiones,

---

Lebens mit einem Teich verglichen), (580) Gutes nur durch Mühe, (620) Wahl des Freundes. 1831. Das Laster (III. 861 [die Macht der Leidenschaft wird mit einem Leuen verglichen]), (909) bei dem Grabe eines Unglücklichen, (917) Phantasie, (940) der Mensch (sehr pessimistisch: so irrt er durch des Lebens Labyrinthe, der Triebe strenger Herrschaft unterthan), (949) Wunsch für die Zukunft (Sonett, die Stimmung des Vorigen). 1832. (I. 60) das größte Ungeheuer (gegen den Egoismus), (94) der Himmelstropfen (sehr gut, wie der Verstand Segen und Fluch schafft), (III. 644) an die Lampe (sehr schön, von den Menschen, die dahinsiechen, weil ihnen die Freude fehlt). 1832/3. (I. 414) Kaninchen und Schlange (gegen verborgene Feinde), (497) die neue Unthier (die Schmeichelei die niedrig kriecht), (III. 731) die beiden Tannen (Preis des selfmade man), (788) die Sonne und der Schild (hübsch; ein reines Herz wird immer schön leuchten). 1833/4. (II. 449) die jungen Vögel (formell schwach — aber gute Warnung für Knaben, sich nicht für Männer halten zu wollen), (II. 1212) Damon und die Nelken (man soll nicht verzagen, wenn die eine Freude schwindet, es kommen schon wieder andere), (339) an die Natur. 1835. (S. 648) des Lebens Tageszeiten, (983) der Elephant und der Käfer (glücklich wer im Kleinen still zufrieden lebt), Oesterr. Zuschauer 1837. Vergißmeinnicht (Sinnbild des Schmerzes), (80) des Armen einziger Freund (Tod), Ermunterung zur Freude, wohl angeregt durch Schiller's Lied an die Freude). Schöne Gedanken finden sich auch in einem Epilog bei Gelegenheit der Vertheilung der Schulpreise vom Jahre 1844.

similitudines, epistolae familiares, neben Idyllen und eruptiones elegiacae, neben scenae dramaticae*) und epischen Versuchen finden sich leider auch die unvermeidlichen Chrien und Imitationen. Die Wahl der Themen ist fast durchweg zu billigen; selbstverständlich fehlt es damals — wie noch jetzt — nicht an den aufgedrungenen „moralischen" Themen, von denen der ganz subjective und concrete Sinn der Jugend am wenigsten wissen will, die es nicht versteht und bei deren Behandlung die Jugend entweder sich altklug benimmt und heuchelt oder einfach gelangweilt und daher langweilig schreibt. Ganz gut sind dagegen alle die Themen, denen unmittelbare Anschauung zu Grunde liegt, z. B. Beschreibung von Schönbrunn, der Freuden der Winterzeit, der Nacht, der Kirche des Gymnasiums, eines Theaters, eines Garten, des Ortes, in dem das Gymnasium liegt u. s. w.**) Vielfach verweist er dabei auf Muster der Schilderung und wählt dieselben — wie einst Erasmus — auch aus Classikern, welche nicht in der Schule gelesen werden, wie Vellejus, Tertullian, Dio Cassius, A. Gellius, Aur. Victor u. s. w. Auch aus der österreichischen Geschichte werden Themen genommen, z. B. über Andreas Baumkirchner, über die Wiener Türkenbelagerung von 1683. Das ganze Buch ist voll Leben und Interesse, man begreift gar wohl, daß unter solcher Unterweisung ein Eindringen in den Sprachgeist möglich war. Erfreulich ist auch Schlecht's Antheil an der zeitgenössischen Literatur; nicht nur daß er auf Becker's Weltgeschichte verweist, er kennt und empfiehlt auch historische Werke von Mannert und Papencordt, Stolberg's Alfred der Große und Whewell's Geschichte der inductiven Wissenschaften u. s. w.

1850 erschien für Schüler der Lycealclassen und für Anfänger (Wien, Seidl) Schlecht's „Grundriß der anorganischen Chemie". Es steht mir darüber als Nichtfachmann kein Urtheil zu, doch kann ich aus meiner Erfahrung als Schüler Schlecht's mittheilen, daß in Verbindung mit den reichlichen Experimenten, die Schlecht vornahm, es leicht und angenehm war, nach jenem Grundriß zu studiren.

---

*) Er scheint auch später diese Uebungen sehr begünstigt zu haben, wie aus einer Besprechung von G. Seidl (1851) erhellt, in der unter den Schülerarbeiten des Josephstädter Gymnasiums ein episches Gedicht „Marathonias" und ein „Milo von Kroton" genannt werden.

**) Passend ist auch die Wahl des Themas: Der Geck, eine Satyre. Weniger glücklich, wenn der Schüler sich in die Seele der Maria Stuart versetzen und an — Bothwell schreiben soll.

Sehr eifrig war Schlecht auch in seinen Programm-Aufsätzen. Gleich im Jahre 1851 ließ er im Programme des Josephstädter Gymnasiums eine Geschichte desselben erscheinen, von der Gabr. Seidl (Oesterr. Gymn.-Ztg.) schreibt, sie sei eine recht verdienstliche Arbeit, „so sollten alle Geschichten der österr. Gymnasien beschaffen sein". Durch sie hatte Schlecht auch den Nachweis erbracht, daß das Piaristen-Gymnasium unter seine ehemaligen Vorstände und Lehrer alle die Männer zählt, von denen die gänzliche Reformation der Gymnasial-Studien von 1763—1819 herrührt.*) Im Programme des Jahres 1853 berichtete Schlecht über seine Methode des Psychologie-Unterrichtes, wobei es volle Anerkennung verdient, daß Physik und Physiologie als wichtig für die richtige Behandlung des Gegenstandes genannt werden. Die Darlegung ist natürlich sehr populär gehalten, aber auch sehr lebendig, namentlich durch die zahlreichen Citate aus Classikern aller Nationen. Dabei fällt Schlecht auch einmal gegen den Hauptfehler der Wiener, gegen die maßlose Vergnügungssucht aus: „Bietet man einem Volke unaufhörlich die mannigfaltigsten Gelegenheiten zu Vergnügungen, da einen Tanzsaal, da eine Arena, da ein neues Gastlocale...... oder sendet man es im Winter in ein unterirdisches Elysium, wo zahlreiche bunte Erscheinungen in den mannigfachsten Frazzen vor dem Besucher vorüberziehen, muß da nicht der natürliche Trieb nach Zerstreuung zur Begierde ausarten und muß das Volk, indem es genußsüchtiger wird, nicht in finanzieller Beziehung und an Moralität verlieren?" — Aber Schlecht brachte die Psychologie auch in Beziehung zur Geschichte und Literatur; für seine Belesenheit in der letzteren ist diese Abhandlung ein schöner Beweis. Die Programme jener Jahre erwarteten überhaupt die Schüler und deren Familienmitglieder als Leser; deshalb auch der sehr populäre von unseren strengwissenschaftlichen und oft auch nur wissenschaftlich sein wollenden Programmen sehr verschiedene Charakter derselben. Derselbe tritt auch in Schlecht's „Bauhütten" (Aus der Culturgeschichte des Mittelalters, 1854) zu Tage.**)

*) Vgl. Programm von 1852: Erste Studien-Reformation in Oesterreich.

**) Im Programm-Aufsatz von 1855 „Das Wunderbare" zeigt Schlecht sich ziemlich von der Reichenbach'schen Od-Theorie beeinflußt. „Mitempfindung und Mitgefühl" (Progr. 1857), eine psychologisch-ästhetische Vorlesung ist sehr populär gehalten. Vgl. die berechtigten Einwürfe G. Seidl's in der Oesterr. Gymn.-Zeitschr. 1858. Die Abhandlung des Jahres 1858 handelt über die wahre Ursache der Dampfkessel-Explosionen und ist, wie Schlecht selbst bemerkt, ein Referat über die Erörterungen des Chemikers Boutigny.

Als Director war Schlecht eifrig thätig, die neuen Reformen hindurchzuführen, er begründete das physikalische und naturhistorische Cabinet und suchte eine ordentliche Gymnasialbibliothek herzustellen.

Man muß die Gymnasialprogramme während seiner Amtsthätigkeit durchsehen, um sich zu überzeugen, wie seine rastlose Thätigkeit besorgt war, aus Wenigem Bedeutendes zu schaffen, stattlich mehrten sich unter ihm alle Sammlungen, er ruhte nicht, die Eltern der Schüler und Freunde dafür zu interessiren, daß die Lehrmittel bereichert wurden. Dabei war er in einer Zeit, in der man meinte, für die Schule sei jedes Möbelgerümpel und jedes Locale gut genug, bemüht, für lichte, luftige Schulräume und beinahe elegante Bänke zu sorgen. Gar wohl wußte er das in unseren Gymnasien noch immer wenig gewürdigte ästhetische Moment zu schätzen. Und doch bewirkte dies so viel!

Ueberhaupt wer Schlecht's Bedeutung gerecht beurtheilen wollte, mußte ihn als Leiter des Josephstädter Gymnasiums beobachten. Der kleine stets bewegliche Mann, der in manchen Stücken, nicht bloß in einer gewissen äußeren Aehnlichkeit, an Richard Wagner gemahnte, war in der That die Seele der ganzen Anstalt. Gar wohl weiß ich, daß auch die Schattenseiten nicht fehlten, daß arge Unregelmäßigkeiten und Versündigungen vorkamen — aber wo wären in menschlichen Dingen die Schatten zu vermeiden? Und wahrlich, wo die Fehler mehr in einer allzu gesteigerten Vitalempfindung der Lehrer zu suchen sind, wirken sie nicht so verderblich auf die Schüler, als wenn sie aus Inhaltslosigkeit, Verknöcherung und schulmeisterlichem Dünkel hervorgehen. Schlecht war stets angeregt und anregend, ich erinnere mich, daß nie eine langweilige Stunde bei ihm vorkam. Er gehörte noch zu jenen seltenen Lehrern, die der Phantasie und dem Pathos auch im Schulleben ihr Recht lassen. Unvergeßlich für jeden der damals studirte, wird die feierliche Begehung des Anfangs und Schlußes des Schuljahres sein. Man hatte das Gefühl, wenn man wieder in das graue Haus rückkehrte und das Schuljahr, wie es recht und billig ist und sich für Christen geziemt, mit einer kirchlichen Feier eröffnet ward, abermals in die zweite Heimat gekommen zu sein. Alles war da festiv, man sah sich wieder — denn damals kannten sich noch alle Schüler, wie die Mitglieder einer großen Familie —, man sah die alten und neuen Lehrer, war in der höchsten Erregung über

---

*) Schlecht gab im Programme von 1860 selbst einen kurzen Rückblick über die letzten zehn Jahre des vollständigen Josephstädter Gymnasiums.

etwaige Aenderungen und ging dann, wenn das Glockensignal erscholl, unter Führung des Ordinarius auf die jeder Classe zugewiesenen Plätze in der großen Piaristenkirche. Mit einen allbeliebten Marsch, der vom Chore herab ertönte, wurde man da empfangen, stolz und feierlich und gar viele tief ergriffen schritten wir zu unserem neuen Platze, den betreten zu dürfen auch als Lohn unseres Fleißes angesehen wurde. Wir, wie die Lehrer natürlich in Festkleidung! Nichts war da zu sehen von dem saloppen Wesen, mit welchem jetzt das heil. Geistamt meist begangen wird. Und dann erst die Schlußfeier, welche Schlecht nach dem Muster der deutschen Gymnasien einführte. Wie wir mit pochendem Herzen da in die Kirche schritten, hierauf im geordneten Marsche in den Festsaal, der von Blumenduft erfüllt war! In einem aus Bäumchen gebildeten Hain saß das Lehrer-Collegium, nun begann die Verlesung der Schüler, Betheilung der wenigen Prämianten, sodann folgte die Abiturienten-Entlassung. Und das alles im dichtgefüllten Saale, vor den Augen der Eltern Verwandten und Freunde! Da war aber auch für ästhetischen Genuß gesorgt, Declamationen und Gesänge durch die trefflichen Hofsängerknaben und den tüchtigen Sängerchor des Gymnasiums aufgeführt*), entzückten die Hörer, während die Abschiedsrede eines der Abiturienten an die Zurückbleibenden und die Antwort eines der letzteren gar manchem die Augen feuchteten.

In solchen Stunden war Schlecht in seinem Elemente, man sah es ihm an, er war überglücklich. Wie innig nahm er da Antheil an Allem und wie warm war seine Ansprache an jeden Einzelnen der Abiturienten, die er am Schluße stets mit dem ehrenden Titel „Herr" begrüßte. Ich weiß im Zeitalter des „heil. Mercurius" in dem wir zu leben verurtheilt sind, lacht man über dergleichen, es ist ja ganz unproductiv und die Zeit läßt sich ja besser „fructificiren". Für uns aber waren solche Stunden von höchster Bedeutung, ich kann es heute wohl aussprechen, in solchen Augenblicken erhoben sich in der Seele die edelsten Entschlüße, da wurden Gelöbnisse geboren im Herzensgrund und wie mancher nahm sich auf seine Eltern blickend vor, ihnen die Freuden zu bereiten, welche die Eltern der Ausgezeichneten genossen. Da wirkte alles zusammen: die große Gemeinschaft der Lehrer und Schüler, die sichtliche Sorge des

*) Die Programme berichten in erfreulicher Ausführlichkeit darüber und geben die Verzeichnisse der Lieder, aus denen man ersieht, daß man das neueste brachte und in der Auswahl guten Geschmack bewies.

Directors und der Professoren für uns, die Theilnahme der Unseren, die herrliche Musik, die duftenden Blumen, die Erwartung der Zeugnisse, der schöne Saal — kurz es war ein wahres Fest, der ganze Tag war geheiligt.

Aber auch sonst war das Schuljahr keine solche Schulwüstenei wie heutzutage, es gab gar manche lachende Oasen für uns. Man schlage nicht gering an, was Schlecht durch die Gründung eines Gymnasialgesangvereins, durch die Schulfeste und die herrlichen „Majalien" und Liedertafeln*) in uns erweckte, was er unserem Leben und Empfinden bot. Und er that es nicht aus „Spielerei" sondern mit vollem Bewußtsein von der Bedeutung dieser Thätigkeit. Er wußte gar wohl, daß die Erweckung des Sinnes für das wahrhaft Schöne und Edle, das Gemeine und Niedere verdrängt. Das kann aber nicht durch näselnde Kathederdogmen und aufdringliche Magisterweisheit geschehen, sondern durch die unmittelbare Einwirkung des Schönen in Musik, Plastik, bildender Kunst und allbezwingender Poesie. Damit vereinige sich die lautere selbstvergessene Begeisterung des Lehrers, und der Eindruck wird für's ganze Leben bestimmend sein.

Die singulären auch heute noch einzigen Leistungen der Hofsängerknaben, die am Gymnasium studirten, gaben wohl den Anlaß, an die Gründung eines ganzen Sängerchors zu denken, den die ehemaligen Hofsänger, wenn sie mutirt hatten, die stimmbegabten Knaben und Jünglinge des Gymnasiums und gar viele frühere Zöglinge der Anstalt, welche schon an der Universität studirten, bildeten. Aus dieser Vereinigung und überhaupt aus dem Josephstädter Gymnasium sind fast alle bedeutenderen Musiker Wiens hervorgegangen. Ich will nur an Sucher, Hans Richter, Johann Přihoda, Weinwurm, sodann Karl Wolf, Felix Mottl, Hugo Reinhold erinnern und bemerken, daß damals auch Herbeck Chordirector in der Piaristenkirche war.

Welch erhebende Wirkung diese vorzüglichen Stimmen hervorbrachten, empfanden wir in der täglichen Schulmesse, auf die wir uns wegen des hohen musikalischen Genußes freuten. Es war dies eine treffliche Einrichtung. Nach 10 Uhr wurden wir in die große Kirche geführt, woselbst eine Messe gelesen ward, zu welcher unsere Sänger sangen; dann ging der Unterricht wieder mit erfrischten Kräften fort. Freilich der weichliche Utilitarismus unserer Tage mag sich dabei entsetzen und an zahllose

---

*) Vgl. die herzlichen Worte Sch.'s darüber im Progr. von 1856 S. 35.

Verkühlungen denken, er beruhige sich: die Kirche hat uns nicht krank gemacht!

Doch nicht bloß in der Kirche umgaben uns die Klänge reizender Musik, im Frühlinge führte uns Schlecht hinaus in die schönen Wälder des Kahlengebirges oder nach Dornbach, da waren die Sänger durch farbige Bänder unterschieden; unter dem Schalle der damals beliebtesten Lieder zogen die gemischten Chöre dahin. War man müde vom Singen und Wandern, so trat man in ein ländliches Gasthaus, Lehrer und Schüler saßen nebeneinander, der Director hielt Ansprachen, auch Professoren ließen sich hören; ungezwungen und frei, aber niemals frech bewegten wir uns neben unseren Lehrern, die gesunde Luft, den wonnigen Abend und bescheidenen Imbiß in voller Jugendfreude genießend. Abends ging es in guter Ordnung unter Gesang wieder nach Hause, keiner übernahm sich, die — allerdings sehr wenigen — Lehrer, die sich dem Director anschlossen, verloren nichts an Ansehen.

Und noch eine Freude bereitete Schlecht uns Schülern, wie unseren Eltern. Das waren die Schüler-Productionen im Mai. Schon der Einmarsch der kleinen Sänger mußte jedes Herz erfreuen, fast durchweg blühend aussehende Jungen mit Blumen geschmückt, frisch und heiter, nichts serviles oder unnatürliches an ihnen. Und nun die Leistungen! Da wurden unsere musikalischen Classiker, da wurden Mendelssohn, Schubert und Schumann mit Hingebung und Begeisterung, rein und hinreißend gesungen. Der Josephstädter Knabengesang wurde zu einer Specialität des reichen Wiener Musiklebens. Noch der nächste Nachfolger Schlecht's K. M. Feyerfeil ließ in ehrenhafter Pietät diese Mai-Concerte (die auch der Schülerlade des Gymnasiums ein beträchtliches Einkommen zuwendeten) bestehen; umsomehr ist es zu beklagen, daß in der Epoche des folgenden Directors diese eingingen und die Musen völlig vertrieben wurden. Als ich am Josephstädter Gymnasium Supplent war (1864—1869) war es durch Sänger wie K. Wolf (†), Michael Scharf, Hugo Reinhold, Otto Bauer (†), August Settenhofer (†) u. A. möglich geworden, schwierige Partien selbst aus S. Bach und Händel's Oratorien (z. B. sehr häufig das große Hallelujah) aufzuführen. Musikkenner von Bedeutung, wie z. B. Graf Dr. Laurencin kamen nur zu dem Zwecke in die Vorstadt, um diese reizenden Gesänge zu hören. Das ist nun alles vorbei. Und was ist damit gewonnen, daß man die holden Töne verstummen ließ? Sind

vielleicht der Geist echter Religiosität, oder die Muse der Dichtkunst oder hingebende Begeisterung für die alten Classiker und die antike Welt an ihre Stelle getreten? Ich möchte es sehr bezweifeln. Daß aber unter Schlecht's Leitung in der That eine Anstalt geschaffen ward, in welcher die Schüler unter den Lorbeerhainen von Hellas, unter den Cedern des Libanon und in den Eichenwäldern Germaniens heimisch wurden, das kann ich (und mit mir gewiß so mancher) bezeugen. Denn so nachhaltig war in uns das Entzücken über den Inhalt der Alten, daß wir Vereine nicht bloß zu gemeinsamer Lectüre der Classiker, sondern auch zu deren Herausgabe und Commentirung wie Uebersetzung (natürlich nur für den Freundeskreis) begründeten. Daneben eröffnete Schlecht auch wieder unseren Sinn für das Naturleben. Durch seine populären Vorlesungen über Chemie, Physik, Geologie an Sonntagen seit 1851, die viele von uns besuchten, wurden wir lebhaft angeregt und tiefer eingeführt. Daß diese Vorlesungen sehr populär waren, lag schon in deren Auditorium, dessen Spitzen ein gutmüthiger „Obristlieutenant" und ein höchst artiger wohl conservirter „Herr Regierungsrath" waren, das sonst aber meist aus Damen bestand. Ja diese „Damen in Seidenkleidern" erregten vielfach den Spott der Gegner Schlecht's.

Und in Wahrheit muß man sagen, die Frauen waren auch des Mannes Verhängnis, der als verheirateter weltlicher Lehrer gewiß noch segensreicher gewirkt und einen besseren Ausgang gefunden haben würde. So aber gähnte in seinem Leben ein klaffender Widerspruch. Schlecht besaß eine lebendige Phantasie, die ihm oft arge Streiche spielte, er hatte ein liebeglühendes liebeverlangendes Herz — und dabei Ordensmann! Wie gut wußte er zu herrschen, wie wenig sich unterzuordnen — und doch Ordensmann! Mußte es da nicht einmal zu einem Conflicte kommen? Es kam zu gar vielen, auch wir Schüler wußten von manchen, ohne daß Schlecht deshalb unsere Liebe, unsere Achtung eingebüßt hätte. Denn wir hatten zu viel Respect vor seinem allseitigen Wissen, vor seiner doch stets durchbrechenden Gutmüthigkeit, die Totalität seines Wesens machte alle einzelnen Schwächen leicht vergessen. Und so steht er mir bis auf den heutigen Tag als ein Mann vor den Augen, welcher das Ideal des Gymnasiums: Vereinigung des classischen Geistes mit den Fortschritten der Naturwissenschaften und dem Antheil an den schönen Künsten in so scharfen Zügen umrissen hat, daß man nur dieses Beispiel nachzuahmen braucht, um große Erfolge zu erzielen.

Ueber die letzten Zeiten Schlecht's bin ich wenig unterrichtet. Ich weiß nur, daß er plötzlich (8. Mai 1861) Wien verließ und nach Zürich eilte, wo er Protestant geworden sein und geheiratet haben soll. Sicher ist, daß er daselbst an der Universität als Docent für lateinische Literatur auftrat und daß er später eine Erziehungsanstalt errichtete, nachdem er in Genf das schweizerische Bürgerrecht gekauft hatte.

Am 16. August 1866 ist er gestorben.

Der Gedanke, welchen er (um 1831) in den Worten Ausdruck gegeben:

„Ach möchte durch des Grabes kühle Gruft,
Vor welcher Neid und Bosheit scheu entfliehen
Die Ruhe und des Friedens Stern uns lachen!"

tritt am Schluße dieser Skizze vor unsere Seele, zugleich aber auch der Wunsch, die Pietät seiner zahlreichen Schüler möge dafür sorgen, daß im fernen Lande die Stätte bezeichnet werde, an welcher dieser unser so eifrig wirkender ruhelose Lehrer dem wir Alle Dank schulden, endlich Ruhe gefunden!

Klosterneuburg, am 28. October 1887.

Die

confessionale Frage in Oesterreich 1848.

Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit.

Von Frh. v. Helfert.

(Fortsetzung aus den Jahrbüchern 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887.)

XVI.

Der constituirende Reichstag und das Ministerium Wessenberg-Doblhoff.

Am 19. April 1848 waren in Römersdorfer's Behausung in Wien Heinrich Huschauer und Joseph Muhm als Bevollmächtigte der Marktgemeinde Grafenberg, dann Mathias Greillinger und Johann Weiringern als solche der Marktgemeinde Roseldorf erschienen, um ihm die Bedrückungen durch ihre Stiftsherrschaft Lilienfeld, „die wir aber fernerhin nicht mehr dulden können", mit eindringlichen Worten zu schildern und ihn zu bitten „eine actenmäßige Zusammenstellung derselben durch den Druck zu veröffentlichen". Franz Römersdorfer hatte, wie wir uns erinnern, durch seine maßlosen Angriffe gegen den Prälaten von Klosterneuburg einen gewissen Ruf in den Kreisen der Guts- und Zehentholden erlangt, die er jetzt auf den kommenden Reichstag vertröstete der für alle Beschwerden Abhilfe treffen werde*).

Als dieser Auftritt stattgefunden, war der erwartete Reichstag noch kein constituirender gewesen, das war er erst durch die „glorreiche" Errungenschaft vom 15. Mai geworden. „Constituirend" aber hieß bald

*) Constitution Nr. 32 v. 28. April S. 491—494. Ueber Römersdorfer s. oben S. 77, 79, 185 f., 277, 402; Jahrb. 1882 S. 162, 164; 1883 S. 147 f.; 1884 S. 155 f.; 1886 S. 123.

„souverain": der Reichstag konnte machen was und wie er wollte und brauchte nach niemand zu fragen. Folglich auch in Religions- und Kirchensachen, in welcher Richtung, je näher die Zeit der Wahlen heranrückte, die buntesten und ungemessensten Forderungen laut wurden. In einer von einem gewissen Joseph Simonyi veröffentlichten Flugschrift: „Was fordern die Völker Österreichs von dem bevorstehenden Reichstage?" (8⁰ 8 S. Schmid) lesen wir: 3. Die Geistlichkeit verzichte auf alle irdischen Güter gegen entsprechende Besoldung vom Staate; 4. Verbesserung der Lage der zahlreichen Landgeistlichkeit, „welche in tiefer Armuth schmachtet"; 6. Aufhebung aller Leistungen in Geld und Naturalien an die Geistlichkeit; 7. Abschaffung der Taxen bei Taufen Trauungen und Begräbnissen. Unter den zahlreichen „politischen Glaubensbekenntnissen", die für die Wahlen zum constituirenden Reichstag in die Öffentlichkeit traten, fand sich wohl keines wo diese und ähnliche Fragen nicht besprochen wurden, und zwar, wie kaum erwähnt zu werden braucht, fast ausschließend in radicalem Sinne.

Leopold Eder jun. Politisches Glaubensbekenntnis eines schlichten Bürgers &c. Stein an der Donau 17. Juni 1848; 2 Bl. fol. Von den 24 Punkten dieses Programms bezogen sich 22) auf „Errichtung von Leihbanken und Credit-Anstalten durch Hypothekirung der Klostergüter", was dann des näheren ausgeführt wird, und 23) „Die geistlichen Functionen sollen nicht erkauft, was ohnehin gegen alle kirchlichen Verordnungen ist, sondern von amtswegen ohne Entgelt, der Würde derselben angemessen, gespendet werden."

Eduard Kurth, Wiener Bürger und Hausbesitzer. Politische Grundsätze und Glaubensbekenntnis. Wien, 21. Juni 1848; 2 Bl. 4^to^ Klopf u. Eurich. „Die Privilegien des Adels, der Geistlichkeit, der Facultäten, Klöster &c. müßen, da wo der Rechtstitel nicht bewiesen wird, aufgehoben werden. — Die adeligen und geistlichen abgesonderten Gerichtsbarkeiten sollen aufhören. — Das Schulwesen, der Schulunterricht muß im ganzen Reiche von der Kirche, von der Pfarre abgesondert und unabhängig gestellt werden; dieser wichtige Gegenstand soll dem Ministerium direct untergeordnet sein. — Die heilige Religion aller Confessionen soll geachtet und geschützt werden, die nöthigen Priester sollen in Ehren gehalten und vom Staate gehörig bezahlt sein, wie es ihrem ehrwürdigen Stande und ihren Pflichten geziemt. — Ob die Stiftern und Klöstern zugehörigen Güter und Domänen zum Besten der Staatscassen einbezogen werden sollen zur Zahlung der Staatsschulden, darüber soll die Mehrheit des Reichstages zum Wohle des Vaterlandes entscheiden, damit dieses Vermögen wieder dahin kommt wo es hergekommen ist."

Wintersberg. Ein politisches Glaubensbekenntnis; Constitution Nr. 79 v. 28. Juni S. 911: „Ich bin entschieden dafür daß

der s. g. Besitz der todten Hand, das Klostergut zu den öffentlichen Bedürfnissen eingezogen werde. Diese Anstalten sind nicht blos überflüßig geworden und erscheinen als entgeisterte Reste einer Zeit die nicht mehr ist, sie wirken auch, wie sie immer gewirkt haben — entsittlichend. Schon aus diesem Grunde müßte die Gesellschaft berechtigt sein sich zu befreien von solchen üppigen Körperschaften eheloser Menschen, die allen Sorgen sich entziehen, um aller Genüße sich zu erfreuen".

Jacob Strohal. An meine Committenten. Brünn, den 29. Juni 1848; 1 Bl. fol. Franz Gastl. Ganz ausnahmsweise stoßen wir hier auf eine besonnenere Kundgebung. Die Frage des geistlichen Zehents, führt der Verfasser aus, könne nicht für sich allein, sondern „nur in der Voraussetzung eines Reform-Antrages der Unterhaltungsmittel der gesammten Curat-Geistlichkeit, die so ungleich vertheilt sind," erledigt werden.

Um jedoch Forderungen solcher Art durchzusetzen war es im Sinne der Radicalen nothwendig, daß die Geistlichen und alles was mit ihnen im Bunde stand von der Beschickung des constituirenden Reichstages nach Möglichkeit ferngehalten werde. „Denn merkt es euch", schrieb ein gewisser Knotzer, „ihr auf dem Lande und auch in der Stadt, wählt keine Geistlichen zum Reichstag; denn sie sind vermöge eines Naturgesetzes nicht wahlfähig und können darum keine Deputirten sein; denn sie hängen an der Aristokratie mit Leib und Seele, gehören zu derselben und werden von ihr beschützt". In einer Flugschrift, welche der Wiener Sicherheitsausschuß aus Anlaß der bevorstehenden Reichstagswahlen veröffentlichte und in tausenden von Exemplaren, auch in böhmischer Sprache, verbreitete, warnte er die Bevölkerung auf das eindringlichste „vor solchen Einflüsterungen, besonders wenn sie von den Beamten Geistlichen und Gutsbesitzern kommen"; sollten die Wähler in ihrer Nähe den geeigneten Mann nicht finden, „so wendet euch an den Ausschuß der Bürger Nationalgarde und Studenten, er wird euch Männer vorschlagen für die er einsteht".

Je näher die Wiener Wahltage heranrückten, desto mehr gelangten an den Sicherheitsausschuß offene und geheime Anzeigen, wimmelten die radicalen Blätter von geharnischten Artikeln über „geheime Zusammenkünfte in den Vorstädten, um die Errungenschaften des Volkes zu vereiteln", über Wahlumtriebe der Geistlichkeit und der mit ihnen verbündeten herrschaftlichen Beamten und Aristokratendiener, während dieselben Radicalen es ganz natürlich fanden, daß ihre eigenen Parteigenossen alle Hebel in Bewegung setzten um Wahlen in ihrem Sinne

durchzusetzen. „Wer sich nicht", klagte eine conservative Stimme mit Recht, „der zur Herrschaft gelangten Partei mit seinem ganzen Wollen und Thun verschreibt, für den sind die Worte ‚Rechte und Freiheiten' eine Münze ohne Klang und Gehalt, und die Privilegien d. h. wohlerworbenen Rechte einer Classe, die man nach Freibeuterart confiscirt, werden zu Monopolen eines bisher unbekannten Standes der Gesellschaft umgewandelt"*). Als der herzogliche Rath Franz Pietznigg einen Aufruf an seine Mitbürger erließ, die er in ruhigem Tone und maßvoller Sprache mahnte, nur solche Männer zu wählen die Religion im Herzen haben, den Geboten des Sittengesetzes darnachleben, Achtung vor der von Gott eingesetzten Obrigkeit hegen, keine Hetze wider einzelne Stände treiben, kannte die Wuth der Radicalen, denen er mit seinem „jesuitisch scheinheiligen Maueranschlag" den Weg versperren wolle, keine Gränzen. „Wir protestiren feierlichst gegen solche Umtriebe und machen insbesondere die intelligenten Bewohner des Wahlbezirkes Laimgrube Spittelberg Strozzengrund ꝛc. auf den verkappten Jesuitismus dieses arglistigen Placats aufmerksam".

Aber auch von weiterher kamen den Wiener Radicalen unangenehme Nachrichten zu. So zwei Briefe des Pfarrers Schindlauer zu Gnigl bei Salzburg vom 12. und 14. Juni, worin er im Namen des Cardinals für die Grafen Albert Montecuccoli und Alexander Mniszech warb, die beide früher Kreiscommissäre im Salzburgischen gewesen seien und daher „unsere Angelegenheiten im Reichstag trefflich vertreten" würden. „Diese zwei Briefe", schrieb ein Correspondent der A. Ö. Ztg. (Nr. 167 v. 17. Juni Ab. Bl.), „werfen ein grelles Mittagslicht in die dunklen Schliche derer, die vor allem das öffentliche Vertrauen beanspruchen und freilich auch haben sollen".

Nun aber erst in dem „ultramontanen" Tyrol! Das Programm einer Anzahl süd-tyrolischer Wahlmänner enthielt ganz offen den Satz: „Einen Kampf gegen das Bundesgrundgesetz und das österreichische Grundgesetz zu führen, ist unser Wille und der des Volkes in allen benachbarten Gemeinden". Das Wahlergebnis entsprach diesem Glaubensbekenntnisse und erfüllte die Wiener Tagespresse mit tiefem Kummer. „Fast alle

*) Hist. pol. Blätter 1848 2. Bd. S. 217 f. wo Beispiele der Ränke, aber auch wirklichen Gewaltschritte angeführt werden, vor denen die Wiener Radicalen nicht zurückscheuten, um Wahlen von Männern deren Programm nicht das ihre war zu verhindern.

Deputirte sind Freiherren und Grafen und diese k. k. Beamte. In Meran wurde ein k. k. Polizei-Director gewählt. Die Camarilla und die Liguorianer haben in dieser Provinz leider gewonnen" *).

Gleichwohl wurde aus diesen beiden von den Radicalen so sehr gefürchteten Gebieten kein Geistlicher in den Reichstag geschickt, als der Abate Giov. Prato (für Roveredo) der ihnen zwar als Cleriker nicht sehr gelegen kam, umsomehr aber als politischer Gesinnungsgenosse ihnen zusagte. Dagegen wurden in Böhmen die conservativen Geistlichen Dechant Franz Vinařický (für Jungbunzlau), Consistorialrath Joseph Loos (für Kouřim), Taubstummen-Director Wenzel Frost aus Prag (für Weißwasser) und Dom-Custos Dr. Joseph Leeb (für Budweis), der radicale Gymnasial-Katechet Johann Sidon (für Jičin) und der Caplan Johann Kratochwil (für Březnic) gewählt. Vollends aus Galizien kam ein kleines Armeecorps von Geistlichen: die beiden Bischöfe von Premyšl Franz Ritter v. Wierzchlejski r. l. und Gregor Jachimowicz r. gr., ferner von Lateinern die Pfarrer Adam Bielecki (für Rymanów) und Karl Noszkowski (für Wadowice), die Pfarrvicare Simon Kossakiewicz (für Myšlenice), Johann Makuch (für Jordanów) und Julian Leszczyński (für Krosno), dann von Ruthenen der Pfarrer und Decan Johann Lomnicki (für Turka), die Pfarrer Cyrill Błoński (für Jabłonów), Gregor Szaszkiewicz (für Manasterzyska), Michael Gnidkowski (für Wojnilów) und Alexander v. Dobrzański (für Sanok), der Kirchensänger Constantin Pojacki (für Rozniatów). Von protestantischen Seelsorgern kam nur der Pastor A. C. Karl Schneider (für Bielitz).

Barricaden-Ztg. Nr. 4 v. 10. Juni (letzte Nr. dieses Journals): „Werden die Pfaffen unseren Reichstag beschicken? . . . Mit der ersten Kammer müßen die Prälaten ohnehin ausfallen, und den Priesterstand als eigene Corporation unter sich wählen und den Reichstag beschicken lassen, lauft schnurstracks den edlen Principien des Christenthums" zuwider. . . „Was ihre s. g. Gerechtsame betrifft, darüber hat das Volk allein zu entscheiden, in welchem sie selbst durch ihr Gebahren die Ueberzeugung erzogen haben, daß ihr überflüßiges und erschlichenes Vermögen die einzige Rettung Oesterreichs aus der Finanz-Calamität möglich macht. Ohne Umtriebe können sie schwerlich, aus der Wahl des Volkes hervorgehend, zahlreich am Reichstage erscheinen. Wenn die Reaction daher in diesem Genre etwas vorbereitet, seid wachsam und auf der Huth."

*) Schumacher Volksblatt Nr. 13 v. 29. Juni S. 55. — Abgeordneter für Meran war Hofrath Dr. Aloys Fhr. v. Call-Rosenburg, zuletzt k. k. General-Polizei-Director in Venedig.

Freimüthiger Nr. 57 v. 10. Juni S. 236: Der Pfarrer von Gerersdorf bei St. Pölten. Derselbe werde „als ein rüstiges Werkzeug der Reaction“ bezeichnet. „In jeder Hinsicht der Typus eines üppigen gleißnerischen Landpfaffen betreibt er die Weltverfinsterung als Profession . . . Von der Kanzel herab fulminirt er gegen die verfluchten Liberalen und Volksfreunde. Die Constitution nennt er den Teufel“ . . .

Einige Worte an meine Landsleute bei der Wahl ihrer Vertreter zum kommenden Reichstag. Wien, im Juni 1848. Unterzeichnet: Franz Pietznigg, herzogl. Rath, Spittelberg Glacis Nr. 134. Placat in Gr.-Quer-fol. Mechitaristen, 2 Aufl. Mit der Freiheit müße die Ordnung befestigt, dem geistigen Aufschwunge Religion und Glaube zu Leitsternen werden, dem materiellen Gedeihen die Sittlichkeit als Grundlage erhalten werden . . „Wählet nicht solche Apostel der Volksbildung, welche Religion und Glauben außeracht lassen; diese bleiben immerdar der festeste Anker jedes Staatslebens und des innern Glückes der Menschen“. Auch keine solchen wähle man, die Haß gegen einzelne Stände säen. „Der Adel, die Geistlichkeit, die Bürger und die Bauern, jeder hat seine historische Berechtigung und seinen Beruf und werde darum in seinem zugewiesenen Kreise gleichmäßig erhalten“ . . .

Neueste jesuitische Umtriebe; Freim. Nr. 61 v. 15. Juni S. 251 f.: und nochmals ebenda Nr. 68 vom 22. Juni S. 279. Das Riesen-Placat des herzoglichen Rathes sei einer jener „unverschämten Bestechungsversuche“ an denen es „Finsterlinge Reactionäre und Jesuitenfreunde“ nicht fehlen lassen, Leute die „fort und fort im Boden der Freiheit wühlen, als wären sie am 13. März aus Menschen zu Maulwürfen geworden.“

Gemeinfaßlicher Unterricht über alles was in Bezug auf die Constitution und auf die Wahlen für den Reichstag zu wissen nothwendig ist. Veröffentlicht durch den Ausschuß der Wiener Bürger x. Es wird jedermann zum Nachdruck dieser Schrift ermächtigt x. Wien, 1848 Staatsdruckerei; gr. 8° 7 S. 2 Aufl. Ebenso Mechitaristen-Buchdruckerei. Ebenso Karl Ueberreuter. Prostonárodnj ponaučenj o wſſem čehož ſtrany conſtituce a wolenj na řjſſy ſnĕm (sic) we Wjdni znáti potřebi geſt a t. d. We Wjdni 1848 Z c. k. ſtátni tiſkárny; 8°, 7 S. . . Die oben im Texte bezogene Stelle findet sich S. 7. Gegen dieselbe s. D-h-t in Abend-Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 77 v. 19. Juni.

S-n Ein Damm der Geistlichkeit; Wanderer Nr. 148 vom 21. Juni. Könne, wolle man dem unverantwortlichen Treiben der Geistlichkeit länger zusehen? „Lasset die Geistlichkeit die Constitution beschwören! . . Wollt ihr den Schwur der Soldaten, so müßt ihr den Schwur der Geistlichkeit fordern! Sie muß ohnehin alles mögliche beschwören. Ihre Obern trauen ihr nicht das Amt, nicht die Seelsorge, nicht die Verschwiegenheit, nicht das Coelibat ohne Schwur an, und wir die wir die ins Leben tretenden Geistlichen weniger kennen, wir sollten ihnen unsere Freiheit so ohne alles leichtsinnig anvertrauen? . . Wer controlirt mir den tückischen geifernden Pfaffen, der in einem Dorfe sitzet und Seelen verpestet? Der Beamte auf dem Lande, die Herrschaft sind die Sauf- und Freßbrüder solcher Schandmale des hohen

Berufes, sie helfen geschäftigst das Licht löschen, sie schließen selbst die Läden und ziehen die dichtesten Vorhänge zu, ihr Ruf ist: Nur finster, finster! und diese wären die Einzigen der Controle. Können die es sein?" Dem müße daher auf andere Weise abgeholfen werden. „Die Hilfe ist der heilige Eid .. Thut ein solcher Pfaffe in seiner innern Schwärze auch nichts für die Freiheit, er kann nichts gegen sie thun, die Hände sind ihm gebunden ... Mithin lasset die Geistlichkeit die Constitution beschwören, je eher, desto besser, jede Minute ist Verzug!"

Wahlumtriebe und der Sicherheits-Ausschuß; Freim. Nr. 69 v. 24. Juni S. 283 f. Der Hofrichter von Klosterneuburg habe sämmtliche Wahlmänner der Gemeinden um Hietzing zur Berathung der Deputirtenwahl eingeladen; alle Stimmen hätten sich auf Schuselka geeinigt, den der Hofrichter als einen Republicaner bezeichnet habe; er wolle nun eine zweite Versammlung in Döbling halten. Werde der Sicherheits-Ausschuß gegen dieses Treiben nicht sein Amt handeln? „Entweder muß der Ausschuß stark sein oder — nicht sein. Ein Mittelding gibt es nicht, die Zeit ist thatenschwanger, es ziehen Gewitter über unsere Häupter zusammen. Wir brauchen radicale Männer zur demokratischen Entwicklung des Staates, und diese Männer müßen unbedingt an der Seite des Volkes stehen!"

Die Ultramontanen in Tyrol. Aus Tyrol 25. Juni; A. Ö. Ztg. Nr. 178 v. 29. Juni. Scharfe Kritik des in Nr. 24 der „Kathol. Blätter aus Tyrol" enthaltenen Programms mehrerer „süd-tyrolischen Wahlmänner."

Das Treiben der Tyroler-Pfaffen gegen den Reichstag; 1 Bl. Fol. Sommer.

Wenn von den Wiener Radicalen der katholische Clerus für die bevorstehenden Reichstagswahlen verrufen und vervehmt wurde, so gab es in Böhmen einen andern Factor gegen den sich in weitesten Kreisen die öffentliche Meinung aussprach. Graf Wilhelm Wurmbrand in Prag war es, der in einem eingehenden Aufsatze vor einem Bruchtheile der Bevölkerung warnte der, wenn es so fortgehe, die ganze Macht an sich zu reißen drohe. Das Wiener Ministerium stehe heute ebenso unter dem Terrorismus des Sicherheitsausschußes wie am 27. Mai, es fürchte sich vor ihm, es beuge sich vor ihm. Aber möge die Regierung zur Einsicht kommen „daß dieser Ausschuß mit der Puppe Ministerium spielend in seiner Masse selbst nur die Puppe einiger Juden ist. Heute ist in Wien alles in der schönsten Schlachtordnung: 40000 Nationalgardisten und ebenso viele Arbeiter unter Anführung der Studenten, die großentheils Juden sind, die Wiener Presse in den Händen von Juden — noch vor Ende des Jahres 1848 bauen die Juden das befreite Jerusalem auf den Trümmern von Österreich und Deutschland auf!" Noch sei es Zeit ihnen

den Sieg zu entreißen, noch liege dies in den Händen weniger Männer — und das seien die Reichstagsabgeordneten aus den Provinzen! Mögen sie sich, ehe sie nach Wien gehen, versammeln und dem Ministerium erklären: daß sie nicht tagen können und wollen wo sie möglicherweise terrorisirt werden könnten; daß es gleichgiltig sei ob die Gewalt von 40000 Bajonneten oder von 40000 Nationalgarden im Verein mit ebenso viel Arbeitern ausgehe; daß sie nicht frei berathen können so lang der Sicherheitsausschuß nicht aufgelöst sei. „Kurz gehen die Deputirten der Provinzen nicht in die Wiener Falle, so zwingen sie das Ministerium entweder den Reichstag in eine andere Stadt zu verlegen oder den Sicherheitsausschuß aufzulösen und hiedurch dem Juden-Terrorismus vorderhand mindestens ein Ende zu machen oder denselben rücksichtlich des Reichstages zu paralysiren."

Zur gefälligen Beachtung der HH. Reichstags-Deputirten. Prag 2. Juli 1848. Unterzeichnet: Wilhelm Graf Wurmbrand; Const. Bl. a. Böhmen Nr. 4 vom 5. Juli, das aber den Aufsatz nur als „Eingesendet" gegen Insertionsgebühr aufgenommen hatte. Und noch in derselben Numer, in der Abend-Beilage zum 5. Juli, erschien ein Prager Correspondenz-Artikel, um zu constatiren mit welch „gränzenlosem Erstaunen" der größte Theil der Leser des C. Bl. a. B. die „salomonische Weisheit des Herrn Grafen Wurmbrand" vernommen habe. „Ob wohl der Herr Graf wirklich alles glaubt, wessen er die Juden mit merkwürdiger Naivetät beschuldigt? Ich zweifle daran, weil ich nicht an dem Verstande des Herrn Grafen zweifeln will . . . Ich möchte es für eine nicht blos inhumane, sondern auch perfide Taktik erklären, Juden und Freiheit in einen Topf zu werfen, und indem man das Volk gegen die ersteren hetzt, es zugleich gegen die Freiheit aufzubringen".

Da Franz Klutschak, in einer Redactions-Anmerkung zu diesem Artikel, dem Grafen höhnisch den Dank ausgesprochen hatte „daß er uns bei Zeiten in die Karten blicken ließ", antwortete Wurmbrand mit einem in würdigem Tone gehaltenen zweiten „Eingesendet" (ebenda Nr. 6 v. 7. Juli), worin er erklärte daß es ihm durchaus „nicht um Personen (auch um die meine nicht), sondern nur um Recht und Wahrheit und um die wirkliche Freiheit aller zu thun sei", und noch mit einem dritten (Nr. 7 v. 8. Juli) an den Judenvorsteher Landau und Med. Dr. Gidschin, die bei ihm erschienen waren und die Besorgnis geäußert hatten, daß sein Aufsatz nachtheilige Folgen für ihre Glaubensbrüder in Böhmen, namentlich auf dem flachen Lande haben könnte. Wurmbrand erläuterte jetzt, daß sein Aufsatz die Wiener Zustände und die dortige Haltung der Juden im Auge gehabt habe; „ich gebe Ihnen gern zu daß ich von den Juden Böhmens welche mir bekannt sind nur sehr wenige des Republicanismus und, mit voller Gewißheit, keinen demagogischen Wühlens beschuldigen kann, sie im Gegentheile sich stets

als Anhänger der constitutionellen Monarchie aussprechen hörte und an den Aufruhrscenen sowohl in Prag als auf dem Lande unbetheiligt glaube".

Aus Wien erfolgten Entgegnungen im C. Bl. a. B. Nr. 8 v. 9. Juli „—d Wien 7. Juli" und in der „Presse" Nr. 61 v. 8. Juli: „Eine Proclamation des Herrn Grafen v. Wurmbrand an die Reichstagsdeputirten"; beide sehr ruhig und anständig gehalten, machen es ihm zum Vorwurf daß er die Wiener Zustände nicht gehörig kenne.

R—st. Aristokratische Wühlerei; Constitution Nr. 91 v. 13. Juli S. 1008 f. „Ein gewisser Wurmbrand, seines heraldischen Zeichens ein Graf" habe sich „erfrecht" gegen den Wiener Sicherheitsausschuß „seinen schwarzgelben Geifer auszulassen". Er möge sich das Raufl'sche Bild „Der Buldogg und die Hunde" kaufen, „und wird sehen daß wir solches Treiben gehörig zu würdigen wissen . . . Will man die Juden gegen uns oder uns gegen die Juden hetzen? So viel ist gewiß daß man die Revolution und den aus ihr hervorgegangenen Ausschuß auf die thunlichste Weise ächt junkerlich beschimpfen wollte". 400.000 Wiener Bürger schützten diesen aus ihrer Mitte hervorgegangenen Ausschuß, „aber was ist die unbedeutende Meinung von 400.000 Wiener Gesindels gegen einen gräflichen Zeitungsartikel im Const. Bl. in Prag?

Zu erwähnen wäre noch eine Carricatur in der Wr. Katzenmusik Nr. 22 v. 13. Juli S. 87: darstellend einen an einem Tische sitzenden Herrn der ein Würstel zum Munde führt: „Graf Wurmbrand frißt in seinem Grimme über die Reichsverweserwahl ein Paar — Frankfurter".

Die Haltung der Juden selbst war gegenüber den Reichstagswahlen von Land zu Land verschieden. In Böhmen erhoben sie gar keine Ansprüche auf Deputirtenstellen; im Gegentheil, aus ihrem eigenen Schoße erging die Mahnung nicht als Candidaten aufzutreten, weil sie ohnehin nicht durchdringen würden; „weit politischer wäre es für solche christliche Candidaten zu stimmen die als freisinnig und judenfreundlich bekannt sind." Ähnlich war die Stimmung in Mähren, dessen Juden für die gesetzliche Regelung ihrer Stellung ihre Blicke erst auf das Frankfurter Parlament und den Brünner Landtag gerichtet hatten und nun auf den constituirenden Reichstag richteten. Im Entwurf der mährischen Landesverfassung, §§ 16 und 17, war das active und passive Wahlrecht für den Landtag ohne Unterschied der Confession ausgesprochen, was ein bedeutender Schritt vorwärts in ihrem Interesse war; das gleiche erwarteten sie nun für das gesammte Reich, ohne vorderhand auf eine Vertretung durch einen der ihrigen im Wiener Parlamente zu zählen. Anders in Galizien. Von der dortigen Judenschaft wurde die Beschickung des Reichstages gar sehr ins Auge genommen, allein sie hatte Unglück dabei. In Stanislau gelang es, doch nicht ohne vielseitige Einsprache, die Mehrzahl der Stimmen auf

Abraham Halpern zu vereinigen*), der sich in der That am 18. Juni auf den Weg nach Wien machte; doch während der Reise erkrankt, mußte er zurückkehren und ist nie in der Winter-Reitschule erschienen. In Lemberg waren die Aussichten für einen jüdischen Vertreter günstig; da aber die Reformer, die sich in Wien nicht durch einen Baißes-Juden vertreten wissen wollten, und die „Geld- und Rabiner-Aristokraten", denen der Kreisrabiner Kohn und dessen Neuerungen ein Gräuel war**), einander in den Haaren lagen, so verdarb es eine Partei der andern und ihre beiden Candidaten fielen durch. Nur in Brody gelang es, und zwar nahezu mit Einhelligkeit, einen jüdischen Candidaten durchzusetzen; der erwählte war aber kein Galizianer, sondern ein Wiener, der Prediger Isaak Noah Mannheimer, den jüdische Briefe aus Böhmen auf das wärmste empfohlen hatten.

Adresse an den von den Gemeinden des Trübauer Wahlbezirkes zum Abgeordneten für den deutschen Reichstag gewählten Herrn Dr. Giskra. Gewitsch am 12. Mai 1848. Unterzeichnet: Abr. Schmiedl Rabbiner im Namen seiner Gemeinde; C. O. f. Juden Nr. 9 v. 28. Mai S. 120—122. Die Schlußbitte lautete: „um die endliche Aufhebung der politischen Beschränkungen und die bürgerliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung in den österreichischen Provinzen" . . . Die §§ 16 und 17 des Verfassungs-Entwurfes für Mähren wurden in der Landtagssitzung vom 19. September „ohne Erinnerung angenommen"; s. Mähr. Landtagsblatt Nr. 46 v. 10. October S. 373.

A. Schmiedl Die Correspondenz eines Reichstagsabgeordneten mit einem mährischen Rabbiner; C. O. f. Juden Nr. 23 v. 4. August S. 250 f. Der Wirthschaftsbesitzer Franz Staffa aus Krumenec (Kořenec?), gewählt für Kowitz westl. v. Olmüz, schildert dem Rabbiner in Gewitsch am 9. und 11. Juli seine ersten Wiener Eindrücke, ist voll Lobes für Fischhof, verspricht sich um Schmiedl's „so hart gedrückte Glaubensbrüder" warm anzunehmen, „zu der endlichen Erlösung Ihrer unglücklichen Nation mitzuwirken".

Über die Reichsrathswahl in Brody s. ausführlich C. O. f. Juden Nr. 15 v. 16. Juli S. 198 f. M. B. Brody am 25. Juni.

Adresse der galizischen Israeliten an die hohe Reichsversammlung in Wien; 2 Bl. fol. „Wolle Ein hoher Reichstag die Freiheit und Rechtsgleichheit aller Bürger zur Wahrheit werden lassen und ein altes Unrecht ganz und ungesäumt gut machen! . . Ist da Gerechtigkeit zu Hause wo Staatsbürger, die längst alle Bürgerpflichten erfüllen, von gewissen Erwerbszweigen und Besitzthümern gesetzlich ausgeschlossen, in

*) Wahlberechtigte Einwohner von Stanislawow erheben Einsprache gegen die Wahl des Abraham Halpern; R. T. Petitionen Nr. 199.

**) Ueber Kohn s. oben Jahrb. 1887 S. 149 f.

ihren kostbarsten Rechten geschmälert oder gar noch besonders belastet werden? Kann von Glaubensfreiheit die Rede sein, wo auf den Abfall von der väterlichen Religion ein Prämium gesetzt ist, durch denselben ein politisches Recht gewonnen wird? Kommt nicht die ewige Ausschließung von einer Laufbahn, zu der man sich vorzüglich befähigt und berufen glaubt, einer Landesverweisung gleich? . . Die Emancipation der Juden, das ist mit einem Worte unser Verlangen."

Der Wahlkampf in Wien begann in der letzten Juni-Woche. In dieser und in den ersten Tagen Juli fanden in der Stadt und in den meisten Vorstädten Candidatenreden Wahlbesprechungen Vorwahlen statt. So traten im VII. Wahlbezirke Mariahilf am 27. und 28. Juni, am 4. und 5. Juli Füster Goldmark Alexander Bach Fischhof Hornbostel u. a. auf; in der Leopoldstadt meldete sich Pillersdorff als Bewerber ꝛc. In letzterem von den Juden bevorzugten Stadttheile war gleichwohl die Stimmung für sie nicht überall günstig; in einer Wahlversammlung beim Sperl, wo ein Israelitenjüngling sich für das Einkammer-System ereiferte, warf man ihn einfach zur Thüre hinaus*). Doch setzten die Juden gerade auf Wien ihre größten Hoffnungen, und nicht mit Unrecht; sie rechneten auf Fischhof und Goldmark, Dr. Maximilian Engel, Dr. Ludwig August Frankl. Auch bildete die Judenfrage, nämlich die Emancipation der Juden, einen sehr häufigen Gegenstand der Interpellationen an die auftretenden Candidaten. Als Pillersdorff über diesen Punkt erklärte: „das werde der Reichstag entscheiden, der darüber zu berathen haben und wo jeder sehen werde, wie er mit Gott und seinem Gewissen die Frage zu lösen habe", wurde er von der Journalistik gehöhnt: „Schade, der Herr Ex-Minister hätte Pater werden sollen!" Interessant war wie Hornbostel und Füster, an welche beide die directe Frage gerichtet wurde, dieselbe beantworteten. Der erstere gab zu, daß der Einfluß der Juden bisher in mancher Richtung schädlich gewesen; allein man müße auf den letzten Grund zurückgehen, auf den Druck unter welchem sie durch Jahrhunderte geschmachtet; man behebe diesen Druck und die Juden werden andere werden. Der akademische Feldpater hingegen bekannte sich als Anhänger vollständigster Toleranz und erwiderte die Anregung, was er von der Juden-Emancipation halte, mit der Phrase: „Wer noch Sclaven

*) C. O. f. Juden Nr. 15 v. 6. Juli S. 196: H. Schwarz „Jud' hör' steh' und schweig!

hält, ist der Freiheit nicht werth". Über seine eigene Religion sagte Füster: „Nicht mehr soll der Gottesdienst in lateinischer Sprache abgehalten werden, nicht mehr erscheine der Priester wie ein Zauberer der dem Volke in einer fremden Sprache Worte vormurmelt". Er sprach dann noch gegen das „mittelalterliche Institut des Cölibats das gegen das Volk, gegen die Wahrheit und gegen die Freiheit eingesetzt worden ist", und für die Demokratisirung der Kirche: „die Hierarchie, die Bischöfe sind die drückendste Aristokratie". Füster trat auch in den Wahlbezirken Gumpendorf und Rossau sowie im II. Wahlbezirk der innern Stadt auf. Die letzt erwähnte Wahlversammlung wurde im Bischofhofe gehalten und hier trieben ihn die Hof-Capläne Häusle und Franz Rudigier, sowie der Domprediger Franz Setzer mit Fragen über seinen Stand und seinen Glauben derart in die Enge, daß er die Hoffnung in diesem Bezirke gewählt zu werden aufgeben mußte. Aber in den Vorstadtgemeinden hatte er die urtheilslose Menge für sich, je alberner er schwatzte desto stürmischer der Beifall; hier war er „der für die ächte Freiheit begeisterte, für zeitgemäße Kirchen-Reformen beseelte Priester" *), hier war „er der Großanwalt der Wiener Arbeiter, der Vater der Studenten" **). Den 6. Juli bezeichnete Füster als einen der schönsten seines Lebens: 10 Uhr a. m. weihte er in der St. Karls-Kirche die Corpsfahne der Techniker; auf dem Wege zur Aula Nachricht seiner Wahl in Mariahilf die er dankend annahm — er hatte bei der Schlußabstimmung 57 Stimmen erhalten gegen 32 die für Bach, 13 die für Baron Stifft waren und einige zersplitterte —; auf der Aula Begrüßung der Reichsverweser-Deputation aus Frankfurt a. M. Frankl sprach ein Gedicht. Heckscher kanzelte die Studenten herunter: sie sollten lieber studieren als Soldaten spielen. Rede Füster's. Schlußwort Raveaux', der sich in ähnlichem Sinne wie Heckscher, nur nicht so schroff äußerte. Nach dem Abgange der Frankfurter sprach Füster, der inzwischen auch seine Wahl in der Rossau vernommen hatte, nochmals den Mariahilfern seinen Dank aus, denen auch Franclich namens der Studenten für die Freude und Auszeichnung, die sie dem Feldpater der akademischen Legion und damit auch dieser bereitet, bestens dankte. Schlußrede Füster's, die fünfte an diesem Tage, der behauptet, er

*) Joh. Nep. Brenner im „Freien Bürgerwort" Nr. 4 v. 11. Juli S. 16.

**) Stud. Ztg. Nr. 12 v. 29. Juni: „Der hoffnungsvolle Deputirte für den Wiener Reichstag" mit Füster's Portrait in Holzschnitt.

wäre auch in Gumpendorf gewählt worden, wenn man nicht rechtzeitig seine Annahme der Mariahilfer Wahl erfahren hätte*).

In der That, mehr geehrt und gepriesen kann man kaum werden als dies in jener Zeit dem charakterlosen Hohlkopf seitens der Wiener widerfuhr. Gegen ihn standen selbst Fischhof der in Matzleinsdorf gewählt wurde, und Goldmark der am Neubau durchfiel**), aber in Schottenfeld siegte, im Schatten, und doch hatten diese beiden auf ihren Muth und ihre Verdienste am 13. März hinzuweisen. Fischhof namentlich erfreute sich nicht ohne Grund vielseitiger Achtung. Daß der Sicherheitsausschuß, an dessen Spitze er gestellt worden, zur obersten Macht in der Stadt gelangte und in ein höchstes Tribunal für alle Angelegenheiten ausartete, war nicht seine Schuld, sondern die der Verhältnisse und der Kraftlosigkeit der Vertreter des weltlichen und geistlichen Regiments, das ihm gegenüber stand. Soll doch selbst Erzherzog Johann, da er zum Alterego des noch immer in Innsbruck weilenden Kaisers ernannt wurde, sich geäußert haben, daß er den Fortbestand des Sicherheitsausschusses wünsche. In der Leitung der Verhandlungen selbst hat Fischhof Ruhe Mäßigung und im allgemeinen eine würdevolle Haltung bewiesen, und durch schlagfertiges Eingreifen manche Ausschreitung verhindert. Seine Entscheidungen waren häufig ebenso geistvoll als treffend, und er würde kaum zu Gewaltschritten, zur Entfesselung der Menge seine Zustimmung gegeben haben. Wenn Fischhof bei so vielen schätzenswerthen Eigenschaften etwas fehlte, so war es — Tact. Das hat er durch sein so leicht vermeidliches Erscheinen bei dem Hochfeste einer Kirche, der er schwerlich eine öffentliche Huldigung darzubringen geneigt war, bewiesen, und davon legte er eine neue Probe ab als er, in die Reichsvertretung berufen, seinen Posten an der Spitze eines Revolutionsorgans nicht niederlegte das, wie er sich als gescheidter Mann sagen sollte, früher oder später den berufenen Mächten zum Opfer fallen mußte.

Wer ist ein Deputirter? Von L. A. Frankl. Sonntagsbl. Nr. 25 (N. F. 14) vom 18. Juni. Ein Deputirter müße allgemeine und politische Bildung haben, Kenntnis der Geschichte und Staatsverfassungen besitzen, die materiellen und geistigen Bedürfnisse seines Landes erfassen, außerdem die Gabe der Beredtsamkeit haben ꝛc.

---

*) Memoiren I. S. 288—291.

**) Brunner Woher? wohin? II. S. 225.

S. dagegen Wr. Tagbl. Nr. 21 v. 29. Juni: Ob denn wohl Herr Frankl all das verstehe was er hier fordere? Die Landwirthschaft? Die badische Verfassung? Das bürgerliche Gesetzbuch? Dann könne er jedenfalls nur ein schlechter Mediciner sein! „Suchen Sie einen Deputirten für uns sterbliche Leute auf Erden, nicht aber unter den alten Jungfern den Musen, die roccocco geworden sind, insbesondere die dichtenden.“

Der geistliche Deputirte; Omnibus Nr. 1 v. 1. Juli S. 2. Es sei von hoher Wichtigkeit daß unter den Abgeordneten auch Männer der Kirche seien, und es wäre doch nicht unmöglich solche zu finden „die als Priester keine Pfaffen sind“. Die armen jahrelang schmachtenden Cooperatoren, die Alumnen der Seminarien, sie wären die geeignetsten, solche Männer herauszufinden. Der akademische Feldpater Füster sei der Mann, „welcher eines ausgezeichneten Vertrauens würdig ist.“

Von den Wahlmännern des VII. Bezirkes Mariahilf an ihre Urwähler; Wien Juli 1848 Keck & Sohn; 8° X u. 91 S. Die Antwort Hornbostel's S. 87 f.; die Rede Füster's, der gleich am 27. Juni der erste sprach S. 1—4. Hiermit zu vergleichen dessen Memoiren II S. 258 bis 268, wo sich einige Kernsprüche finden z. B. der über das Coelibat, die man in dem Wahlmänner-Protocolle vergeblich sucht. Von der Wählerversammlung im Bischofhofe behauptet Füster, er sei dort „mehr im Scherz wie im Ernst“ aufgetreten und habe zuletzt die geistlichen Herren abgetrumpft: „Ich will des Todes sein wenn es einen katholischen Geistlichen gibt, der jedes Dogma bis auf das genaueste glaubt, wie es die katholische Kirche zu glauben vorstellt“. Und als ihn hierauf einer der Interpellanten zurechtwies und von ihm „Satisfaction“ verlangte, habe Füster erwiedert: „Die will ich Ihnen geben. Wer sagt daß er alles glaubt was die Kirche zu glauben vorstellt, ist entweder ein Dummkopf oder ein Heuchler; wählen Sie Herr College: Heuchler sein wollen Sie gewiß nicht, also bleibt Ihnen keine Wahl als das erstere“ (S. 269 f.) Das hat der persönlich überaus feige Bramarbas gewiß **nicht** gesagt! Welch' frivoler Flachkopf er übrigens auch in politicis war, zeigt seine Lösung der Frage ob eine oder zwei Kammern (Von den Wahlmännern S. 1): „Wir leben in einer Zeit wo jeder mehr oder weniger sich einschränkt; wozu zwei Kammern, wenn eine genügt?“

E. **Hofmann** Garde der akad. Legion. Werden wir die Revolution nicht anerkennen? Sonntagsbl. zum Gerad' aus! Nr. 8 v. 2. Juli S. 3 f. „Dr. Fischhof ist einer jener wenigen von denen wir **versichert sein können**, daß sie die Sache des Volkes mit Kraft und Energie, aber auch mit Geschicklichkeit und Klugheit verfechten werden, und dies ist ein wichtiger Punkt, denn gegenüber den Männern des Volkes wird die Schlauheit, die List, die Geschmeidigkeit stehen . . . Fischhof ist ein Name von gutem Klang. Halten wir diesen Namen hoch wenn uns die Revolution und deren Errungenschaften theuer sind.

Prof. Dr. A. Füster als Wahl-Candidat; Stud. Courier Nr. 9 v. 4. Juli; auch abgedruckt **Brunner** Woher? wohin? II. S. 216 bis 219: „Er wurde in neun Bezirken zum Wahlmanne bestimmt und legte

am 27. u. 28. vor einer Versammlung von Wahlmännern im erzbischöflichen Palais sein politisches und religiöses Glaubensbekenntnis ab . . . Ihr würdet staunen, meine Freunde, wenn ihr die gotterfüllten, der heiligsten Begeisterung für Wahrheit und Freiheit entströmenden Worte vernommen hättet, welche er feurig und edel wie sein ganzer Charakter in der erzbischöflichen Halle gesprochen! Erhaben wie der Held Kanaans, ‚das Haupt in Ungewittern‘ stand er da, voll Bewußtseins einer höhern Sendung, wie er mit mächtig ergreifendem Worte unter dem stürmischen Jubel der Versammelten seine geistlichen Gegner vernichtete, die sich ihm in pharisäischem Schafspelze voll falscher Demuth und Gottesgelahrtheit gegenüber gestellt hatten . . . Dringet darauf daß er als Kirchen-Reformator ins Ministerium des Cultus zur kräftigen Mitwirkung aufgefordert oder vielmehr selbst zum Minister des Cultus berufen werde. Einen Bessern und Edlern hat Österreich nicht aufzuweisen!“

Martin Klaus. Wer sollte Wiens Erzbischof sein? oder: „Ich will keine Stunde länger leben, wenn je ein Priester sein heiliges Gelübde der Keuschheit hält“; 1 Bl. fol. Lell; 2 Ausgaben. Gleichfalls von der Wahlbesprechung im Bischofshofe, wo Füster auf eine rügende Bemerkung des Domdechants Ebneter jenen Ausspruch gemacht und darauf den Saal verlassen haben soll . . . Ich für meinen Theil halte diese Darstellungen des Auftrittes im Bischofshofe für ebenso wahrheitswidrig als jene die uns Füster selbst gegeben, und zwar aus denselben Gründen, weil ich Füster nicht den Muth zutraue in einer Versammlung wie die im Bischofshofe mit so kecker Entschiedenheit aufzutreten, wohl aber die Stirn nachderhand großsprecherische Berichte darüber zu verbreiten. Brunner in seinen „Denkpfennige“ S. 159 Anm. meint, daß „manche Äußerungen Füster's übertrieben, mitunter ihm Worte in den Mund gelegt wurden die er nicht gesagt hat“, und diese Ansicht möchte ich auch auf gewisse Handlungen, die von ihm erzählt wurden, z. B. die berüchtigten Barricadenscenen ausdehnen, und dies um so williger als mich Dr. L. A. Frankl als Mediciner versichert hat, Füster sei wegen eines Leibschadens von Jugend auf für jeden Coitus unbrauchbar gewesen. Daß aber Füster in seinen Ansichten und Behauptungen jede Gränze des Erlaubten zu überschreiten und folglich auch obigen Ausspruch, nur nicht bei der von Klaus behaupteten Gelegenheit, zu thun fähig war, dafür spricht ja jede Seite seiner Memoiren, die an Frivolität und Blasphemie gegenüber der Kirche der er seinen Eid geleistet, an Verhöhnung und Herabsetzung des Standes dessen Kleid und Abzeichen er unwürdigerweise trug, geradezu unerhörtes leisten. Man lese besonders die Schlußworte S. 295 seines I. Bandes, dann S. 286 f. des II. Das Urtheil Metternich's über Füster und dessen Memoiren s. Aus M.'s nachgelassenen Papieren VIII. S. 247 u. Brunner's Denk-Pfennige S. 161.

C. O. f. Juden Nr. 16 v. 9. Juli S. 207: „Nicht eine Stadt Galiziens wo ein großer Theil der Bevölkerung Juden, nicht eine Versammlung wo es an hervorragenden Mitbewerbern etwa fehlte, sondern ein großer Wahlbezirk Wiens, durchgehends christliche Wahlmänner,

haben unter den hochgestelltesten wie unter den volksthümlichsten Namen den seinen gewählt . . . Es lebe Dr. Fischhof, unser Deputirte für den Reichstag."

Die Liguorianerfreunde in Gumpendorf: Stud. Courier Nr. 16 v. 12. Juli S. 66. Im Gasthause zum guten Hirten in der Zieglergasse (Schottenfeld) seien in einem abseitigen Zimmer „dessen Thüren jedem Uneingeweihten verschlossen sind" Conventikel unter Vorsitz Karl Otto's gehalten worden, worin beschlossen wurde, gegen die Wahl Füster's zum Deputirten Einsprache zu erheben, ihn am 9. Juli vorzufordern, ihm seine Haltung vorzuhalten und ihm Rechtfertigung abzuverlangen; allein Füster sei nicht erschienen.

Österreichs reichster Tag wird der Wiener Reichstag sein. Wenn Ihr in der Wahl der Deputirten glücklich ward (sic!). Professor Füster Feldpater der Akademischen Legion Deputirter für den Wahlbezirk Mariahilf. (In der Mitte Portrait-Vignette). 1 Bog. Quer-fol. Ludwig. (Placat, Juli).

Alterego. Minister des Cultus. Professor Füster. 1 Bl. fol. Lell (Juli). Anknüpfend an das Gerücht der Neubildung des Ministeriums: Doblhoff Präsident, Bach Justiz, Wessenberg Äußeres, Füster Cultus, heißt es von letzterem u. a.: „Man muß seine Worte, die aus seiner Seele kamen: ‚Die akademische Legion darf sich nicht auflösen', ‚Vivat! Universitas literarum!' gehört haben. Man muß den Weihvater auf den Barricaden gesehen haben, und wahrlich durch des Priesters Bitte wurden sie von Gott mit dem himmelgeweihten Regen getauft. Man muß den Mann in Tagen der Freude und der Gefahr gesehen haben, wie er durch Rath und Hülfe auf die Volksmassen einwirkte. Und kühn gesagt: wenn man vor den (sic!) Papst in Rom die Achtung verliert, so muß man sie mit Verehrung bei dem Studenten-Feldpater Füster wieder bekommen". . . Wie Füster selbst über seinen Beruf für das Portefeuille des Unterrichtes dachte, wie er sich, den einzigen Feuchtersleben ausgenommen, für leistungsfähiger hielt als alle die anderen: „Sommaruga Doblhoff Stadion Helfert", das muß man in seinen Memoiren II. S. 18—23 nachlesen.

* * *

Das Erscheinen des Erzherzogs Johann als Alterego des Kaisers in Wien, 24. Juni, war von doppelter Bedeutung. Mit dem constituirenden Reichstag, dessen feierliche Eröffnung für die erste Hälfte Juli in Aussicht genommen war, sollte ein Wechsel des Ministeriums Hand in Hand gehen. Pillersdorff schien regierungsmüde zu sein, die Aula und der Sicherheitsausschuß waren seiner überdrüßig, er hatte so viel für sie gethan „daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig blieb" — und nun konnte er gehen.

Am 8. legte „der interimistische Minister des Innern, welcher zugleich provisorisch die Präsidentenstelle im Ministerrath versehen hat",

seine Stelle in die Hände des Stellvertreters des Kaisers nieder, und bat zugleich „von dem ihm ertheilten Auftrage ein Ministerium zu bilden losgezählt zu werden". Sofort betraute Erzherzog Johann den bisherigen Minister für Ackerbau Handel und Gewerbe Baron Doblhoff-Dier mit dieser Mission*).

Am 10. Juli fand die erste „vorberathende" Sitzung des constituirenden Reichstages statt, die ein eigenthümliches Bild bot. Die Bänke der Linken waren überfüllt, die des Centrums schütter, die der Rechten fast leer. Wer hätte auch in der freiheitlich-oppositionellen Strömung, in welcher das Wiener öffentliche Leben dahin wogte und tobte, es wagen wollen, sich von vornherein als ein Conservativer, wohl gar Reactionär zu bekunden! Die Versammlung zählte nur 190 Anwesende, also um einen weniger als die Hälfte der Gesammtzahl von 383 Abgeordneten, war also noch nicht in der Lage sich provisorisch constituiren zu können. Dennoch wurde das Bureau vorläufig eingerichtet: das Präsidium durch die ältesten, die Schriftführer durch die jüngsten Mitglieder der Versammlung. Alters-Präsident wurde Regierungsrath Professor Joseph Kudler, erster Vice-Präsident der Fabricant Joseph Weiß aus Zuckmantel (für Würbenthal in Schlesien). Da für die zweite Vice-Präsidentur die beiden nächstberufenen ablehnten, so erhob sich Fischhof mit der Aufforderung „daß derjenige, der zunächst am Alter ist und sich befähigt glaubt diese Stelle anzunehmen, ohne zu große Bescheidenheit aufstehen möge", worauf sich Mannheimer erhob und einige Einwendungen machte, aber durch den Zuspruch Füster's: „Herr Collega, man wünscht, man will es" und den lebhaften Beifall der Anwesenden sich zur Annahme bewegen ließ.

Von der Wiener liberalen und radicalen Presse wurden sowohl der Regierungswechsel als die Zusammensetzung der Kammer mit großer Freude begrüßt und die schönsten Hoffnungen daran geknüpft. Mit Befriedigung constatirte die „Wiener Ztg.", daß sich „die Bänke der Linken in starkem numerischen Übergewicht über jene der Rechten" darstellten, was auch auf die Neubildung des Ministeriums Einfluß haben müße. „Wenn ein Ministerium durch die Volksmeinung gestürzt wird, kann das darauf folgende Ministerium nur aus dem Volke hervor-

*) Ab. Beil. z. Wr. Ztg Nr. 96 v. 8., die beiden Handschreiben des Erzherzogs an Pillersdorff und Doblhoff Wr. Ztg. Nr. 188 v. 9. Juli.

gehen"; da aber das Volk durch den Reichstag vertreten werde und in diesem die entschiedene Mehrheit auf der Linken sei, so könne das zu erwartende Ministerium nur aus den Reihen der Linken gebildet werden*). Die Physiognomie des Reichstages änderte sich zwar mit dem Eintreffen der böhmischen Abgeordneten, die keinen Anstand nahmen sich auf die leeren Bänke der Rechten zu setzen und dieselben mehr und mehr füllten**), bis zuletzt das numerische Gleichgewicht zwischen den drei Hauptgruppen des Parlaments so ziemlich hergestellt war.

Am 11. Juli hatte Doblhoff seine Liste fertig, die er dem mittlerweile nach Frankfurt a. M. abgegangenen Erzherzog-Stellvertreter zur Bestätigung sandte, worüber mehrere Tage vergehen mußten. Die Namen waren im Publicum bald bekannt. Sie riefen vielseitige Vertrauenskundgebungen, namentlich seitens der Presse wach die, wie es in einem halbamtlichen Artikel der „Wr. Ztg." (Nr. 194 vom 15. Juli) hieß: „doch immer mehr oder minder offen den Gedanken ausspricht, daß sie vor allem Thaten erwarte". An diesen Thaten nun sollte es nicht fehlen, und zwar noch früher als die officielle Proclamirung des Ministeriums erfolgt wäre: die ersten Opfer derselben sollten zwei jener Gouverneure sein, gegen welche sich die radicale Partei in und außer Wien seit langem ausgesprochen hatte. Es waren, wie wir uns erinnern, eigentlich drei die von derselben als „aristokratisches Zopfkleeblatt" bezeichnet wurden***). Allein Baron Skrbensky in Linz scheint durch sein rasches Auftreten gegen den Kreishauptmann von Steyr Baron Hohenbruck von den Tonangebern der Straße gleichsam zu Gnaden aufgenommen worden zu sein und wurde vorläufig nicht weiter behelligt†).

---

*) Beilage z. Wr. Ztg. Nr 190 v. 11. Juli: „Ein Ministerium der Linken".

**) Die Wahlen in Böhmen waren erst am 8. und 9. Juli vorgenommen worden; am 11. erschien in Wien als der erste böhmische Abgeordnete der Postmeister Joseph Schönhansl aus Horazdiovic, am 12. der zweite Med. Dr. Franz Nadler aus Kaaden; am 14. zwei, darunter Borrosch; von nun aber rasch bis zum 15. zehn, bis zum 17. vierundzwanzig, zum 18. wieder zehn ꝛc.

***) Vgl. Jahrg. 1886 S. 157 f. mit S. 127 f.

†) Doch siehe D. C. Zwei gräfliche Volksverräther in Linz, oder reactionäres Treiben in den Provinzen; kl. 4° Fridrich 2 Bl. Die beiden Verräther seien die Grafen Montecuccoli und Brenner die „in der Mitte der Bewohner der Stadt Linz und ihrer Behörden" ganz „keck und herausfordernd" herumziehen; daran seien aber nur „die Männer des alten Systems" Schuld, „welche noch immer die öffentliche Gewalt in Händen halten und solche nur zu reactionären Zwecken verwenden": Baron Skrbensky, Graf Weißenwolf, Baron Grammont ꝛc.

Um so schärfer ging es jetzt gegen die beiden andern, die Grafen **Brandis** in Innsbruck und Leo **Thun** in Prag los. Ein neuer kam während des Reichstages dazu, aber nicht wegen seiner aristokratischen oder clericalen oder reactionären Gesinnung, sondern aus blos persönlichem Widerwillen und Haß der „Polen im Frack", die nicht müde wurden, durch das Organ des ungehobelten Szlachcic Ladislaus Ritter v. **Sierakowski** (für Sokołówka) und den feineren Dr. Jur. Maximilian **Machalski** (für Brzesko) die Regierung so lang zu interpelliren: ob denn Graf **Stadion** noch immer Gouverneur von Galizien sei? bis er es eines schönen Tages zu ihrer übergroßen Befriedigung wirklich nicht mehr war.

Die Absetzung des Grafen **Brandis** war für die in Wien herrschende Partei schon darum eine Lebensfrage, weil sie von der Nähe und den fortwährenden Beziehungen des Hofes zum Landes-Gouverneur und umgekehrt für ihre freiheitlichen Errungenschaften fürchtete die, wie sie meinte, in der Innsbrucker Atmosphäre die größte Gefahr liefen. Graf Brandis, spöttelte sie, erlebe jetzt seine schönsten Tage. „Hand in Hand mit Hofschranzen und intriganten Weibern, mit Redemptoristen und Jesuiten fühlt er sich glücklich als der Fels zu gelten, an welchem die Wiener Errungenschaften zerschellen" *). Der Hof sei vollständig umgarnt vom finsteren Clerus, der die Kaiserin **Marianne** dahin gebracht habe „täglich auf dem Ambraser Berge längere Zeit kniend zu beten"; von einem Zuge Jesuiten Liguorianer und bewaffneter Schützen begleitet, werde sie in die Kirche zur Messe und Predigt geführt und von da wieder vom selben Zug in die Burg zurückgebracht. Aber könne es denn wirklich der Wunsch Tyrols sein daß jene „durch eine terroristisch-fanatische Fraction, an deren Spitze der verstorbene Ritter von Giovanelli gestanden, vor zwölf Jahren eingeführte Gesellschaft" fortan im Lande verbleibe? Der Aufschwung der Jesuiten und Redemptoristen stütze sich auf die persönliche Neigung des Landes-Chefs für diese „schwarze Hülle des Katholicismus". Darum fort mit ihm, diesem Pfeiler der geistigen Finsternis, groben Aberglaubens, der Möncherei!..

Die Radicalen hatten ihre Gegner, als die Riesen-Petition für die Glaubenseinheit im Umlaufe war, allerhand unlauterer Umtriebe und Ränke beschuldigt um Unterschriften in möglichst großer Anzahl bei-

*) ** München 15., Beil. zu A. A. Ztg. Nr. 201 v. 19. Juli S. 3212.

zutreiben. Aber zu welch verwerflichen Mitteln griffen jetzt sie selbst, um eine Petition wegen Entfernung des Grafen Brandis zustande zu bringen! In Weerberg ließ der Gemeindevorsteher, aufgehetzt durch einen radicalen Hetzer Dr. Falk, die Schulkinder die Namen ihrer Väter und anderer Männer des Ortes auf die Bittschrift schreiben. Ähnliches geschah in Pill, wo die Petition bei dem Bierwirth Joseph Kögl auflag, der die meisten Namen mit eigener Hand darunter setzte. Im Zillerthal waren es die sog. Wintergrafen oder Sommerbettler, das durch und durch verdorbene Hausierergesindel, das die Heldenthaten der Wiener Aula zu den Sternen hob und sich zu jedem bösen Streiche benützen ließ. Im Ober-Innthal wurde ein Gesuch ad Majestatem in Umlauf gesetzt das von Rietz Telfs Flaurling Inzing Hatting Polling und noch acht Gemeinden unterzeichnet werden sollte; hier aber kam Greuter hinter die Schliche, bemächtigte sich zu Telfs des Originals der Bittschrift und öffnete den Bauern die Augen über das Ziel derselben. Im oberen Vintschgau hatte ein zu allen Schurkereien aufgelegtes Individuum die Bauern zur Unterzeichnung einer Anzahl Petitionen vermocht, die aber gleich darauf von den meisten Gemeinden als durch lügenhafte Vorspiegelungen ihnen abgedrungen widerrufen wurden*).

Dr. S. V. Die Jesuiten in Tyrol. Wr. Ztg. Nr. 173 vom 24. Juni S. 822. Bereits rege es sich in den Städten „deren Bevölkerung weit entfernt ist für diese mit Recht so verrufene Congregation auch nur einen Funken Sympathie zu hegen; sie haßt das propagandistische Getriebe jener zelotischen Bußprediger das bis in die fernsten Thäler dringt". Auch ein Theil des Säcular-Clerus, „ob aus egoistischen oder reinen Beweggründen", sei den Jesuiten nicht freundlich gesinnt. Jetzt halte man in den Städten noch zurück, weil Einigkeit Noth thue; aber wenn einmal „die klimmende Asche Süd-Tyrols gelöscht und der lombardische Vulcan beruhigt sein wird, dann wird die Spannung zwischen Stadt und Land zur Aufregung, zu fanatischen Ausbrüchen und endlich zum Kampf der Intoleranz mit der Zeit führen; es wird nicht mehr lang dauern bis Tyrol das Nachspiel des schweizerischen Jesuitenkrieges beginnen wird".

(A. V.) Ein neuer Feind. Allg. Th. Ztg. Nr. 151 vom 24. Juni. Es „rüstet sich ein neuer Feind zum Kampfe, ein Feind der mehr als einmal schon die halbe Welt besiegt hat, ein Feind den man nicht mit Cavalerie attaquiren, nicht durch Infanterie zersprengen, nicht mit

*) Professor Albert Jäger hat, wie er mir am 22. Mai 1885 aus Innsbruck geschrieben, die Widerrufe von acht Gemeinden des obern Vintschgau in den Händen.

Bomben zerschmettern kann: der religiöse Fanatismus . . . Die Verordnung in Betreff der Ausweisung der Jesuiten hält unter dem goldenen Dachl der Burg zu Innsbruck nicht einmal der Nagel an welchem sie hängen soll; denn sie ist noch gar nicht hingehangen worden, und die hyperkatholischen Blätter weisen deutlich darauf hin daß die leiseste Idee einer Realisirung ähnlicher Verordnungen der tyrolischen Anhänglichkeit an die Dynastie den Todesstoß versetzen würde. Die Treue der Tyroler ist bedingt durch die Treue der Dynastie an das Pfaffenthum. Das Pfaffenthum steht in Tyrol in seiner schönsten Blüthe, verpestet die freie frische Luft der Alpen mit seinem entsetzlichen Miasma, knechtet den Geist des Volkes, verdüstert seinen Scharfblick und stempelt ihn zum Henker fremder Meinungen. Der Pfaffe ist des Tyrolers ‚Gott auf Erden'. Nehmt ihm den Pfaffen, und ihr habt ihm seine Religion genommen".

Das Treiben der Tyroler Pfaffen gegen den Reichstag. 1 Bl. gr. fol. Sommer. Abdruck eines Berichtes aus Tyrol vom 25. in der A. Ö. Ztg. vom 29. Juni mit einer kurzen Einleitung „über die Bestrebungen der Ultramontanen, jener eklen Pfaffen welche fanatisch ohne Maß und Ziel alle Kräfte aufbieten das Volk zu verdummen um ihren Zweck: Herrschaft über Volk und Fürst zu üben, sicherer zu erreichen".

Joh. Lackner (Josephstadt Nr. 45) Eine Jesuiten-Predigt aus Innsbruck. Wortgetreu erzählt durch einen von dort hier Angekommenen; 1 Bl. fol. Lell. Die Predigt sei „in Tyrol mit seiner Hauptstadt Innsbruck welche eine wahrhafte Jesuitenstadt ist, wo das arme Volk durch Jahrhunderte bis zum heutigen Tag immer noch in größter Dummheit, heiliger Einfalt und strenger Knechtschaft erhalten wurde", bei Ankunft des Kaisers gesprochen worden, „hauptsächlich um uns Wiener und unsere Studenten auf das schändlichste zu verdächtigen". Folgt der angebliche Wortlaut der „durch einen Jesuiten" gehaltenen Predigt. Den Schluß des Flugblattes bilden Ausfälle gegen die Klöster überhaupt.

B. (Bidschof?) Wie es in Innsbruck ausschaut!!! 1 Bl. gr. fol. Stöckholzer (Zu haben im Redactions-Bureau des „Omnibus"): „In Innsbruck ist alles schwarzgelb. Die schwarzbekutteten Jesuiten gehen mit der von Neid und Bosheit gelb gewordenen Camarilla spazieren. In Innsbruck hat die Cibini einen Zopf geflochten, dessen Länge unbeschreiblich und dessen Spitze bis ins Innere Rußlands streift. Dort hockt die Camarilla und singt: ‚Wir sitzen so friedlich beisammen und haben einander so lieb'. Die Frau von Cibini geht mit Herrn v. Bombelles Arm in Arm, sie declamirt: ‚Zwei Seelen und ein Gedanke', und die Camarilla spielt ‚Königrufen'".

Der letzte Streich der Camarilla in Innsbruck (feindlich gesinnten Hofpartei), Und unsere Schutzwehr!! 1 Bl. fol. Ludwig. „Von Nationalgarden begleitet ziehen dort gleisnerische Pfaffen, wahre Wölfe in Schafpelzen, von Haus zu Haus und sammeln Unterschriften für eine Bittschrift um Aufhebung der Glaubensfreiheit. Zur fanatischen Wuth gegen ihre Brüder wollen Priester die Tyroler aufreizen; Priester die den Geist der Liebe und der Duldung predigen sollen, ziehen durchs Land und predigen Haß und Verfolgung".

Innsbruck 22. Juni; Ab. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 87 vom 30. Juni S. 346: „Viel gerühmt und viel gescholten, wie einst die griechische Helena, zieht Tyrol gegenwärtig mehr als sonst die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich ... Wie ein finsteres Verhängnis lagert sich über dem Lande die Gesinnung einer Partei die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die sonst so herrlichen Kräfte eines der tüchtigsten Volksstämme deutscher Nation durch die niedrigsten Künste der Berückung zu misbrauchen, um den zelotischen Anachronismen dieser Partei Geltung zu verschaffen." An der Spitze dieser Partei aber stehe ein Mann, der „in pygmäenhafter Ausführung dasselbe ist was Metternich im großen Style war" und dessen Entfernung von seinem Posten daher auf das dringendste verlangt werden müße. „Dieser Mann will Tyrol zur Burg des vom Papst selbst verdammten Jesuitismus machen; dieser Mann will Festungs-Commandant in dieser Burg des Religionshasses sein, dieser Mann will das Ungethüm der Sonderbündelei in die schönen Thäler von Tyrol locken, dieser Mann will das Land in einen Bürgerkrieg stürzen der allgemach unvermeidlich wird, wo sich mit dem Trotze der Dummheit ein Princip festsetzen und halten will, welchem vorlängst der Stab gebrochen ist vor dem Richtstuhle der Weltgeschichte".

Aus Tyrol; A. Ö. Ztg. Nr. 179 v. 30. Juni S. 860. (Unterzeichnet J. Sch..z): „Wie kommt es daß Tyrol dem Jubel der andern mit ihm verbündeten Provinzen nur eine laue Theilnahme zollt? Mit Wehmuth spreche ich es aus: Es scheint daß der sonnenhelle Glanz der Freiheit das sonst so scharfe Auge des Tyrolers blendet, daß ein großer Theil dieses an gesundem Sinne bewährten Volkes doch noch nicht reif genug für die Freiheit sei". Noch immer wolle man es in Tyrol nicht begreifen, daß der christ-katholischen Religion nie so viel Schande und Schaden von Protestanten und Juden zugefügt wurde als dies bezüglich der Jesuiten der Fall ist". Unter solchen Umständen könne man es wagen Listen für Beibehaltung der Jesuiten als eines für Tyrol besonders ersprießlichen Ordens zur Unterfertigung im Lande herumzuschicken?!..

S. D. Tyroler, Kroaten. Ungarn. Journ. d. Ö. Lloyd Triest 1. Juli 1848 Nr. 149 S. 460. Gegen den S. V.-Artikel der Wr. Ztg. vom 24. Juni: „Werfen wir einen Blick auf die Folgen jener im Sturmschritt sich einherwälzenden Cultur, jener gleich einer Brandfackel unter die Völker geschleuderten Aufklärung, so möchte man zur Überzeugung gelangen daß der ungetrübte einfache gerade Sinn der Gebirgsbewohner in diesem Falle wie in so vielen andern richtiger die Verhältnisse auffaßt, als so viele unserer modernen Stimmführer die ihre Theorien blind hinausstreuen in die Welt, unbekümmert ob sie überhaupt Anwendung finden, oder ob sie in diesem oder jenem Lande unter den bestehenden Verhältnissen auszuführen sind. Gleichen diese Koryphäen nicht den Quacksalbern welche mit einer Universal-Medicin herumreisen, und Zeter schreien über alle die nicht begreifen wollen daß ein Mittel gegen den Typhus oder gegen ein Asthma auch nothwendig und voraussichtlich ein Geschwür am Fuße heilen müße .. Ihr treuen Söhne der Natur, würdige Erben der Tugenden eurer Väter, bewahrt

euch eure Vaterlandsliebe, euren Heldensinn, eure Selbstaufopferung, selbst auf die Gefahr hin für Obscuranten gehalten zu werden, wie andere treue Unterthanen ihre Anhänglichkeit und Tapferkeit bewahren mögen, trotz dem schmählichen Anschein als Rebellen zu handeln". Mit letztern Worten waren, wie kaum erwähnt zu werden braucht, die Kroaten mit ihrem damals in Acht und Aberacht erklärten Banus Jelačić gemeint.

Gerade in den Tagen des sich vollziehenden Ministerwechsels und des zusammentretenden „vorberathenden" Reichstages wurde in Wien der Wortlaut jenes tyrolischen Präsidial-Erlasses bekannt, der gegen gewisse „propagandische Umtriebe" und im Lande herumreisende Emissäre gerichtet war, von der Opposition jedoch als eine die Wiener Studenten in ihrer Ehre verletzende Polizeimaßregel ausgelegt und verschrien wurde*). So wurde denn jetzt ein wahres Kreuzfeuer gegen den schon längst misliebigen Gouverneur von Tyrol eröffnet, als ob jene Maßregel von ihm und nur von ihm ausgegangen wäre. Gleich am Vormittage des 9. Juli beschloß der Wiener Sicherheitsausschuß, eine Deputation an den neuberufenen Minister Doblhoff mit dem Auftrage zu betrauen, darauf zu dringen daß Graf Brandis in Anklagestand versetzt, nebst dem Innsbrucker Polizei-Director v. Nordberg vom Amte suspendirt, der gegen die Studenten gerichtete Erlaß aber sogleich widerrufen werde. Baron Doblhoff sagte den Abgeordneten zu, er werde Maßregeln ergreifen die ihren Wünschen entsprechen; nur bitte er ihn nicht vorgreifend zu beirren, sondern es ihm zu überlassen aus eigenem Antriebe „so liberal als möglich" zu handeln. Gleichzeitig wurde gegen den greisen Fürstbischof von Brixen, den dieselbe Partei als eine Hauptstütze des Clericalismus in Tyrol verwünschte, die Lüge ausgestreut, er lasse überall im Lande verbreiten daß Erzherzog Johann in Wien mit einer Katzenmusik empfangen worden sei; die Nachricht habe vorzüglich bei den Bauern-Compagnien Wurzel gefaßt, wo keine Zeitungen gelesen würden, während die besser unterrichteten Feldcapläne sich wohl hüteten die schlichten Leute aus ihrem Irrthum zu reißen**). Bischof Galura lag damals krank darnieder, und es stand somit den Liberalen die doppelte Aussicht offen, mit dem Wechsel in der Landesregierung auch einen auf dem Bischofsitze für Deutsch-Tyrol vor sich gehen zu sehen.

*) S. Jahrg. 1886 S. 190 f. 197.

**) Ab. Beil. z. A. Ö. Ztg. Nr. 100 v. 11. Juli „Brixen 6. Juli" und dagegen Bote f. T. u. V. Nr. 87 v. 17. Juli S. 406.

„Sollte eine baldige Sedisvacanz eintreten, so würde dies für die clericale Reform unseres Landes von hohem Belang sein; denn es wäre damit ein weites Feld geboten den Volksgeist in Tyrol auf zeitgemäße Wege zu leiten." Nur möge man keinen der gegenwärtigen Dignitäre von Brixen ins Auge fassen! Tarnóczy von Salzburg wäre der Mann, oder vielleicht noch besser an Aloys Flir zu denken, „einen wahrhaft aufgeklärten, durch Kenntnisse und Gesinnungstüchtigkeit ausgezeichneten Professor der gegenwärtig in Frankfurt als Deputirter wirkt*). Auch für den Gouverneurposten, bevor er noch erledigt, fanden sich Candidaten. Die Einen waren für den Grafen Cajetan Bissingen-Nippenburg, nach seinen Antecedentien Tyrol angehörig, zur Zeit in der württembergischen Kammer, wo er sich durch seine liberale Haltung einen Namen machte, während die tyroler Abgeordneten in Frankfurt, namentlich Flir, eifrig für Johannes Schuler warben. Ränke aller Art spannen sich um die Person des Erzherzogs Johann ab, von welchem, wie die Streber urtheilten, in seiner doppelten Eigenschaft als Reichsverweser und als Stellvertreter des Kaisers die Entscheidung abhängen müße.

Auch „der berüchtigte Graf Bombelles" gerieth bei den Wiener Radicalen nicht in Vergessenheit. Er habe, berichtete die „Constitution" Nr. 90 v. 12. Juli S. 1003, gratis ein Landhaus des Fürstbischofs von Brixen bezogen, da ihm eine Privatwohnung zu theuer sei; „seine ausschließliche Gesellschaft bilden die zahlreichen Pfaffen der Stadt und Umgebung; insbesondere sieht man ihn in Gesellschaft eines Hauptmitarbeiters der ‚Katholischen Blätter aus Tyrol'". „Wir haben", ließ sich der Wr. Postillon einen Tag später schreiben (Nr. 10 v. 13. Juli S. 39), „sehr oft Gelegenheit den Ex-Hofmann zu sehen, aber nie ohne Suite einiger Schwarzröcke — wer weiß ob er nicht Lust hat in der Wirklichkeit Jesuit zu werden; denn dem Geiste nach ist er es schon".

Tagesordnung des frommen Herrn Brandis in Tyrol. Erzählt von einem wegen Verdachtes zum Versuche Freiheitsgedanken zu hegen verabschiedeten Kammerdiener. Constitution Nr. 91 v. 13. Juli S. 1011.

B. Tyroler Zustände. Öst. Courier Nr. 167 v. 13. Juli S. 670. Der Jesuiten-Priester P. Franz X. Weniger schickte sich um die Mitte Juni an in die neue Welt zu gehen. „Eine zahreiche Satellitenschaft von alten Betschwestern, hysterischen Weibern und Mädchen, Heuchlern und Fanatikern weint ihm nach, ein Appellationsrath hat ein Gedicht veröffentlicht das selbst hier in Tyrol unter allen Vernünftigen die stärkste

---

*) Const. Bl. a. B. Beil. zu Nr. 16 v. 19. Juli: „P. Innsbruck 15. Juli"; Beil. zu Nr. 22 v. 26. Juli: „P. Innsbruck 22. Juli".

Indignation erregt." Zum Schluße: „Abschiedsgruß an den heißgeliebten hochwürdigen P. Franz X. Weniger bei seiner bevorstehenden Abreise nach America. Innsbruck 18. Juni 1848".

Tirmann Eine Haupt-Aufgabe des neuen Premier-Ministers; Omnibus Nr. 14 vom 14. Juli S. 55. Gegen Brandis, diesen „Jesuitenknecht", der den Nordberg'schen Erlaß, „ein wahres Pamphlet über die errungene Freiheit" veranlaßt habe. Aber auch in den andern Ländern stehe es mit den Begriffen der Landbevölkerung noch schlecht. „Es erübrigt nur ein Mittel um das Unkraut mit der Wurzel auszureißen, das ist: sämmtliche Gouverneure der Provinzen allsogleich ihrer Dienste zu entheben und an ihre Stelle tüchtige liberale Männer, die sich nicht vom Pfaffenthum leiten lassen, zu setzen; in Tyrol es aber dabei nicht bewenden zu lassen, sondern daselbst auch bei sämmtlichen Behörden eine genaue Untersuchung zu halten und bei dem geringsten Vorkommnisse die betreffende Person sogleich zu entfernen".

S. (Streiter?) Botzen 17. Juli; A. Ö. Ztg. Nr. 111 S. 960 f. „Als Gouverneur einer Provinz, die ohnedies seit Jahrhunderten in den Fesseln der Pfaffen, in der Wiege des Aberglaubens liegt, wird er (Brandis) zum Schwert des Fanatismus, zum Feldherrn der Reaction . . . Nur im mönchsfreundlichen Tyrol, nur in einem Lande das dem Lichte der Gegenwart, jeder Ahnung der Freiheit, jeder Wonne über die junge Heldin, jeder Empfänglichkeit für ihre Kränze scheu aus dem Wege geht wie vielleicht kein zweites im civilisirten Europa, kann noch der Eifer für Pfaffenherrschaft, der Bruderhaß gegen Andersgläubige tiefe Wurzeln schlagen oder als helle Flamme züngeln. Dies möchte man in der Hauptstadt bedenken und nicht zögern einen Gouverneur zu entfernen der ein Jesuit ist wie Metternich wünscht, und über Constitution und Freiheit als Ultramontaner und Aristokrat mit den Zähnen knirscht".

Torry. Außerordentliches Blatt. Erzherzog Johann in Frankfurt und seine Huldigungs-Reise durch Deutschland, nebst ein paar Worten über den unwürdigen Fürstbischof von Brixen (den die Wiener soll'n wichsen). 1 Bl. fol. Sommer, 2 Aufl. Der Fürstbischof Galura war, wie im Texte erwähnt, durch die Radicalen beschuldigt worden daß er „durch die Feldcapläne den Militair- und Schützen-Corps predigen ließ daß der vom Kaiser als Stellvertreter nach Wien abgesandte Erzherzog Johann von den Wienern alle Schändlichkeiten und Kränkungen erfahre. Der Fürstbischof von Brixen verdiente für solche schändliche Verläumdung mit seinem Stabe durchgebläut zu werden!"

Silberstein Die Gespensterseherei in Wien. Demokrat Nr. 172 v. 20. Juli. Wo sitze die Reaction? „Wo ist eigentlich der Kopf des Riesen? In Tyrol — Innsbruck! Haltet ihr das edle biedere Volk für so arg, daß es seine bleiernen ‚Zurück!', die es noch immer mit Erfolg gesprochen, nach euren Herzen senden werde? Glaubt ihr weil es Pfaffen gelingt für den Augenblick die Köpfe weniger Unkundigsten zu beirren, daß ein solches Exempel im großen möglich sei? Und wenn ganz Tyrol vor Wiens Mauern steht und ein Mann spricht die Wahrheit zu ihm, so habt ihr keinen Feind um euch, nein, eine stärkere Mauer um die alte!"

Tyroler Zustände; Wr. Schnellpost Nr. 24 v. 24. Juli S. 94. Gegen den Brandis-Nordberg'schen Erlaß: „In solcher Weise hat das tyrolische Vaterland seinen treuen Söhnen den Tribut des Dankes abgetragen!“ Es bleibe nur die Hoffnung „daß man von Wien aus diejenigen der verdienten Ahndung unterziehen werde von denen diese Schritte ausgegangen“.

Das Concept des allerunterthänigsten Vortrages wegen Brandis, wahrscheinlich von Doblhoff's eigener Hand, ist nie zu den Acten gelangt. Die Reinschrift trägt das Datum des 11. „Juni“, offenbar ein Schreibfehler für Juli. „Wenn das neu zu bildende Ministerium“, so beginnt der Aufsatz, „das Vertrauen des Volkes gewinnen soll ohne welches die Befestigung der Regierungsgewalt und jede Regierung überhaupt unmöglich sein wird, so muß es für eine seiner ersten und dringendsten Obliegenheiten die Ausscheidung aller jener Verwaltungselemente erkennen, welche das Vertrauen des Volkes verloren haben und von welchen zugleich thatsächliche Beweise vorliegen, daß sie weder im Stande sind die Anforderungen welche die Gegenwart an sie stellt aus dem rechten Gesichtspunkte aufzufassen, und noch weniger den Willen und die Fähigkeiten besitzen diesen Anforderungen zum Wohle der Gesammtheit zu entsprechen. Ein solcher Fall, welcher aber eine sogleiche Abhilfe dringend macht, ist nach der Überzeugung des gehorsamst Gefertigten in der bisherigen Wirksamkeit des tyrolischen Landes-Gouverneurs Grafen Brandis erkennbar“... In den Beweggründen für seinen Antrag geht Doblhoff bis auf den Theaterbau in Innsbruck zurück, eine längst vergessene Geschichte wo dem Grafen Brandis wegen „Überschreitungen“ die er sich erlaubt „im Allerhöchsten Namen“ ein Verweis ertheilt worden sei; Brandis heißt in dem Vortrage ein „Anhänger der reactionären Partei“, ein „eifriger Vertheidiger der ultramontanen Interessen“; es wird der Präsidial-Erlaß wegen der Hetzer erwähnt, der „hier allgemeine Indignation erregte und die leidenschaftlichsten Flugschriften gegen ihn hervorrief“. Zum Schluße wird nochmals betont daß die Maßregel „unverzüglich“ (unterstrichen) ergriffen werden müße, und als Brandis' Nachfolger der Kreishauptmann von Salzburg Graf Chorinsky vorgeschlagen. Die Allerhöchste Entschließung vom 17. Juli bezieht sich auf beide diese Anträge Doblhoff's; die Kundmachung derselben aber, die erst am 26. in der Wr. Ztg. Nr. 205 erfolgte, bezog sich blos auf „die vom Ministerium beantragte Pensionirung“ des Grafen Brandis und übertrug die einstweilige Leitung der Geschäfte

der tyroler Landesstelle dem Gubernial-Vice-Präsidenten Freiherrn v. Benz. Die Ernennung Chorinsky's zum Nachfolger des Grafen Brandis wurde nicht verlautbart; es muß also ganz davon abgekommen sein. Über den Hergang dieses auffallenden Widerspruches bin ich völlig im unklaren; vielleicht hat Chorinsky selbst gegen seine Abberufung von Salzburg Vorstellungen gemacht.

Sobald dem Grafen Brandis sein Schicksal bekannt geworden, erbat er sich eine Audienz beim Kaiser und legte die Stelle die er unmittelbar von Sr. Majestät erhalten hatte unmittelbar in Allerhöchstdessen Hände zurück, wobei er wahrnehmen konnte daß der Kaiser von der den Grafen betreffenden Bestimmung durch diesen selbst die erste Kunde erhielt. Der Kaiser nahm die Abdankung seines treuen und erprobten Dieners in den gnädigsten Ausdrücken entgegen und verlieh ihm als sichtbares Zeichen Seiner unveränderten Gnade das Großkreuz Seines Leopoldordens. An Doblhoff aber schrieb Brandis am 28. Juli: „Ich habe nie eine Erinnerung über meine bisherige Handlungsweise erhalten, bin nie über irgend einen Vorgang zur Rechtfertigung gezogen worden und finde in meinem Bewußtsein keinen Vorwurf, der die für mich harte Maßregel begründete, in einem noch rüstigen Alter von einem der ehrenvollsten Posten entsetzt zu werden"; er bitte daher „das hohe Ministerium um eine offene unumwundene Mittheilung der Gründe welche meine Entfernung veranlaßten". Die Antwort Doblhoff's erfolgte am 1. August. „Einem Ministerium", hieß es darin, „müße vor allem daran gelegen sein an der Spitze der Gubernien in den Provinzen Männer zu besitzen welche die Verwaltung derselben im vollen Einklange mit dem System der Regierung leiten"; deshalb müßten „mit jeder Veränderung im Schoße der Regierung auch manche Veränderungen bezüglich jener hochstehenden Persönlichkeiten vorgehen welche im Sinne des abtretenden Systems mit an der Regierung theilnehmen"; das Ministerium habe „auch die Verpflichtung auf die genaueste und pünklichste Ausführung der von ihm erlassenen Verfügungen zu sehen" und könne es „nicht zugeben daß irgend ein Erlaß des Ministeriums, in welcher Provinz es immer sei und unter welchen Umständen und aus welch' immer für einem Grunde, verzögert oder zurückgehalten werde". Mit dieser letzteren Bemerkung war offenbar die Nichtkundmachung der die Jesuiten und Liguorianer betreffenden Maßregel gemeint, und dem Grafen Brandis war es ein leichtes nachzuweisen daß sowohl diese

Unterlassung als die Weisung bezüglich der Wiener Studenten, die in den letzten Wochen so großes Geschrei der Radicalen hervorgerufen hatte, von derselben höchsten Persönlichkeit ausgegangen sei, die jetzt im Namen und in Stellvertretung des Kaisers dem ministerialen Antrage auf seine Enthebung zugestimmt hatte. Auch that er dies, aber nicht in einem zweiten Schreiben nach Wien wo dasselbe, wie er sich sagen mußte, zu den Acten gelegt worden wäre, sondern in einer „Aufklärung", die er einem Innsbrucker Blatte einverleibte, weil er seinen Landsleuten gegenüber nicht mit dem falschen Schein zurücktreten wollte, „als hätte ich mir in der Ausführung der vom Ministerium erlassenen Verfügungen etwas zu Schulden kommen lassen" *).

Groß und weitverbreitet war die Betrübnis der überwiegenden Bevölkerung im „Landl", als sie den Rücktritt des Grafen Brandis, jenes Gouverneurs „nach dem Herzen Gottes", erfuhr; aber ebenso groß und jedenfalls viel lauter und ausgelassener war das Triumphgeschrei der andern Partei bei dieser von ihnen lang ersehnten Kunde. Die Verwaltung des Grafen Brandis, schrieb Streiter in einem giftgeschwollenen Artikel nach Wien, sei „ein Stück vom alten Tyrol" gewesen, „und darum ergötzlich sonderbar und erbaulich, eine Art Legende, für die Bollandisten ein schätzbarer Beitrag"; jetzt herrsche Jubel im ganzen Lande, „nur die Pfaffen, und Leute die das Unglück haben in öffentlichen politischen Organen keinen Ausdruck zu finden, nur die Hefe von Tyrol knirscht vor Wuth über ihre Niederlage und Ohnmacht" **). Geradezu anwidernd war das Treiben der radicalen Journalistik in Wien. „Graf Brandis ist pensionirt", rief „Gold und Larve" (Nr. 9 vom 28. Juli), „Eljen Vivat Hoch Slava Evviva!" Much's „Kaiser Joseph" (Nr. 29, N. F. 24, vom 5. August S. 211) brachte eine häßliche Denkmünze „Brandis obiit 1848", deren Band zu einem Strick um den Hals eines mit ausgereckter Zunge niederhängenden Kopfes verlängert war.

Allerneuestes. Das Ministerium Pillersdorff gestürzt!!! (Mit Ausnahme Doblhoff's) und Absetzung des Gouverneurs von Tyrol Grafen Brandis; 1 Bl. fol. Lell.

Tirmann Pfaffenumtriebe in Tyrol; Omnibus Nr. 32 vom 1. August: „Kein Land war letztere Zeit so unglücklich als eben das

---

*) Volksblatt f. T. u. V. Beiblatt Nr. 2 vom 16. August.

**) S Bozen 5. August; A. Ö. Ztg. Nr. 133 vom 13. S. 1053 vgl. mit S ebenda 24. Nr. 150 v. 30. August S. 1124 f.

von allen Reisenden so sehr als das Eldorado geschilderte Tyrol, kein Land durch das weltliche Gubernium so unterdrückt als Tyrol durch jenes des Herrn Brandis höllischen Andenkens, kein Land durch pfäffischen Übermuth so geknechtet als eben dieses durch den Bischof von Brixen und seine würdigen Helfershelfer".

A. Aureiter Graf Brandis mit dem Leopoldsorden. Constitution Nr. 110 vom 4. August S. 1161. Graf Brandis habe eine Pension bekommen; „sie war unverdient weil ein Mann der sich gegen die vom Kaiser gegebene Constitution auflehnt ein Landesverräther ist und keine Pension sondern Strafe verdient; sie war unnothwendig weil Graf Brandis reich genug ist um nicht die geschwächten Finanzen des Staates in Anspruch zu nehmen." Doch habe man „über diese Geldangelegenheit" geschwiegen; nun aber vernehme man Graf Brandis habe den Leopoldsorden erhalten und dazu könne man nicht schweigen. Denn „wie soll man künftig Männer belohnen die sich um das Vaterland verdient gemacht haben wenn ein Verräther mit Orden geschmückt wird? Welcher Ehrenmann kann eine Belohnung treuer Dienste in einem Orden sehen den auch ein Graf Brandis trägt?"

Gustav L. Brief aus Tyrol; Bst! Bst! Nr. 38 vom 5. August: „Des Abends ging ich aus (in Innsbruck). Ich sah den russischen Gesandten Grafen Medem Arm in Arm mit dem Grafen Brandis spazieren gehen. Überall wo sie erschienen wich man ihnen ehrfurchtsvoll aus. An dem Tage war gerade die Nachricht von der Absetzung des letzteren durch Doblhoff angekommen. Ich hörte so manchen Fluch über das Wiener Spitzbubenvolk, und daß sie ihnen schon zeigen werden daß der Kaiser nur zu gut war. Ich hielt mich natürlich nicht auf, sondern eilte immer weiter; denn sie hatten gerade Tags zuvor einen Wiener Studenten, der aus Italien kommend sich unter die Leute mischte, fürchterlich bei allen Behörden herumgezogen".

Das Fegfeuer der Camarilla; 2 Bl. kl. 4° Schmidbauer und Holzwarth: „. . . Brandis, sonst Graf und Gubernial-Präsident, jetzt Lastträger . . Der Mann, welcher die Wiener Studenten zum Lohne für die Vertheidigung des Vaterlandes unter Aufsicht der Polizei und Pfaffen stellte . . ."

Die Erbitterung der Wiener Wortführer gegen den Landeschef von Böhmen war nicht minder groß als die gegen den Grafen Brandis, nur floß sie aus einer andern Quelle. Durch seine thatkräftige und charakterfeste Haltung in den Prager Junitagen hatte es Graf Leo Thun eigentlich mit beiden Parteien verdorben; den Revolutionären war er zu schroff in die Zügel gefallen, den Heulmayern hatte er an Strafe und Vergeltung zu wenig gethan. In Wien war es seine Genossenschaft mit dem gefürchteten Windisch-Grätz, was gegen ihn am schwersten ins Gewicht fiel, und einen schlechteren Dienst konnte ihm der Fürst gar nicht erweisen als durch seine Erklärung vom 8. Juli

worin er „offene Einsprache" wider die „Verdächtigungen der Denkungsweise und Gesinnungen des Gubernal-Präsidenten Grafen Leo Thun" erhob und mit voller Anerkennung des „biederen Charakters" desselben auf den Umstand hinwies, daß er, Windisch-Grätz, obgleich in Folge des Belagerungsstandes alle Gewalt in seine Hände gelegt sei, gleichwohl „die Regierungsgeschäfte freiwillig und gern mit ihm theile" *). Die a. h. Entschließung über die von Doblhoff beantragte Enthebung Thun's erfolgte am 19. Juli gleichzeitig mit der Berufung des Grafen Karl v. Rothkirch, bisherigen Kreishauptmann von Pilsen **), und es folgte nun ein ähnlicher Notenwechsel zwischen Thun und Doblhoff, wie früher zwischen diesem und Brandis. Denn auch Thun, im Bewußtsein nie etwas gegen Gesetz und Verfassung unternommen, in Stunden der Gefahr seine Pflicht mit opferwilliger Selbstverläugnung gethan zu haben, wollte sich eine unmotivirte Absetzung, die allem Argwohn und Verdacht freien Lauf ließ, nicht gefallen lassen und forderte vom Minister, daß es dieser öffentlich ausspreche, daß jene Maßregel nur aus politischen Beweggründen erfolgt sei. In der verlangten Weise that nun Doblhoff diesen Schritt nicht, wohl aber in einem Erwiederungsschreiben an den Grafen, gegen dessen Veröffentlichung er keine Einsprache erhob. Es war darin u. a. gesagt, „daß nicht anzunehmen sei, daß ein hoher Beamter anders als im Sinne jener Regierung, welche ihn durch ihr Zutrauen an die Spitze eines Landes gestellt, sein Amt verwalten werde." Aber würde daraus, so darf man fragen, nicht folgen, daß ein neues Ministerium alle hohen Beamten, namentlich aber alle Länderchefs durch andere ersetzen müße? ***) Aus Prag ließ sich die Wr. Ztg. schreiben, daß „alle Parteien über die Entfernung des Grafen Leo Thun höchst erfreut seien; nur gegen die Person seines Ersatzmannes erhoben sich mehrere Stimmen †). Das richtige war daß Graf Rothkirch es ablehnte Nachfolger seines bisherigen verehrten Chefs zu werden, so daß nochmals der Königgrätzer Kreishauptmann Karl Fhr. Mecséry de Tschor berufen wurde den erledigten Posten einstweilen zu versehen.

*) Ab. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 99 vom 11. Juli.

**) Wr. Ztg. Nr. 201 vom 22. Juli.

***) Das Schreiben Thun's vom 25. und die Antwort Doblhoff's vom 27. s. Prager Ztg. Nr. 26 vom 30. Juli.

†) Wr. Ztg. Ab. Beil. Nr. 114 vom 26. S. 451 (Dr. —l—) „Prag den 24. Juli" unter Berufung auf einen am selben Tage in der Allg. Ztg. a. Böhmen erschienenen „leitenden Artikel gegen den neuen Präsidenten".

Der entfernte Graf Thun blieb darum nicht unbehelligt. Im Laufe des Reichstages liefen wiederholte Klagen, Einsprachen, Vorstellungen gegen seine „eigenmächtige“ Berufung des böhmischen Landtages, auf Ungiltigerklärung der auf Thun's Anordnung vollzogenen Wahlen, gegen seine Einschränkung des Vereins- und Versammlungsrechtes u. dgl. ein, bis zuletzt Dr. Ludwig Edler v. Löhner im Reichstage den formellen Antrag stellte: aus Anlaß der Prager Juni-Ereignisse „das Benehmen der Civil- und Militair-Autoritäten Böhmens, namentlich das des Fürsten Windisch-Grätz und des Grafen Leo Thun“, hinsichtlich des letzteren aber „zugleich das Benehmen desselben in Bezug auf den National-Ausschuß, die provisorische Regierung, sodann auch die Wahlen zum Frankfurter Parlament“ durch eine eigene Commission prüfen und dem Reichstage darüber Bericht erstatten zu lassen. Es ist aber bei diesem Antrage geblieben, Erfolg hatte er keinen.

J. Schmid Extra-Blatt über Prag, Windisch Grätz, Graf Leo Thun oder der wahre Hergang der Sachen in Prag und ihr Stand bis zum Mittwoch Nachmittag; 2 Bl. kl. 4⁰. Ludwig: „Jener Mann nun, der sich an die Spitze der Böhmen stellte, um sich ihrer als Werkzeug zur Unterdrückung der Freiheit zu bedienen, jener Graf Leo Thun der die provisorische Regierung eingesetzt, und den die böhmische Ztg. einen Corporalen nennt der acht Officiere ernannt hat, er sitzt nun von den eigenen Böhmen im Clementinum gefangen“ . . .

M. D. Graf Leo Thun. Der Verräther der böhmischen Nation: 1 Bl. fol. Lell: „Thun hat sich an die Spitze der Ultra-Čechen gestellt, er hat die Gemüther gegen Österreich zu stimmen gewußt, er hat das provisorische Ministerium gebildet, er war es welcher den Böhmen rieth sich nicht an Frankfurt anzuschließen, und er war es endlich welcher in Prag proclamirte Böhmen soll von Österreich abfallen . . . Ich weiß gewiß, daß der Kaiser den wahren Hergang in Prag nicht kennt . . . Innsbruck ist weit und die Jesuiten haben eine dicke Haut, diese stellen sich zwischen dem Volke und dem Kaiser (sic!) . . . Wir werden von Jesuiten und von Metternich regiert . . . Jesuiten haben den Kaiser von hier fortgeschleppt um ihn vielleicht in Innsbruck ungenirt regieren zu können“.

Wie für den vielgeschmähten Brandis, so hatte für den in gleicher Lage befindlichen Thun selten einer den Muth sich gegen die allgemeine Strömung zu stemmen und den Ehrenschild des Verfolgten emporzuhalten. Letzteres that eine an den „Sprecher f. Staat und Kirche“ gerichtete Zuschrift, aus welcher Gärtner (Nr. 11 v. 16. September) einen Auszug mittheilte. Bei Thun's Auftreten in Prag „hatte ihm sein impotenter Vorgänger die Wege nicht sowohl geebnet als — verlegt; aus dessen Händen übernahm er das revolutionäre National-Comité und dessen üppigste Frucht die Svornost; da er einst Miene machte

diese aufzulösen wollten Mord und Todtschlag bevorstehen." Es sei nicht wahr „daß er eine provisorische Regierung errichtete"; der Vorgang sei ein ganz anderer gewesen ... „Wenn er später getreulich mit Windisch-Grätz ging, so kam das gewiß nur daher, weil er mit diesem auf gleichem Boden der Überzeugung und unwandelbarer Treue stand". Graf Thun sei „ein Charakter, ein Mann von Gesinnung und Bildung, ein Mann der in seinen Absichten nicht anders als grundehrlich ist, ... ein Mann dessen reiche administrative Kenntnisse zu verwenden die Regierung wohl noch einmal sich in ihrem eigenen Interesse bestimmt fühlen dürfte".

* * *

Am 18. Juli konnte, nachdem die Abgeordneten aus allen Ländern nahezu vollständig eingetroffen waren, der Reichstag für „constituirt" erklärt werden. In der noch immer „vorberathenden" Sitzung vom 19. machte der Alters-Vice-Präsident Weiß die Mitglieder des vom Erzherzog-Alterego bestätigten neuen Ministeriums kund *), wobei die Namen Bach (Justiz) und Schwarzer (öffentliche Arbeiten) mit besonderem Beifalle begrüßt wurden. Der Name Füster's befand sich nicht darunter, es war überhaupt kein Minister für die Angelegenheiten von Cultus und Unterricht ernannt; die ersteren blieben wie bisher dem Ministerium des Innern anvertraut, die letzteren hatte Baron Ernst Feuchtersleben als Unterstaatssecretär für den provisorischen Unterrichts-Minister Doblhoff zu führen. In einer Erklärung vom selben Tage (Wr. Ztg. Nr. 198) stellte das Ministerium „die dauerhafte Begründung der constitutionell-volksthümlichen Monarchie" als ihr Programm auf; denn eine Regierung könne nur kräftig sein „wenn sie im Volke wurzelt"; die obersten Räthe der Krone sähen es daher als ihre „heiligste Pflicht" an „die Stimme der öffentlichen Meinung immer in genaue Erwägung zu ziehen". Leider konnte, als schlagenden Beweis für das gesagte, das Ministerium seine beiden ersten und jüngsten Thaten nicht anführen; denn erfolgt war zwar bereits die von der Gasse geforderte Absetzung der Grafen Brandis und Thun, aber Lärm durfte damit noch keiner gemacht werden. Am 20. Juli fand, nachdem die Mehrzahl der Gewählten im Hause erschienen war, die definitive

*) Die erste Bekanntmachung war schon Tags zuvor in der Ab. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 106 vom 18. Juli erfolgt.

Constituirung des reichstäglichen Bureaus statt: zum Präsidenten wurde der Wiener Hof- und Gerichts-Advocat Franz Schmitt, zum 1. Vice-Präsidenten der Prager Jur. Dr. Anton Strobach, zum 2. der Triester Kaufherr Johann Hagenauer gewählt. Zwei Tage später, 22. Juli, konnte der constituirende Reichstag durch den kaiserlichen Alterego feierlich eröffnet werden.

Was „die Stimme der öffentlichen Meinung" zunächst von der Regierung erwartete, war erstens die feierliche und förmliche Anerkennung der Revolution durch den constituirenden Reichstag und zweitens die Zurückführung des Kaisers aus Innsbruck nach Wien. Das erstere wurde durch den Sicherheits-Ausschuß veranlaßt der, nachdem die Angelegenheit schon einigemal verschoben worden war, in der Vormittagssitzung des 26. den Beschluß faßte, am zweiten Tage darauf einen Trauergottesdienst „für die in den Märztagen im heiligen Kampfe Gefallenen" am Glacis zu veranstalten, wozu der Erzherzog-Stellvertreter, das Ministerium und der constituirende Reichstag eingeladen werden sollten. Zwar protestirte der Verwaltungsrath der Nationalgarde gegen eine Feier, die er „den jetzigen Verhältnissen unangemessen" fand und auf den 13. März 1849 verschoben wissen wollte; zwar sprach der N.-G.-Ober-Commandant Pannasch dagegen, da 54 N.-G.-Compagnien die Ausrückung verweigerten — gewiß zwei bedeutungsvolle Symptome für die in den besonneneren Classen der Reichshauptstadt schon bedeutend abgekühlte und vernüchterte revolutionäre Begeisterung. Allein der Sicherheits-Ausschuß beharrte bei seinem Willen und die Feier fand am 28. in der vorgeschriebenen Weise und Ordnung statt, nur daß Erzherzog Johann sein Ausbleiben durch eine wichtige Zusammentretung mit dem Banus Jelačić entschuldigte, was Verstimmung nach zwei Seiten hin erregte. Die Geistlichkeit hatte sich, wie die Blätter nachmals rühmten, „zahlreich" eingefunden und um den Trauer-Altar gruppirt, aus deren Mitte Füster hervortrat und die Festrede hielt. Sie gipfelte in den Sätzen: daß „die Bausteine des Domes der Freiheit am festesten das Blut" zusammenhalte; daß in dem großen Grabe „alle Helden, obgleich von verschiedenen Confessionen, vereinigt" seien; daß überhaupt „die wahre Religion nicht starrer Formalismus und Dogmatismus" sei, sondern derjenige, „gehöre er welch einer Confession es immerhin sein möge an, wer am innigsten Gott liebt, die beste Religion" habe. Darauf las der Abt von den Schotten die Trauermesse, zu welcher der Männer-

gesangsverein ein deutsches Requiem sang; dann Defilirung der Nationalgarde ꝛc. vor der Reichsversammlung *). Zwei Tage später 30. Juli fand auf demselben Platze, gleichsam als Lichtbild nach dem früheren Trauergemälde und als neuerliche Huldigung für die Revolution, ein Feldgottesdienst für die Wiener Arbeiter statt, denen derselbe Füster predigte und Messe las. „Ihr habt für eine gute Sache gekämpft", redete er seine Freunde mit den schwieligen Händen an; „ihr habt die akademische Legion kräftig unterstützt, wofür sie euch immer dankbar sein wird. Stehet immer ein für Wahrheit Recht und Freiheit!"

Füster's Auftreten am 30. sollte ihm aber nicht wohl bekommen, weil sich dadurch die bösen Gerüchte, die schon seit längerer Zeit über seine Beziehungen zu den widerspänstigen Arbeitern im Umlauf waren, zu bestätigen schienen. Es kamen sogar, so erzählte man sich in der Stadt, eines Tages Arbeiter in den Sicherheitsausschuß und gaben an, Professor Füster sei auf verschiedenen Arbeitsplätzen erschienen und habe die Leute aufgerufen, sich an gewissen Punkten einzufinden wo man Waffen unter sie austheilen werde um zur Gründung der Republik mitzuwirken. Nachträglich hieß es freilich, es sei gar nicht Füster gewesen, sondern sein Name von Wühlern misbraucht worden, welche die Reaction gedungen habe um die Rückkehr des Kaisers zu vereiteln **). Gleichwohl erhielt sich das Gerücht so fest daß selbst die Studenten, die nicht fern sein konnten wenn Füster's Gestalt auf der Bildfläche erschien, für nöthig fanden eine öffentliche Verwahrung gegen die „seit einigen Tagen die Stadt durchschleichenden beängstigenden Gerüchte" einzulegen, als solle „die Republik ausgerufen werden" und „die akademische Legion dabei betheiligt sein". Der Aufruf schloß mit: „Hoch unser constitutioneller Kaiser! Hoch Deutschland! Hoch Oesterreich!" ***)

Johann Lachner Josephstadt Nr. 45. Rede am Trauerfeste für die in den Märztagen Gefallenen. Gehalten von Professor Dr. Anton Füster am 28. Juli 1848; 1 Bl. fol. Sommer. Auch abgedruckt im Volksbl. f. Böhmen Nr. 19 vom 3. August . . . Der H.-Correspondent

*) Näheres bei Smets S. 456—459. Ueber die Ablehnung seitens der Nationalgarde s. Gerad' aus! Nr. 71 v. 3. August S. 6 „Ein Protest".

**) Beil. zu Nr. 36 v. 11. August Const. Bl. a. B. „⊙ Wien 8. August, welchem Bericht zufolge sich dieser Vorfall „vor einigen Tagen" ereignet hätte.

***) Die Studenten an die Bewohner Wiens. Wien den 4. August 1848. Dr. Goldmark Vorsitzer. Dr. Florian Heller Schriftführer. 1 Bog. Quer-fol. Staatsdruckerei.

der „Bohemia“ Nr. 135 v. 5. August „Wiener Briefe“ 7 machte zu den Worten Füster's „Im Grabe ist Friede und Gleichheit aller Confessionen“ die Bemerkung: „Ich danke schönstens dafür, erst sterben zu müßen um solcher Ehre theilhaftig zu werden“. S. auch Füster's Memoiren II S. 24—30, wo es über den Prälaten Sigismund Schultes heißt: „ein sehr feiner und sehr bissiger Mann, der vor der Anrede als wir auf die Reichstags-Deputirten warteten, nichts sprechen konnte als verletzendes. Wäre es mir nicht des öffentlichen Anstandes wegen gewesen, so hätte ich ihn mit seinen tonsurirten Sclaven stehen lassen. Der Mann Gottes soll bei dem Passus meiner Rede, wo ich von der besten Religion sprach, Zuckungen im Gesichte bekommen haben.“

Derselbe: Predigt vorgetragen von Professor Dr. Anton Füster beim feierlichen Feldgottesdienste der sämmtlichen Erdarbeiter Wiens; 1 Bl. fol. Sommer.

Worte des Dankes an den Herrn Professor Füster ob der von ihm am 30. Juli abgehaltenen feierlichen Messe und Predigt. (Unterzeichnet: „Die Arbeiter von der Taborau“); 1 Bl. fol. Keck et Sohn.

Prof. Ant. Füster Offene Erklärung. Wien 4. August 1848; 1 Bl. Quer fol. Klopf und Eurich: „Ein böswillig erfundenes Gerücht über gefährliche Absichten welche meiner Person zur Last gelegt werden durchlauft die Stadt. Ich erkläre dieses Gerücht als eine niederträchtige Verläumdung, erfunden von der im Dunkel schleichenden reactionären Partei“ 2c.

Karl Heidmayer Worte der innigsten Überzeugung an Herrn Professor Dr. A. Füster. Wien 5. August 1848; 1 Bl. fol. Klopf und Eurich. . . Vertrauensvotum eines jugendlichen Enthusiasten in verhimmelnden Ausdrücken aus Anlaß der Gerüchte und Verläumdungen über Füster's „begeisternde Rede und die ächt religiöse moralisch-praktische Tendenz Ihrer Predigt“.

An die Feinde des Professors Füster; Wr. Gassen Ztg. Nr. 67 vom 11. August S. 269. Ebenso Österr. Biene Nr. 18 vom 12. S. 71. „Die Arbeiter aus der Brigittenau“, von denen dieser Aufsatz unterzeichnet ist, erklären zum Schluße, „daß wir von nun an jede Verläumdung, jeden Schimpf welcher dem Professor Füster angethan werden sollte, so betrachten werden als wäre er uns allen angethan worden, und daß wir uns gegenüber solcher elender Verläumder schon Genugthuung zu verschaffen wissen werden“.

U (Uétz?) Aufforderung an den Reichstagsdeputirten Prof. Füster zur Rettung seiner Ehre; Postillon Nr. 45 vom 23. August S. 178.

Die österreichische Revolution und ihre Männer. II. Professor Anton Füster. Von A. Brix (wird fortgesetzt). Stud. Courier Nr. 62 vom 31. August.

J. E. J. Professor Füster hat geheirathet und ein Findelkind angenommen. Wien September 1848; 1 Bl. fol. Stöckholzer.

Einer der ersten Anträge, die in unserem jung-grünen Reichstage eingebracht wurden, war der von Studiosus Juris Hans Kudlich auf unverzügliche Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses „sammt allen

daraus entsprungenen Rechten und Pflichten" und auf unmittelbare Übernahme dieses Gegenstandes in Vollberathung. In der Sitzung vom 26. Juli war Kudlich zur Begründung desselben zugelassen worden, und obwohl dies ohne Frage eine Angelegenheit war die mit jenem Verfassungswerke zusammenhing dessen Ausführung dem Reichstag wesentlich oblag, fiel dieser Umstand doch keinem der Versammelten auf oder, vielleicht richtiger, hatte keiner den Muth darauf aufmerksam zu machen, sondern erhob sich, als der Präsident Dr. Franz Schmitt die Unterstützungsfrage stellte, die ganze Versammlung wie ein Mann, wozu mehrere Stimmen „Bravo" riefen. Die Ungestümeren verlangten nun, die Vollberathung sollte sogleich beginnen; hiermit war aber doch die Mehrheit nicht einverstanden, sondern genehmigte den Vorschlag des Präsidenten: „nach drei Tagen". Denn zuvor war die zweite große Angelegenheit zu erledigen: die Einladung oder, wie es sodann nach Klaudi's Antrag betitelt wurde, die „Forderung" daß der Kaiser in seine Residenz, an den Sitz des constituirenden Reichstages zurückkehre. Die Berathung über die zu diesem Behufe abzufassende Adresse nahm die Sitzungen des 29. und 30. in Anspruch. Auch Füster sprach, und zwar in jenem frivol rücksichtslosen Tone, den er seinen unreifen Akademikern und seinen ungebildeten Arbeitern gegenüber gewohnt war, der aber in dieser Versammlung verständnisvoller und achtbarer Personen an den unrechten Mann kam. Denn als er sich erfrechte die Dynastie, falls sie dem Begehren des „Volkes" nicht nachgäbe, an das Schicksal eines Karl I. Jacob II. Ludwig XVI. zu erinnern, da tönten ihm aus den Bänken des Centrums und der Rechten solche Zeichen des Unmuths, selbst Zischen entgegen, daß der feige Wicht, der wie bei anderen Gelegenheiten seiner Standreden „rauschenden Beifall" erwartet haben mochte, völlig aus seiner Rolle fiel, noch einen kurzen Schluß herstotterte und sich dann verwirrt niedersetzte. Von letzterem steht freilich nichts in der stenographischen Aufnahme und noch weniger in seinen Memoiren; allein ich berichte hier als Augen- und Ohrenzeuge, welchem dieser infame Auftritt noch heute lebendig vor der Seele steht*). Die Entrüstung darüber war allgemein. Schmäh- und Drohbriefe kamen ihm aus weiter Ferne zu, namentlich aus Triest, wo man Füster von früher her, aber von einer

*) S. auch Hieronymus Lorm im Feuilleton der „Presse" Nr. 36 vom 8. August S. 142.

bessern Seite kannte; einer begann mit den Worten: „Eulogius Schneider wurde guillotinirt" 2c. Selbst seine eigene Partei tadelte diesmal sein Auftreten, freilich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen. „Sie sind schuld daran", sagte ihm der erzradicale Ernst v. Violand, „wenn der Kaiser nicht zurückkehren sollte. Wie wird die Camarilla Ihre Rede ausbeuten!" *)

Die Besorgnis des Abgeordneten für Korneuburg hat sich indessen nicht bewährt. Am 4. August traf die große Reichstags-Deputation in Innsbruck ein, am 8. erfolgte die Abreise des Hofes nach Wien, wo derselbe am 12. glücklich und unter großem Jubel der Bevölkerung ankam. Auch in Tyrol herrschte Jubel, aber nicht bei der überwiegenden Masse des Volkes, sondern bei dem geringen aber um so größern Lärm machenden Häuflein derjenigen, die Hand in Hand mit den Wiener Stürmern den Hof längst aus der „pfäffisch geschwängerten Luft von Innsbruck" weggewünscht hatten und die sich jetzt, doppelt befreit von ihrem Gouverneur und von der Anwesenheit des Monarchen, ungeberdiger als je betrugen. Am 20. August erhielt Professor von Moy**) in seinem Sommersitze Ritten bei Bozen „eine solenne Katzenmusik", wie die radicalen Blätter mit großer Befriedigung ihren Lesern zu wissen machten. Allein bald mußten sie zu ihrer bitteren Enttäuschung wahrnehmen, daß es doch nicht die Person Brandis' allein war die es hinderte daß Tyrol aufhörte „Tyrol zu sein", und sie stellten ihre Sache auf den noch unbekannten dereinstigen Nachfolger des Grafen, auf daß dieser Licht in die Finsternis bringe und Ordnung in den alten Schutt, unter welchem das schöne Land Tyrol leide und seufze.

Constantin Heinisch Jurist: Wie es die Pfaffen und Aristokraten mit dem Kaiser in Innsbruck getrieben haben. Nach Privatnachrichten von Innsbruck den 1. August. Zu haben in der Redaction der Stud. Ztg. 1 Bl. fol. Schmid. „Die feisten Pfaffen in Tyrol lachen sich die schlotternden Bäuche voll". Die Cibbini, Sturmfeder 2c. „steifen noch immer ihre hohen Nasen daß sie nach wie vor den Hauptsitz am Staatsruder einnehmen". Der Kaiser hört „in neuester Zeit täglich drei Messen. Noch hält er das Scepter in der Hand, aber er schwingt es nur nach der gebietenden Stimme herrschsüchtiger intriguanter Weiber, gegen deren Bosheit der Satan ein Stümper ist" 2c. 2c.

Minister-Katechismus. Was wir wollen und sie sollen. Unterzeichnet: „Der Mann des Volkes". 1 Bl. fol. Fridrich, 2 Aufl.

---

*) Füster Memoiren II. S. 33—39.
**) S. Jahrb. 1886 S. 171. 189.

Der Kaiser werde bald aus Innsbruck zurückkehren, und es sei darum angezeigt zu bezeichnen was „zur Förderung des Staats-Glückes unumgänglich nothwendig“; nämlich:

„1. Einziehung der reichen geistlichen Pfründen und aller Kirchenschätze; pfäffische Faulheit soll nicht länger in ihren usurpirten reichen Klöstern schwelgen, während fleißige Bürger verderben und verhungern. Augenblickliche Aufstellung einer Commission zu diesem Zwecke welche das Verschleppen und Entfremden dieser Schätze durch die Mönche verhindert.

„2. Aufhebung aller Nonnenklöster als Schande unseres Jahrhunderts und Überrest verdummter Barbarei.

„3. Ernennung eines von Rom unabhängigen Kirchen-Ministers.

— — — — — — — — — — — — —

„14. Emancipation aller Juden die sich zehn Jahre keinen Handel zu treiben verpflichten“.

A. Anreiter Eine Zeitung in Tyrol. Constitution Nr. 111 vom 4. August S. 1161 f. Heftiger Artikel gegen das „Tyroler Wochenblatt“, dessen Begründer Baron Joseph von Giovanelli gewesen, „das Knechtungswerkzeug Metternich's auf dem Tyroler Landtage und der Hauptredner für die Berufung der Jesuiten und die Austreibung der Zillerthaler“; der Hauptmitarbeiter dieses „ultramontanen Machwerks“ „sei ein gewisser Moy aus München. Also aus allen Weltgegenden strömt der reactionäre Pöbel in Tyrol zusammen, armes Vaterland!“

Victoria der Kaiser hat Innsbruck verlassen!! oder Bombelles und Cibini ziehen mit langen Nasen ab, und die Tyroler Pfaffen werden sich schön hinterm Ohre kratzen. 1 Bl. fol. Stöckholzer.

Martin Klaus Was der Kaiser von Innsbruck den Aristokraten, den schlechten Pfaffen, den Reactionärs, den Demokraten, den Republicanern, den Deutsch-Katholiken und den Juden alles mitgebracht hat; 1 Bl. fol. Ludwig. „Den schlechten Pfaffen stellt er die Aufhebung der Klostergüter in Aussicht, damit der biblische Spruch zur Wahrheit werde: Euer Reich sei nicht von dieser Erde! .. Den Deutsch-Katholiken Glaubens- und Gewissensfreiheit und gleich Kaiser Joseph: Allen Religionen = Toleranz. Den Juden als seinen verfolgten angefeindeten Kindern Emancipation und Freigebung der Ehen zwischen Juden und Christen“.

Anton Anreiter. Tyrolische Zustände. Constitution Nr. 115 vom 10. August S. 1201 f.; Nr. 116 vom 11. S. 1208 f.

Tyrol den 16. August. Constitution Nr. 123 vom 20. S. 1265. Anführung einzelner Thatsachen „die von dem constitutionellen Verständnisse, der christlichen Nächstenliebe einzelner Geistlichen Zeugnis geben“. Ein solcher habe sich nicht entblödet „in meiner Gegenwart von der Reichsversammlung in Wien als von einer Lappen-Versammlung zu sprechen.“ Zwei Jesuiten seien in das Haus eines Beamten in dessen Abwesenheit gedrungen, hätten den Bücherkasten eröffnet und weggenommen was sich darin vorfand. „Einem mir bekannten ältern Fräulein, natürlich eines ihrer Beichtkinder, lockten sie 7000 fl. in tyrolischen Obligationen auf einmal heraus“ u. dgl. m. Der Artikel schließt mit der Apostrophe:

„Künftiger Gouverneur von Tyrol, du hast eine schwere Last zu tragen, du hast viel zu arbeiten, viel zu verbessern, viel Übel auszumerzen. Thue was in deinen Kräften ist, thue es gewissenhaft, halte fest an der Constitution die unser guter Kaiser uns gegeben hat, nach ihr allein handle, und der Segen eines treuen Landes, der Segen eines guten Volkes wird Dein Lohn sein!"

Gustav L. Brief aus Tyrol (s. oben S. 155): „Tyrol ist eigentlich kein Land, sondern ein großes Absteigequartier aller vertriebenen Jesuiten und Liguorianer, unpopulären Minister und ehemaligen Polizeispione". Der Verfasser hört einen Dorfprediger donnern: „Ja meine lieben Kinder, so geht's in Wien zu und so ist's überall wo ein Volk seine Obrigkeit nicht achtet und wo die Wälschen und die Juden sind". Der Schreiber stiehlt sich aus der Kirche fort, wo er durch seine Erscheinung, wie er wahrnehmen konnte, unliebsames Aufsehen erregt hat, stellt sich in einem Nebengäßchen an eine Wand, wird umringt und entgeht mit Mühe Schlägen, da es, was er nicht bemerkt hatte, die Mauer eines Klostergartens war die er hatte anpissen wollen . . .

Am 1. August hatte der Reichstag einen eigenen Ausschuß für den Zweck „den Entwurf der Constitution zu bearbeiten" niedergesetzt, der sodann aus sich heraus einen Dreier- und einen Fünfer-Ausschuß wählte, letztern zur Berathung der großen Organisations- und Verfassungsfragen, erstern zur Entwerfung der s. g. Grundrechte, in deren Umfang auch die Religions- und Kirchenfrage fiel*). In der Zwischenzeit nahm die Vollendung der Geschäftsordnung, sodann die sich sehr weit ausspinnende Berathung des Kudlich'schen Antrags die Thätigkeit des Reichstages in Anspruch.

Der Antrag Kudlich hatte nur das Unterthänigkeitsverhältnis, also die Grund-, Berg- und Vogtei-Herrlichkeit, die Schutz- und Dorf-Obrigkeit und den Lehensverband — verbesserter Antrag Kudlich, Antrag Michael Popiel ꝛc. — oder, wie es im Antrag Helfert hieß: die „aus dem Unterthänigkeitsverhältnisse als solchem" entspringenden Rechte und Verpflichtungen im Auge. Es konnte aber nicht fehlen daß von verschiedenen Seiten auch auf die aus anderen Verhältnissen, namentlich aus dem kirchlichen Zehentrecht entspringenden Grundlasten hinübergegriffen wurde. So wollte der Abg. Franz Mussil aus Brünn (für Pavlovic) daß auch der Zehent, „sowie überhaupt alle zu Gunsten der geistlichen . . Obrigkeiten bestandenen . . . Dienst- National- und Geldleistungen . . von nun an gänzlich aufzuhören" haben, wogegen der Abg. Aloys

*) S. meine Geschichte Oesterreichs ꝛc. 5. Band S. 8—10 et passim.

Borrosch (IV. Wahlbezirk Prag) vorschlug, daß die „von den Grundholden als Gemeindegliedern zu leistenden Gaben für Kirche und Schule ... bis zu dem Erscheinen des demnächst auszuarbeitenden Gemeindeverfassungsgesetzes zu entrichten seien". Auch von außerhalb des Reichstages kamen Anregungen in verschiedener Richtung. In der Sitzung vom 21. August wurde die Eingabe eines Freiherrn v. Ueblagger peto Zehentablösung angemeldet. Die Gemeinden Dobrova, Srb u. a. im Bezirk von Bischof-Teinitz erbaten durch den Abg. Joseph Leberl aus Metzling (für Ronsperg) Befreiung von pfarrlichem Zehent (Petitionen Nr. 1011), während der Abg. Joh. Zeiser aus Laski (für Maydan in Galizien) im Namen seiner Committenten nur die Frage stellte, ob dieselben verpflichtet seien in diesem Jahre ihren Geistlichen noch den Zehent zu leisten (Pet. Nr. 1115). Auch aus dem Schoße der Geistlichkeit wandte man sich an den Reichstag. So wünschten mehrere Cooperatoren aus dem Bezirke Weitra Regulirung der Zehentverhältnisse (Nr. 505), wogegen die Geistlichkeit von Bistritz am Gostein um Schutz gegen die vom Brünner Landtage bezüglich der Zehentablösung gefaßten Beschlüße bat (Nr. 1054). Das A. h. Patent, das am 7. September „in Übereinstimmung mit dem constituirenden Reichstage" erfloß, erklärte gleichwohl blos „die Unterthänigkeit und das schutzobrigkeitliche Verhältnis" sowie „alle Unterschiede zwischen Dominical- und Rustical-Gründen" für aufgehoben und erwähnte von dem geistlichen Zehent nichts*).

Mitten in die Verhandlungen über den Antrag Kudlich fiel eine finanzielle Angelegenheit, bei welcher das geistliche und kirchliche Gebiet zwar nicht betreten, aber doch sehr bedeutsam gestreift wurde. In der Sitzung vom 5. August hielt Baron Krauß einen Vortrag über den Stand der österreichischen Finanzen und stellte Anträge wegen Aufbringung der nöthigen Bedeckungsmittel, die vom Reichstag in Druck gelegt und

*) Siehe die in diesem Sinne „über den pfarrlichen Zehent" in der Prager Ztg. vom 4. October abgegebene Erklärung des R. T. Abg. Johann Lhota Magistratsrath in Náchod (für Hořic) Wien 29. September; abgedruckt Wr. K. Ztg. Nr. 86 vom 17. October S. 348. In gleichem Sinne verfocht ich, als in den Ministerberathungen zu Kremsier die Durchführung des Patentes vom 7. September zur Sprache kam, den Satz daß der geistliche Zehent, als aus anderen Quellen als dem Unterthänigkeitsverhältnisse fließend, von der A. h. Entschließung nicht berührt erscheine. Es siegte jedoch die Meinung des Finanz-Ministers Baron Philipp Krauß: man möge den gegebenen Anlaß benutzen um jede Art von Grundbelastung, folglich auch den Pfarrzehent aus der Welt zu schaffen.

einem eigens für diesen Zweck zusammengesetzten Finanz-Ausschuß zur Vorberathung übergeben wurden. Unter den Vorschlägen des Finanz-Ministers befand sich der:

> 2. zu gestatten, daß ein erforderlichen Falles abzuschließendes Anlehen mit einer Special-Hypothek an Staats- oder geistlichen Gütern verbunden werde.*)

Ohne Zweifel mit Beziehung auf diesen Punkt erwähnte in der Sitzung vom 7. der Abg. Ludwig Edler v. Löhner aus Wien (für Saaz) verschiedene „Gerüchte von Schuld-Instrumenten welche auf die liegenden Besitzthümer geistlicher Corporationen eingetragen werden" und stellte an das Ministerium die Anfrage: „ob dasselbe dafür gesorgt habe daß die besagten Veränderungen in den Belastungen gehörig geprüft und keine weitern vorgenommen werden". Minister Doblhoff konnte den Interpellanten mit der Hinweisung auf die Thatsache beruhigen, daß er ein Ansuchen des Stiftes St. Peter in Salzburg „um eine Querirung von 20 oder 30000 fl." wiederholt zurückgewiesen habe, und Justizminister Bach gab die Versicherung daß das Ministerium nicht unterlassen werde Maßregeln zu treffen um jeden Misbrauch seitens der Klöster in dieser Richtung unmöglich zu machen**). Der Beschluß des Finanz-Ausschußes fiel zwar gegen die Belastung der geistlichen Güter aus, aber durchaus nicht vom Standpunkte des Rechtes oder auch nur aus Rücksichten der Billigkeit, sondern allein in der Erwägung daß, wie es in dem Berichte Pillersdorff's hieß, „solche specielle Verpfändungen nicht nur den Charakter der Einheit in dem Staatsschuldenwesen stören, sondern auch die Rechte der früheren Staatsgläubiger beeinträchtigen", ja nicht einmal „dazu beitragen können das Vertrauen in die so begünstigten Staatspapiere zu erhöhen; dieses Vertrauen" beruhe auf der Überzeugung „daß die Kräfte des Staates zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten hinreichen und daß deren Erfüllung ihm immer heilig ist"; einer andern Sicherstellung bedürfe es um so weniger „in Staatseinrichtungen wo die freigewählten Vertreter des Volkes an den wichtigsten Handlungen der Regierung theilnehmen" 2c.***). Dieser rein oppor-

*) Sprecher f. St. und Kirche Nr. 6. vom 12. August S. 111: „Communistisches".

**) Stenogr. Aufnahme d. Verhandl. d. Reichstages I. S. 392 f.

***) Es macht denn doch den Eindruck, als ob Pillersdorff, in seinem Innern einer bessern Ueberzeugung, nur um des so sehr gereizten Charakters der öffentlichen Meinung willen nach Gründen äußerlicher Art gegriffen hätte, die man unter allen Umständen gelten lassen mußte.

tunistische Standpunkt trat noch schärfer in den mündlichen Verhandlungen am 21. August hervor, als sich die Mitglieder des Finanz-Ausschußes förmlich dagegen verwahrten, als seien sie einer gewissen „Scheu vor dem Glauben an die Unantastbarkeit solcher Güter" gewichen (Lasser); als hätten sie sich davor gefürchtet „die geistlichen Güter zum Staatsgut zu erklären, denn diese Befürchtung theilt die Commission durchaus nicht" (Szabel); als hätten sie daran gezweifelt ob der Staat das Dispositionsrecht über die geistlichen Güter habe. Im Gegentheil, sagte Brestel, „ich betrachte dieses Dispositionsrecht als vollkommen zu Recht bestehend, ich betrachte die geistlichen Güter schlechthin als Staatsgüter". Allein darum handle es sich augenblicklich nicht, sondern darum ob es an der Zeit sei, jetzt und für den vorliegenden Zweck von jenem Dispositionsrecht Gebrauch zu machen? ob es sich rechtfertigen lasse, Güter die einen Werth von 200,000.000 repräsentiren um einer Verlegenheit von 20,000.000 willen preiszugeben, „Güter welche in großem und vollen Maße vorhanden sind für kleine Zwecke zu zersplittern"? Nein, führten Szabel und Lasser aus, es handle sich darum die geistlichen Güter „als Reserve für eine großartige Finanzoperation der Zukunft zu bewahren", es handle sich um Reservirung derselben „für Maßregeln die erst bei der künftigen Erhebung des Staatshaushaltes im Großen zur Sprache kommen werden". Auch Schuselka, der dem Finanz-Ausschuße nicht angehörte, sah in den Gütern der todten Hand „einen recht sehr wünschenswerthen Vorrath für die Zukunft" und stimmte daher für die Anträge des Ausschußes, obwohl er den Vorschlag des Finanz-Ministers als „ein ganz neues finanzielles System" begrüßt hatte und sich „schon der Neuheit und des Principes wegen, das bei dieser Sache zugleich angeregt worden ist," die Ausführung gewünscht hätte*).

Wohin der Abgeordnete für Saaz mit seiner Interpellation vom 5. August gezielt hatte lag auf der Hand. Er richtete überdies, um darüber ja keinen Zweifel übrig zu lassen, an den Reichstag das Begehren auf „Erklärung zum Staatseigenthum sämmtlicher Güter und Besitzthümer der im constitutionellen Österreich befindlichen geistlichen Corporationen, mit Ausnahme der mit Krankenpflege beschäftigten" (Petit. Nr. 241). Dasselbe verlangte mit andern Worten Füster: „Aufhebung aller geistlichen Ritterorden und Klöster, mit Ausnahme der wahrhaften Humanitäts-

*) Stenogr. Aufnahme I. S. 666 f. 672, 682, 687.

Orden" (Pet. Nr. 239), während sich der Piarist und Katechet zu Straßnitz Thaddäus Holley darauf beschränkte, „im Namen vieler Ordensbrüder" nur die Aufhebung seines Ordens „und Bewilligung eigener Verpflegung" zu erbitten (Nr. 1031, eingereicht durch Löhner). Füster verlangte Wahl der Kirchenvorsteher aller Confessionen auf constitutionellem Wege durch das Volk und Aufhebung des Ehehindernisses der Schwägerschaft (Nr. 237 f.), und hatte in letzterer Hinsicht Wunschgenossen an dem Prager Landes-Advocaten Dr. Ignaz Hauschild (für Hohenmaut) und wieder an Löhner. Ersterer verlangte Beschränkung des Ehehindernisses der Schwägerschaft, sowie Abschaffung der Ehehindernisse der höheren Weihen und der Religionsverschiedenheit (Nr. 1791—1793). Der Abgeordnete für Saaz stellte einen viergliederigen Antrag „zur völligen und wirklichen Gleichstellung aller Staatsbürger, resp. Emancipation der Juden", und zwar:

> Erstens: Die Ehe ist vom Standpunkte des Staates ein reines Civil-Institut.
>
> Zweitens: Dieselbe wird vor dem politischen Ortsvorstand geschlossen.
>
> Drittens: Die Religion, in welcher die Kinder erzogen werden, hängt, wenn die Ehegatten von verschiedenem Glaubensbekenntnisse sind, von deren Einverständnisse ab; in Ermanglung desselben folgen die Söhne dem Bekenntnisse des Vaters, die Töchter dem der Mutter; Verabredungen darüber sind vor Schließung der Ehe ungiltig.
>
> Viertens: Die gänzliche Auflösung (Trennung) der Ehe wird in den vom Gesetze festzusetzenden Fällen vom Richter ausgesprochen.

Die früher erwähnten Weitraer Cooperatoren baten um Besserung ihrer Stellung gegenüber ihren Pfarrherren, Abschaffung der geheimen Conduitenlisten ꝛc. Schließlich wäre eine anonyme Petition „der Geistlichen und Laien in Österreich" um Aufhebung des Coelibats zu erwähnen (Pet. Nr. 2313).

Diesen recht sonderbaren, mitunter geradezu ungeheuerlichen Forderungen standen nun allerdings einzelne Gegen-Petitionen gegenüber, wobei sich namentlich die galizischen Ruthenen eifrigst um die Aufrechthaltung ihres alten Basilianer-Ordens annahmen; an der Spitze der Lemberger Metropolit Michael Lewicki, die ruthenische Hauptversammlung in Lemberg, die Kreisversammlung in Żółkiew, in Jaworow (Petitionen Nr. 1729, 1730, 1731, 2013). Allein ohne Vergleich wichtiger als derlei Einzelbitten*),

*) Darunter eine der Gemeinde Dobraken (Doubrava, Doubravka) in Böhmen „um Rückstellung der ihr angehörenden Grundstücke und eines Marienbildes" sammt Capital von 2700 fl. (Pet. Nr. 1048).

ja geradezu maßgebend waren die Denkschriften der verschiedenen Kirchenprovinzen und Episkopate, die Gesammt-Petitionen der Geistlichkeit oder des Clerus und der Laien gewisser Diöcesen, maßgebend nicht blos als Ausdruck entweder der competenten Autoritäten in Kirchensachen oder der großen Massen des katholischen Volkes, sondern maßgebend auch durch ihren Gehalt, weil sie gründlich und würdig zusammenfaßten was die katholische Kirche Österreichs in der neuen Ordnung der Dinge zu erwarten sich berechtigt und um ihrer hohen Sache willen zu fordern sich verpflichtet glaubte. Indem ich mir vorbehalte auf den hochwichtigen Inhalt dieser Kundgebungen in einem eigenen Abschnitt zurückzukommen, sei hier nur, um des chronologischen Zusammenhanges willen, die Reihe dieser theils an die Gesammtregierung theils an den constituirenden Reichstag gerichteten Eingaben angeführt:

Petition der Diöcesen Seckau und Leoben an den Reichstag mit beiläufig 900 Unterschriften des Secular- und Regular-Clerus Grätz den 13. Juni 1848 (Pet. Nr. 702), Wr. Kirch. Ztg. Nr. 51 vom 17. Juli S. 202 f. und Sylvius S. 92—96. Siehe noch Kath. Wahrheitsfreund Nr. 4 vom 15. October S. 15 f.

Petition des Fürstbischofs Anton Slomšek zu St. Andrä an den Wiener Reichstag; 22. Juni. Wortlaut und überhaupt näheres mir leider nicht bekannt. Unter Pet. Nr. 531 überreichte derselbe Bischof dem Reichstage ein „Memorandum des katholischen Clerus der Diöcese Lavant, betreffend die Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat", von welchem Wr. K. Ztg. Nr. 84 vom 12. October S. 238 bis 240 sagt, es sei dies ein anderes Schriftstück als die früher vom Ordinariate ausgegangene „Petition".

Hirtenbrief des Linzer Bischofs Gregorius Thomas vom 13. Juli 1848; Linzer theol. Q. Schr. II. Anhang S. 7 f. Der Bischof dessen Petition an das Wiener Ministerium des Innern wir bereits kennen (s. Jhrg. 1884 S. 172 f.) wandte sich zugleich nach Frankfurt a. M. In einem Schreiben an die deutsche constituirende National-Versammlung empfahl er derselben die Interessen der katholischen Kirche. In seinem Hirtenbriefe erklärte er sich für die „engere Verbindung Deutschlands unter einem Oberhaupte, ein von oben gesegnetes Ereigniß", und knüpfte daran die Mahnung daß dies, wie vor tausend Jahren, nur durch die Religion, durch den wahren christlichen Glauben von innen und nach außen geschehen könne; zum Schluße ein sich darauf beziehendes Kirchengebet. S. auch dessen „Ein dringendes Wort bei Deutschlands Wiedergeburt im Jahre 1848", Wr. Kirch. Ztg. Nr. 68 vom 5. September (betreffend den Artikel III des Frankfurter Entwurfs der Grundrechte).

Memorandum des Episkopates der mährischen Kirchenprovinz über die wünschenswerthe Gestaltung der Verhältnisse der katholischen Kirche in

der constitutionellen Monarchie. Maximilian Joseph Fürst-Erzbischof v. Olmüz und Metropolit der mähr. Kirchenprovinz. Anton Ernst Bischof von Brünn. Undatirt und nicht paginirt, fol. 8 Bogen. Auszugsweise Wr. Kirch. Ztg. Nr. 46, 47, 49, 53, 54, 56 vom 15. Juli bis 8. August S. 183 f., 188, 196, 212, 214 f., 223 f. Als Verfasser dieser Denkschrift, die bei den Radicalen ungeheueres Aufsehen erregte, nannten sie den Olmüzer Theol. Dr. Professor, zugleich Consistorial-Kanzler Johann Kutschker, „welcher der eigentliche Primas von Mähren ist, da die beiden aristokratischen Faullenzer viel zu vernagelt und träge sind um selbst etwas zu leisten" (Gass. Ztg. Nr. 45 vom 20. Juli S. 179). Von conservativer Seite s. über dieses Schriftstück Wr. K. Ztg. Nr. 59 vom 15. August S. 236: Gesinnungen und Gefühle des mährischen Clerus nach erhaltenem Memorandum des Episkopates: „Brüder, treu und fest wollen wir uns an dieses apostolische Hirtenpaar anschließen und vereint mit ihnen durch Gehorsam und Liebe für die Kirche leben und sterben"; und ebenda Nr. 61/2 vom 19./21. August Dr. Aloys Schlör Zuruf an Österreichs Episkopat und Clerus, mit dem Motto „Ut omnes unum sint" Joa. 17. Es sei höchste Zeit daß die Bischöfe sich erheben und zusammenstehen wie ein Mann um die Schlachten des Herrn zu schlagen; der österreichische Episkopat möge sich an das „rühmlichst bekannte" Memorandum anschließen zu einer gemeinsamen Gesammt-Declaration.

Am 20. Juli überreicht das fürstbischöfliche Commissariat-Amt Zuckmantel als General-Vicariat des diesseitigen Antheils der Breslauer Diöcese die Petition des dortigen Clerus der constituirenden Reichsversammlung zur hohen Amtshandlung (Pet. Nr. 198; später gedruckt in der Kremsierer Staatsdruckerei 1 Bl. fol. 7 S. Siehe auch Petition Nr. 2256 zum 22. October: Minister des Innern übergibt die vom Breslauer General-Vicariat eingebrachten Petitionen des Diöcesan-Clerus).

Petition der Katholiken Prags und Böhmens um Freiheit der katholischen Kirche; Prag 1. September 1848. Wr. K. Ztg. Nr. 75/76 vom 21./23. September S. 299 f. 303 f. und Sprecher f. St. u. Kirche Nr. 11 S. 187—190.

Adresse an die Reichsversammlung in Wien von Seite des Wiener Clerus. Wien 6. September 1848. 1 Bl. fol. Auch abgedruckt in der W. K. Ztg. Nr. 72 vom 14. September.

Adresse des Episkopates der Salzburger Kirchen-Provinz betreffend die rechtliche Stellung der katholischen Kirche in Österreich; Salzburg 14. September 1848; 6 S. fol. (Pet. Nr. 2011 zum 26. September; überreicht durch Bischof Wierzchlejski). Abgedruckt Kathol. Wahrheitsfreund Nr. 5—7 vom 17. 20. 24. October S. 19 f. 21 f. 27 f. 2c. Presse 1849 Nr. 35/36 vom 10./11. Februar.

Welches ist das Verhältnis zwischen Kirche und Staat, insoweit es das eigentliche Kirchenregiment betrifft? Beantwortet vom böhmischen Episkopat 1848; 4 Bl. fol. Fürst-erzb. Buchdruckerei in Prag. Dasselbe 3 Bl. fol. Kremsier Staatsdruckerei.

Die Protestanten beider Bekenntnisse warteten noch immer auf die Erfüllung derjenigen Forderungen die sie gleich zu Anfang der Bewegung gestellt hatten: „Gleichstellung mit ihren katholischen Glaubensbrüdern" *), was ihnen von letzteren mit Freuden gegönnt wurde. Manche Beschränkung war durch stillschweigendes Zugeständnis von dieser Seite allerdings schon gefallen. Als in Prag am 10. Juni in der deutsch-evangelischen Kirche in der Opatovicer-Gasse die feierliche Weihe und Aufziehung der neu angeschafften Glocken begangen wurde, eine Begünstigung deren sich die böhmischen Protestanten seit zweihundert Jahren, „seit den Zeiten der Brüder sub utraque und des Majestätsbriefes" nicht zu erfreuen gehabt, fehlte es nicht an vielseitigen sympathischen Kundgebungen aus katholischen Kreisen. In den verschiedenen Landtagen kam die Kirchenfrage zur Sprache, meist im Sinne der Gleichberechtigung **), mitunter jedoch, wie in der tyroler Petition um Glaubenseinheit und in dem steirischen Entwurfe der Schul- und Kirchenordnung, wider dieselbe. Die letzte Entscheidung konnte nur vom constituirenden Reichstage erfolgen. Ein Gesuch der beiden Wiener Consistorien A. C. und H. C. um Vertretung der evangelischen Gemeinden beim Reichstage (Petit. Nr. 38) konnte wohl kaum zu einem Ziele führen.

Da regte der mährische Superintendent H. C. Samuel Nagy, Pastor zu Wannowitz, den Gedanken einer Conferenz evangelischer Vertrauensmänner an, die denn in der That in Wien zusammentrat, vom 3. bis 11. August tagte und das Ergebnis ihrer Berathung in zwei an den Reichstag und an das Ministerium gerichteten Petitionen niederlegte. Das Ziel ihrer Wünsche formulirten sie in zwei Sätzen, resp. Begehrspunkten:

> Völlige Rechtsgleichheit für jedes religiöse Bekenntnis und jeden kirchlichen Verein, der nicht mit dem Zwecke und den Gesetzen des Staates in Widerspruch steht.
>
> Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, also vollkommene Selbständigkeit in Verwaltung ihrer Angelegenheit, ungehemmte Entfaltung und Fortentwicklung ihres innern Lebens, Selbstvertretung und Regierung der Kirche mittelst Synodal-Verfassung.

Von den Petitionen wurde die eine dem Reichstags-Abg. Pastor Schneider zur Einbringung beim Reichstage anvertraut (Pet. Nr. 313),

---

*) Siehe Jahrg. 1882 S. 132 f. 141 f.

**) Pet. Nr. 911: Minister des Innern übergibt in kurzem Wege die Vorarbeiten des obderennsischen Verordneten-Collegiums zu einem Gesetze über Gleichstellung der christlichen Confessionen.

die andere am 10. August durch eine Deputation dem Minister Doblhoff überreicht. Die Versammlung war sich dabei vollkommen bewust, daß das Ministerium aus eigener Macht in dieser dem Gebiete der Gesetzgebung anheimfallenden Angelegenheit nichts endgiltig bestimmen dürfe; wohl aber könnten, meinten sie, im Wege ministerialer Verfügungen einige der offenbarsten Übelstände, von denen keine Frage sei daß sie bei den geänderten Verhältnissen fallen müßten, jetzt schon beseitigt werden; sie zählten dahin die sie verletzende Bezeichnung als „Akatholiken", die herben Bedingungen für den Übertritt von einer Kirche zur andern, die seit 1842 bei Eingehung gemischter Ehen geforderten Reverse wegen der Kindererziehung, die Matrikenführung durch den katholischen Seelsorger u. a. m. Baron Doblhoff nahm ihre diesfalls entworfenen Artikel „sehr freundlich" entgegen und versprach, im anzuhoffenden Einverständnisse mit seinen Amtsgenossen, auf administrativem Wege zu thun, was sich mit der Stellung des Ministeriums zum constituirenden Reichstage vereinbaren lasse. Behufs einer zeitgemäßen innern Reform der evangelischen Kirche — das war der zweite Punkt des der Conferenz gestellten Programms — wurde der Köthener Entwurf einer Kirchenverfassung dto. 26. April 1848 als Grundlage angenommen, der den einzelnen Gemeinden als Anhaltspunkt empfohlen werden sollte, „mit Vorbehalt des unbeschränkten Rechtes zu prüfen, zu verbessern oder einen selbständigen neuen Entwurf zu liefern". Zur Weiterführung dieser entscheidenden Angelegenheit wurde ein Central-Ausschuß in Wien eingesetzt der sich, sobald der constituirende Reichstag die Kirchenfrage gelöst haben würde, mit den Consistorien A. C. und H. C. wegen Einberufung einer Synode ins Einvernehmen zu setzen hätte. „Die Unionsfrage, welche sich eng an die der Synodal-Verfassung anschließt und durch sie mächtig gefördert werden dürfte, hat die Conferenz als eine sehr wichtige und das Unionswerk als ein heiliges erkannt".

Die Vorschläge und Begehrspunkte der Conferenz fanden bei den evangelischen Gemeinden aller Länder Anklang und vielseitigen Widerhall, der in verschiedenen Petitionen an den Reichstag Ausdruck fand; so der evangelischen Geistlichkeit Böhmens um Reform ihrer kirchlichen Angelegenheiten (Nr. 207); der Pastoren des teschener Kreises um volle Gleichstellung der evangelischen Kirche mit jeder andern im Staate (Nr. 427); der evangelischen Volksschullehrer Schlesiens um Verbesserung des Schulwesens und Gleichstellung mit anderen Confessionen (Nr. 498); der

evangelisch-reformirten Kirchengemeinden in Mähren um verfassungsmäßige Gestaltung ihrer kirchlichen Rechte (Nr. 1780, überreicht durch Schuselka); der evangelischen Gemeinden Kärntens um religiöse bürgerliche und politische Gleichstellung mit der katholischen Kirche (2244).

In der Reichstagssitzung vom 5. September führte der Abgeordnete Johann Reymershofer aus Hradisch in Mähren (für Wisowitz) einen Fall an, wo eine Person seit acht Jahren vergeblich daran arbeite die Bewilligung zum Übertritte vom katholischen zum evangelischen Glaubensbekenntnisse zu erlangen, und knüpfte hieran die Anfrage an das „Ministerium des Cultus": „welche Schritte es, um den bestehenden gegen Vernunft und bürgerliche Freiheit streitenden Glaubens- und Gewissenszwang zu beseitigen oder provisorisch zu ermäßigen, gethan hat oder zu thun gedenkt". Doblhoff antwortete ausweichend*). Gleichwohl wurde bald darauf der von der August-Conferenz dem Minister überreichte Entwurf provisorischer Bestimmungen „mit Hinweglassung der ihnen angehängten Begründung" von der Wr. Ztg. (Ab. Beil. Nr. 176 v. 5. October S. 698 f.) zu dem Zwecke abgedruckt, „um in Betreff ihrer an das Urtheil der öffentlichen Meinung zu appelliren". Der unmittelbar darauf erfolgte Losbruch der Revolution brachte alles weitere ins stocken.

Karl Kosuhy (Kossuth?) Pfarrer in Ustroń (Schlesien) 19. April: Die Woche vor dem Feste der Auferstehung der ewigen Liebe; Humorist Nr. 106 vom 3. Mai S. 436. Gegen die Stolgebüren der Evangelischen an die katholischen Seelsorger.

Zuschrift der Triester evangelischen Gemeinden A. C. und H. C. an ihre beziehungsweisen Consistorien in Wien um Beseitigung dessen was sie I. als „allzu enge Begränzung" zu Gunsten der „herrschenden sogenannten Staatsreligion", Punkt a) bis g), und II. als „nachweisbare Verletzung des bisher geltenden Toleranzgesetzes", Punkt a) b) c), erkennen. Einen Abdruck dieser Punkte s. Donau-Ztg. Nr. 48 vom 19. Mai S. 385 f., die sich von ihrem Standpunkte der „Freiheit des Glaubens, Unabhängigkeit der Kirche" mit allen Punkten einverstanden erklärt, mit Ausnahme I. b (Aufhebung des in einigen Ländern z. B. Tyrol bestehenden Verbotes der Mischehen und der Bildung protestantischer Gemeinden), I. g (Gleichstellung der protestantischen Gotteshäuser mit den katholischen, Benützung der katholischen Friedhöfe &c.) und II. b (Abschaffung der Erziehungsreverse bei gemischten Ehen): „Die katholischen Priester zwingen, einen der nicht ihres Glaubens ist unter Ceremonien zu Grabe zu geleiten wie sie die Kirche für die

*) Stenogr. Aufnahme II. S. 233 f.

Gläubigen vorschreibt, oder einem Mädchen nicht erlauben vor Eingehung der Ehe mit dem künftigen Gatten über die Religion zu pactiren in welcher dereinst die Kinder zu erziehen sind, das ist Gewissenszwang, und diesem werden wir entgegentreten wo und wann wir ihm begegnen".

J. Růžička Hlas při posvěcení zvonů a t. d.; 8⁰. 2 Bl. Prag Bernh. Ferd. Mohrmann. — Desselben Gesang zur Feier der Glockenweihe bei der Kirche der vereinigten deutschen evangelischen Gemeinde; 8⁰. 2 Bl. ebenda. — Desselben Worte bei Gelegenheit der Aufstellung der Glocken ꝛc.; ebenso. In einem der beiden deutschen Gedichte erscheint die Strophe:

> Das erste Festgeläute das uns die Glocke bringt,
> verkünde stolz und kräftig so weit es immer dringt,
> wie uns're heut'ge Weihe sich knüpft an eine Zeit,
> wo all' Europas Völker der Freiheit sich geweiht!

Žádost církve evangelické augsburgského vyznání k valnému sněmu ve Vídni (Petition der evang. Kirche A. C. an den R. T. zu Wien); v Soudoli (Suchdol, Zauchtl) dne 20. června 1848; Týdenník Nr. 35 vom 31. August S. 274—277. Unterzeichnet von Geistlichen und Lehrern, sowie mehreren hundert Kirchenvätern und Ältesten der evangelischen Pfarrsprengel Mährens und Schlesiens. Vielleicht eines mit der oben S. 173 angeführten Petit. Nr. 498?

Aufruf (der Vorsteher und Repräsentanten der evangelischen Gemeinden A. und H. C.) an die evangelischen Glaubensgenossen in Steiermark, Grätz 5. Juli 1848; 2 Bl. fol. Gegen den Commissions-Entwurf des provisorischen Landtags über die künftige Gemeindeordnung, der zufolge das Volksschulwesen der Gemeinde, die Kirchenangelegenheiten aber dem Staate zugewiesen werden sollen; denn das sei „eine Halbheit die nicht eingetreten sein würde wenn der evangelischen Kirche die gebührende Vertretung auf dem Landtage zustatten gekommen wäre". Einladung an „alle evangelischen Glaubensbrüder geistlichen und weltlichen Standes" zu einer Versammlung im evangelischen Bethause am 23. Juli wegen Berathung und Überreichung von Petitionen und Rechtsverwahrungen an den provisorischen Landtag, an den Reichstag, an das k. k. Ministerium in Wien.

Über des Freiburger Professors A. Fr. Gfrörer Punkte: was der Papst „denjenigen Protestanten, welche zum Rücktritt in die alte Nationalkirche geneigt sind", zu gewähren hätte s. Aufwärts Nr. 2 v. 8. Juli S. 13 f. . . Der katholische Besprecher wäre geneigt die ersten sechs Punkte zuzugestehen — darunter Abendmal in beiden Gestalten, Gebrauch der deutschen Bibel, Ausschließung der Jesuiten und Redemptoristen —, und äußert nur bezüglich des 7. (Gleichberechtigung der protestantischen Form der Beichte mit der katholischen Ohrenbeichte) ernste Bedenken.

Bericht über die vom 3. bis 11. August zu Wien abgehaltene Conferenz in Angelegenheiten der evangelischen Kirche Österreichs. Mit 3 Beilagen. Wien 1848 Gerold; kl. 8⁰. 31 S. Den Vorsitz führte der Superintendent H. C. Consistorialrath Franz, als Schriftführer

fungirte Pastor A. C. Gustav Steinacker von Triest. Zu Mitgliedern des Wiener Central-Ausschußes wurden gewählt: die Superintendenten und Consistorialräthe Pauer und Franz, Consist. R. Prediger Gunesch, Moriz Graf Fries, Johann Baron Dercsényi, Professor Michael v. Biermann. Über die Conferenz s. auch Wr. Ztg. Beil. z. Nr. 225 vom 17., zu Nr. 227 vom 19. August und Wr. Kirch. Ztg. Nr. 62 vom 21. (recte 22.) August S. 248, wo Brunner u. a. sagt: „Die Protestanten haben von ihrem Standpunkte aus vollkommen Recht, und sie verdienen dafür gelobt zu werden weil sie sich doch ihre Sache angelegen sein lassen. Nur fragen wir: Brauchen nicht auch wir Katholiken eine möglichst schleunige Sicherstellung der durch den Umschwung der Zeit unhaltbar oder schwankend gewordenen äußeren Verhältnisse unserer Kirche?“

Bei all den berechtigten Forderungen und begründeten Erwartungen, welche die Protestanten Österreichs an den politischen Umschwung knüpften und die sich, trotz aller Verheißungen von ministerialer Seite noch immer nicht erfüllen wollten, haben sie die ganze Zeit eine würdige Haltung beobachtet. Wenn im Spätherbst den evangelischen Kirchenvorstehern Prags zuletzt der Geduldfaden riß und sie der Regierung geradezu den Gehorsam aufkündigten, indem sie erklärten: sie würden von nun an bei Übertritten von Katholiken zu ihrem Bekenntnisse sich außer der Anzeige am zuständigen Orte an keine weitere Förmlichkeit binden; sie würden für kirchliche Handlungen in ihrer Gemeinde keine Stola an den katholischen Pfarrer mehr abführen; sie würden die Matriken über ihre Pfarrlinge führen und unabhängig vom katholischen Seelsorger Auszüge daraus auf Verlangen hergeben; sie würden keine Erziehungs-Reverse außer solche die freiwillig ausgestellt werden mehr achten, so fand man, wie manches und gewichtiges gegen einzelne dieser Punkte auch zu erinnern war, selbst auf katholischer Seite diesen Schritt unbotmäßiger Selbsthilfe nicht unbegreiflich. Ein wahres Ärgernis erregte nur ein Mitglied der protestantischen Geistlichkeit, und das war Friedrich Wilhelm Kossuth, geb. 24. Februar 1818 (?) zu Černilov bei Königgrätz, einer Gegend die seit den Josephinischen Zeiten durch das Auftauchen zahlreicher „Religionsschwärmer“ verrufen war. Im Jahre 1847 zum Prediger und Seelsorger einer neuen evangelischen Gemeinde berufen, die sich aus den in der nächsten Umgebung von Prag zerstreuten Protestanten gebildet hatte, machte er sich alsbald durch den hitzigen Eifer seiner Kanzelreden bekannt, die geradezu auf Anwerbung von Überläufern abzielten und in der That, als das Jahr schrankenloser

Freiheit eingetreten war, zahlreiche Übertritte zur Folge hatten. Der Schauplatz seines agitatorischen Hirtenamtes war ein mäßig großer Saal im ehemaligen Jesuitengarten am linken Moldauufer, der aber, da schaarenweise Katholiken zu seinen Predigten strömten, bald nicht mehr im Stande war die Menge der Zuhörer zu fassen. Der Charakter seiner Philippiken war aus Rationalismus und Nationalismus zusammengesetzt. Er verlangte die Wiederauffrischung des böhmisch-mährischen Brüderglaubens, ging jedoch über die Gränzen des Bekenntnisses dieser ernsten und aufrichtig frommen Männer des 16. und 17. Jahrhunderts weit hinaus. Für Sonntag den 1. October kündigte er die Versammlung „einer neu constituirten Gesellschaft von ‚Mährischen Brüdern'" an, wobei er auf zahlreichen Zuspruch und Beitritt aus den slavischen Kreisen Prags zählte. Was er den Leuten ins Ohr schrie, gibt er selbst mit diesen Worten an: „Ich zeigte wie einen andern Grund niemand legen kann außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus, 1 Korinth. 3, 11. Ich rief der Gemeinde zu: So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde das Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht; Gal. 1, 8 f. Ich bewies die Nichtigkeit und Schädlichkeit aller Menschensatzungen in der Religion, da ja der Herr ruft: Wohl fein habt ihr Gottes Gebot aufgehoben, auf daß ihr eure Aufsätze haltet; Marci 7, 9" u. dgl. m. Freieres Feld für seine Proselytenmacherei bekam Pastor Kossuth, als vom Ministerium Schwarzenberg-Stadion die vorläufigen Wünsche der Protestanten Österreichs in einer Weise befriedigt wurden, die nur zwei Punkte unerledigt ließ*), allerdings die heikelsten, den über die Form der Eingehung gemischter Ehen und jenen über die hiebei kirchlicherseits geforderten Erziehungs-Reverse.

Předběžné návrhy kazatele Košuta a katechety Růžičky o poměru protestanského obyvatelstva v Čechách k státu a cirkvi (Vorläufige Anträge über das Verhältnis der protestantischen Bevölkerung in Böhmen zu Staat und Kirche); Pokrok Nr. 4 vom 10. Juni S. 14. Sie verlangen 1) Bestätigung der durch königl. Erlaß vom 8. April 1848 gewährten Freiheit der Culte durch einen besondern Majestätsbrief nach dem Vorbilde des Rudolfinischen von 1609 — „Majestatní psaní Rudolfa II. ať se nazpět vydá" —; 2 d) Gestattung auf den katholischen Friedhöfen Grabreden zu halten

*) Erlaß d. Min. d. Innern vom 30. Januar 1849 R.-G.-Bl. Nr. 107.

unter Begleitung der Glocken; 3) Protestantische Facultät neben der katholischen wie in Bonn, Freiburg u. a.; 4) Consistorium wie das ehemalige consistorium minus in Emaus gegenüber dem katholischen consistorium majus auf dem Hradschin; 5) Union der A. C. und H. C. und zwar 6) auf Grundlage der böhmischen Brüder-Confession, „od našich předků nám co svaté dědictví ponechané“; denn diese sei auf böhmischem Boden entstanden, während die lutherische und calvinische aus der Fremde zu uns gekommen; werde einmal dieser große Anfang gemacht sein, dann werden auch die andern kirchlichen Bekenntnisse in diesem einen und gemeinsamen Interesse aufgehen . . . Die Redaction erklärte sich bis auf diesen letzten Punkt mit den beiden Antragstellern einverstanden. Denn solle man auf zweihundert Jahre zurückgehen? „Luther und Melanchton, Zwingli und Calvin, sowie unsere ehrwürdigen böhmischen Brüder waren doch kein Christus, sie alle waren fehlbare Menschen, vielen Gebrechen unterworfen“. Ein neues Bekenntnis im Geiste Christi, aber nicht nach dem Buchstaben, müße jetzt den Platz einnehmen, welchem sodann „jeder vernünftige und vorurtheilsfreie Christ ohne Gewissensscrupel“ werde beitreten können.

Über ein Promemoria der drei Pastoren der evangelischen Gemeinden Prags an das dortige k. k. Landes-Präsidium, s. Nar. Nov. Nr. 183 vom 11. November S. 722 unterzeichnet: v Praze 10. listopadu 1848 B. V. Košuth. Derselbe war Theilnehmer an der diesfälligen Berathung mit dem Senior und Pastor der böhmischen Gemeinde auf der Neustadt Jacob Beneš, dem Pastor der deutschen Gemeinde W. F. Marcius und dem Vicar und Katecheten bei der letztern Jos. Růžička. Gegen manche der Ausführungen Košuth's brachten dieselben Nar. Nov. Nr. 206 v. 8. December einen Artikel, gezeichnet W., worin die Forderungen der Evangelischen im allgemeinen als begründet erkannt, gegen gewisse Ansprüche dagegen erhebliche Einwendungen erhoben werden. S. auch Vaterlandsfreund Nr. 6 vom 18. November S. 24.

Mein Kerker und mein Exil. Ein Beitrag zur österreichischen Justiz von Friedrich Wilhelm Kossuth gewes. Pfarrer an der evang. reform. Kirchengemeinde zu Prag. Elberfeld 1860 Wilh. Hassel. Die im Texte angeführte Stelle findet sich S. 13.

Die Juden Österreichs hatten, was ihre confessionalen Verhältnisse betraf, nicht zu klagen; jedenfalls mischte sich die Regierung in dieselben ohne allen Vergleich weniger, als in jene der s. g. herrschenden Kirche, die sich unter dem Titel des Hoheitsrechtes circa sacra Maßregelungen jeder Art gefallen lassen mußte. Wahrhaft drückend für die Juden waren nur die vielfachen Beschränkungen und Härten in gesellschaftlicher bürgerlicher und politischer Linie, und gegen diese war deshalb der Ruf nach Emancipation gerichtet. Die galizischen Juden thaten es hierin allen andern zuvor. Als die Judengemeinde Brody im Spätfrühling 1848 ein

Majestätsgesuch um „Aufhebung der Ausnahmsgesetze hinsichtlich der Erwerbung von landtäflichen städtischen und Rustical-Grundstücken, der geschlossenen Judenbezirke, um Gestattung des unbeschränkten Aufenthaltes und Gewerbsbetriebes auf dem flachen Lande rc." einreichte, wurde sie vom Ministerium auf die Verfassung vom 25. April und „die vom Reichstage zu erwartenden Bestimmungen" verwiesen*). Dieser letztere Wink sollte von ihnen in umfassender Weise ausgenutzt werden. Ein gewisser H. Reitmann erließ einen „Aufruf an die Judengemeinden Galiziens", es möge in jeder Stadt, in jeder noch so kleinen Gemeinde eine Petition um Emancipation, für welche er zugleich ein Formular bekannt gab, aufgelegt, und möglichst viele Unterschriften dafür gesammelt werden**). Nun gelangte an das Bureau des constituirenden Reichstages aus Galizien eine wahre Fluth von Bittschriften um Juden-Emancipation die hier nach dem Nr. des Petitionen-Protocolls aufgeführt werden sollen: sämmtliche Juden des Czortkówer Kreises (248), Stanislau (412 durch R. T. Abg. Dr. Marian Dylewski für Lemberg), Tyśmienica (413), Zuwarow (Żurawno?) Buczacz, Tłumacz (488—490), Stanislau (306), Przemyśl, Gliniany (537 f.) Zborów und Niżniów (562), Skole (572), Trembowla, Sambor (674 f. durch R. T. Abg. Stan. Kozowski aus Łanowice für Sambor), Monasterzyska und Tyśmienica (698 durch Smolka), Żółkiew (725 durch denselben), Brzeżan, Obertyn, Kolomea (795—797), Sadagóra (826), Suczawa, Mościska, Gołogóry, Bohorodczan (831—834), Tarnów (951), Jaworów (962 durch R. T. Abg. Dr. Cyrill Wienkowski aus Lemberg), Lemberg (965), Andrychau und Oświęcin (1007), Rohatyn (1029), Czortków (1134), Krakau (2078), und wohl noch viel mehr. Gegen diesen sarmatisch-hebräischen Andrang hielten sich die Juden der andern Länder vergleichsweise bescheiden. Am 10. August verbreitete sich zwar in Wien das Gerücht, die Juden beabsichtigten eine Sturmpetition an den constituirenden Reichstag um ihre Emancipation durchzusetzen; es soll sogar deshalb die Nationalgarde consignirt worden sein; es war aber gewiß leeres Gerede, wie in jenen Tagen so häufig. Von außer-galizischen Petitionen an den Reichstag wären nur zu verzeichnen: die der jüdischen Körperschaft des Teschner Kreises

*) Wien 12. Juni 1848 M. J. Z. 628 f. C. O. f. Juden Nr. 25/26 vom 13. August S. 266 f.

**) C. O. für Juden Nr. 30 vom 27. August S. 292 f.

wegen Milderung ihrer drückenden Lage und der Judengemeinde Libochovic in Böhmen um Abstellung mehrerer drückenden gesetzlichen Bestimmungen (Nr. 23 und 24 am 21. August); der Judengemeinden Böhmens um Emancipation (Nr. 222); der Judengemeinde zu Gródek*) wegen Unterdrückung (1657 durch R. T. Abg. Dr. Cajetan Mayer).

Viel häufiger als die Petitionen pro waren hingegen die Petitionen contra, Galizien ausgenommen wo der Zahl nach diese gegen jene so zu sagen verschwanden. Es seien einige Beispiele angeführt: Anonymus aus Galizien führt Gründe gegen die Emancipation der Juden an (219); mehrere Gemeinden aus Mähren um Aufrechthaltung der gesetzlichen Beschränkungen des Erwerbes von Grundstücken seitens der Juden (303); eine Anzahl Griesler des Königgrätzer Kreises um Einführung der Grieslerzunft und Beschränkung der den Juden ertheilten Rechte (552); Ignatz Schmidt namens der Senftenberger Zünfte gegen die Freigebung der Gewerbe und gegen die Juden-Emancipation (770); Bürger von Kuty betreffend Erpressungen durch die jüdischen Verzehrungssteuerpächter (1912 durch Dylewski); Stadt Holleschau um Nichtzulassung der Juden-Emancipation (1969 durch R. T. Abg. Jur. Dd. Victor Brazdil aus Kremsier); Joseph Benatzky in Wien Vorstellungen und Mahnungen gegen dto. (2231); R. T. Abg. Mathias Mazurkiewicz aus Kretowce (für Zbaraż) bittet daß die Juden auf dem Lande nicht mehr Mühlen pachten dürfen (2332); R. T. Abg. Anton Mokrý (für Vodnian) überreicht eine Petition der Bürgerschaft von Netolic gegen die Juden-Emancipation (2384). Der oben erwähnte Brazdil gehörte zu den Junioren des R. T., und dahin zählte auch sein Landsmann Jur. Dd. Joseph Demel aus Proßnitz, welchem jüdischerseits nachgesagt wurde daß sein Vater in Proßnitz von Haus zu Haus gehe um Unterschriften gegen die Juden-Emancipation zu sammeln, deren er zu Anfang September schon mehrere hundert erlangt haben sollte; ob und wann sie an den Reichstag gelangte ist mir nicht bekannt.

Die Juden in Galizien; A. Ö. Ztg. Nr. 125 vom 5. August S. 1017: „Möge die Reichsversammlung die Makel barbarischer Zeiten vertilgen, die Scheidewand der Vorurtheile und des Eigennutzes niederreißen und dem Princip der Freiheit und Gleichheit folgend die Segnungen auf alle Landeskinder ausbreiten.

---

*) Schlesien bei Jablunkau (auch Grudek). Oder sollte eines der vielen galizischen Gródek gemeint sein?

Leon Werner Die Juden in Galizien; Allg. Slav. Ztg. Nr. 13 vom 9. August. Über den IX. Punkt der galizischen April-Adresse an den Kaiser. Die darin erbetene Emancipation „ist der laut ausgesprochene Wunsch der gesammten polnischen Intelligenz ... Sämmtliche Juden in Galizien wollen polnische Juden werden, wollen sich nationalisiren".

David Mendel Nur keine Concessionen; C. O. f. Juden Nr. 22 vom 30. Juli S. 241 f. Das Recht, nicht eine Vergünstigung müße dem Juden werden, und nicht zu bitten habe er, sondern zu erwarten. „Bittet nicht, denn bitten scheint wenigstens wie ein Zeichen des Mistrauens gegen jene Männer zu sein, in deren Hände ganz Österreich vertrauend seine Zukunft legt, ein Zeichen des Mistrauens als ob jene Männer erst daran erinnert werden müßten, in ihrem hohen Beruf Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen". Der ganze Aufsatz sehr schwungvoll; besonders die interessante Stelle: „Wir wollen Gerechtigkeit, wir wollen daß das Vaterland uns als seine Kinder anerkenne, aber wir wollen auch als seine Kinder ihm Gut und Blut und Leben weihen."

Frank, Mysterien eines Juden s. Jahrg. 1887 S. 72, 81: „Möge die Reichsversammlung ihrem hohen Berufe entsprechen und, indem sie alle Nationen beglückt, wird sie auch von uns die verjährte Schmach abnehmen ... Dieses hohe Tribunal muß endlich das Wort aussprechen, kein Judas wird sich erheben um das Recht zu verunglimpfen. Menschen Göttern gleich sitzen sie da und berathen das Wohl von Millionen. Joseph's Geist steigt hernieder, belauscht ihre Beschlüße und segnend ruht seine Hand über Euch!" Warm geschrieben, obwohl nicht ohne manche Aufschneiderei, wie der wiederholte Satz: „Das vollkommene Recht — oder den Tod, um den ich Euch bitten würde!" oder: „Interessant finde ich manche Zeitungsartikel in denen man berichtet: N. N. B. B.... hat geruht von der Judengemeinde zu N. 50.000 fl. zu einem Spital- oder Kirchenbau ꝛc. anzunehmen."

Die Stadt Sternberg Olmützer Kreises in Mähren durch ihre ingefertigte Repräsentation, deren Gewerbs- und Handelsvorstände unterlegt ehrerbietigst ein Promemoria wider die Juden-Emancipation zur hohen Würdigung; Sternberg am 6. September; 2 Bl. kl. 4°: „So weit die Geschichte hinabreicht finden wir daß die jüdische Nation stets ein treuloses abtrünniges schmutziges und schamloses Volk war, daß also keine wie immer geartete Regierungsform ihnen einen sittlicheren edleren Charakter beizubringen vermochte — und was die Juden durch Jahrtausende waren, das sind sie noch heute und werden es bleiben ... Seit den Märztagen gewahren wir an den Juden überdies eine unerhörte Frechheit, eine maßlose Arroganz und ein äußerst wühlerisches auf den Umsturz aller gesetzmäßigen Ordnung hinzielendes republicanisches Treiben; denn alle ihre Flugschriften tragen sichtlich das republicanische Gepräge... Diese Juden, die noch vor kurzer Zeit wie gierige Geier sich auf den Getreidewucher warfen und an dem Lebensmarke unserer armen verschmachtenden Lohnarbeiter sogen, diese sollen jetzt, wie durch einen Zauberschlag umgewandelt, würdig sein daß wir sie zu Bürgergenossen

erheben, sie in unsern Schoß aufnehmen und sich mit ihnen verbrüdern, damit sie desto gemächlicher auch unser Lebensmark aufzehren können?! . . . Ein Volk das vom Mutterleibe an methodisch zur Bevortheilung anderer erzogen wird, das im Schacher oft eines Groschens wegen zehnmal in einem Athem Leib und Seele verschwört, das durch niedrige Umtriebe die Börse beherrscht, durch vorgespiegelte Fallimente und andere listige Handlungen den Gewerbs- und Handelsstand drückt, dieses Volk, dem selbst die Schöpfung das malitiös jüdische Kennzeichen unaustilgbar aufs Antlitz prägte, diesem kriechenden gleißnerischen und erbärmlichen Volke sollten wir eine vollkommene bürgerliche Gleichstellung gewähren? Keineswegs!"

Aufruf an die Rabbinats-Candidaten Mährens von Emanuel Hofmann; C. O. f. Juden Nr. 40 vom 23. September S. 366. Aufforderung zu einer am 3. October zu Brünn stattfindenden Versammlung behufs einer Petition und Deputation an den Reichstag um Berücksichtigung ihrer „gerechten Wünsche".

Hans Jörgel 33. Heft vom 5. October S. 21: „Bei uns is nur ein radicaler Jud prügelt word'n, und glei hab'n sich Stimmen sogar im Reichstag erhoben daß dös gegen die persönliche Sicherheit is, die in einem constitutionellen Staat jedem Bürger garantirt sein muß. Wenn aber das Ministerium auf die schamloseste Art herabg'setzt wird, wenn die Ehre eines honetten Menschen nit mehr sicher is, wenn förmliche Plünderungen in Wien vorfallen, da sagt der Reichstag nix; nur kein'm Juden darf was g'scheh'n".

Saphir Wallhalla berüchtigter Unzeitgenossen. I. Don Sigmund Ebersberg, Doctor der Judenfresserei und Magister der Fabel-Jautik; Pol. Horizont Nr. 230 vom 24. September S. 943 f. Wortgeflunker ohne den gewohnten Witz des bekannten Verfassers.

So lang die Neugestaltung der Judenverhältnisse nicht stattgefunden hatte, blieben alle Beschränkungen in Kraft welche die bisherige Gesetzgebung den Juden auferlegte. Noch gab es in Wien keine andern als tolerirte und mit Regierungsbewilligung ansässige Juden*). Zwar verbreitete sich zu Ende Juli unter der Brünner Judenschaft das Gerücht, die Judensteuer sei vom Ministerium sistirt und die Cameral-Verwaltung beauftragt worden eine zehnjährige Ertragsübersicht einzusenden — um ein Ablösungs-Äquivalent zu finden? —, und traf bald darnach in Lemberg die Nachricht ein daß die übliche Licitations-Ausschreibung der Lichterzündungs- und Koscherfleisch-Gefälle aufgeschoben werde, was einen

*) An die tolerirten und die mit Regierungs-Bewilligung selbständig ansässigen israelitischen Einwohner Wiens und seiner Umgebung; 2 Bl. fol. Lell (1. September). Die Einladung ging von den Gemeindevertretern J. B. Hofmannsthal, Leopold von Wertheimstein, Joseph Wertheimer, Bernhard Wertheim, Heinrich Sichrowsky aus und betraf die Vornahme einer Ergänzungswahl.

großen Jubel bei der Reformjudenschaft erregte. Allein noch am 3. August konnte der R. T. Abg. Karl v. Hubicki Gutsbesitzer von Nakwasza (für Olejów) den Finanzminister interpelliren: was es mit der „schonungslosen" Weise der Eintreibung der jüdischen Religionssteuer in Galizien für eine Bewandtnis habe*), und obwohl Baron Krauß in seinem Finanz-Exposé vom 5. August diese selbe Steuer als eine solche bezeichnete „welche, um mich milde auszudrücken, zu den Schattenseiten unserer Besteuerung gehört" — die Verhypothecirung des katholischen Kirchengutes, die er bei derselben Gelegenheit in Aussicht stellte, würde wohl zu den Lichtseiten derselben gehört haben?! —, so wurde noch am 12./13. September zu Schaffa in Mähren die Synagoge wegen rückständiger Judensteuer geschloßen**). In einem heftigen Artikel forderte der Rabinats-Candidat M. Stößel in Mähren seine Landsleute auf hinfüro um keine Familienstelle mehr zu competiren, „keine Processe darüber zu führen und so nimmermehr die Hand zu unserer Schmach zu bieten"***). Das Unterthänigkeitsverhältnis war durch Zusammenwirken aller gesetzgebenden Factoren bereits aufgehoben, und noch befand sich M. Teller in Hronov in der Lage zu fragen: wer denn jetzt die Familienstellen in Böhmen werde zu verleihen haben und ob denn überhaupt dieser unnatürliche Zwang ferner bestehen könne?†)

Am 6. September legte der Finanz-Minister Baron Krauß dem constituirenden Reichstage einen Antrag „wegen Ausschreibung der directen und indirecten Abgaben für das Verwaltungsjahr 1849" (3 Bl. fol. Staatsdruckerei) vor, dessen vierter Punkt lautete:

> Die Judensteuern sollen vom 1. November 1848 an nicht ausgeschrieben werden. Die Rückstände an der bis zu diesem Zeitpunkte bestandenen Gebühr hingegen sind im ordentlichen Wege einzubringen.

In der Motivirung hieß es: „die sogenannten Judensteuern" seien „in ihrer Anlage ungerecht, in der Einhebung drückend, in ihren Folgen verderblich"; der ausschlaggebende Grund aber, der für die Aufhebung dieser Abgaben spreche, sei die Ungerechtigkeit dieselbe „von den Israeliten

*) Stenogr. Aufnahme I. S. 323 f.

**) Gerad' aus! Nr. 115 vom 23. September S. 5; der Einsender will als „Katholik" angesehen sein.

***) C. O. f. Juden Nr. 28 vom 20. August: An meine Brüder die Israeliten Mährens und insbesondere an die Familienwerber.

†) Ebenda Nr. 49 vom 25. October: Die Ertheilung der nunmehr erledigten Familienstellen in Böhmen.

blos weil sie Israeliten sind" nebst den übrigen Steuern, die sie mit den Christen tragen müßen, abzufordern, was mit dem Grundsatze der „Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze", dieser „Grundlage constitutioneller Freiheit und Ordnung", in offenem Widerspruche stehe. Die Verhandlung über den Antrag des Finanzministers, beziehungsweise über jenen des reichstäglichen Finanz-Ausschußes*) fand in den Sitzungen vom 26. September und 5. October statt. Die Abgeordneten aus Galizien, an ihrer Spitze Alexander Graf Dunin-Borkowski (für Lemberg III) und Michael Popiel aus Kulczyce (für Staresól) sprachen eifrig für Punkt „Viertens", ebenso jene von der Linken. Der Buch- und Kunsthändler Aloys Borrosch (für Prag IV) läugnete, die Judensteuer sei eine Glaubenssteuer; denn „sonst müßten wir eine noch viel härtere Besteuerung bei den Zigeunern sehen, die größtentheils noch Heiden sind; o nein, es war eine Fremdlingssteuer. Der Jude hat das tragischeste Geschick unter allen Völkern. Lassen Sie daher uns das Beispiel geben, lassen Sie uns bewahrheiten, daß der Geist des Christenthums eine praktisch gewordene Menschenliebe sei" (Beifall). „Die Judensteuer", rief Füster, „ist gegen die Humanität, gegen die Gerechtigkeit. Wer Sclaven hält ist der Freiheit nicht werth, und die Judensteuer ist der Beweis daß es noch Sclaven gibt. Der Genius unserer Zeit, er ist es der durch Tausende spricht, dieser Genius der ewigen Menschenrechte, er nehme den armen Ahasver bei der Hand und beendige die traurige Wanderschaft des ewigen Juden; er bringe ihn zur Stätte der Gleichberechtigung, zur Stätte der Freiheit und des Friedens" (Allgemeiner Beifall). Die Aufhebung der Judensteuer, betonte der Deutsch-Katholik Schuselka (für Perchtoldsdorf), „ist der erste Act der Juden-Emancipation und diese Juden-Emancipation ist zu gleicher Zeit eine Emancipation unser selbst; wenn wir die Juden emancipiren, emancipiren wir uns selbst von der Herrschaft eines Überbleibsels christlicher Rohheit, christlicher zelotischer Tyrannei" (Allgemeiner Beifall**).

Anstände unterschiedlicher Art erhoben nur die Abgeordneten aus Böhmen und Mähren. Doctorand Joseph Demel aus Proßnitz behauptete eine Ungleichheit der Besteuerung sei allerdings vorhanden, und daß diese Ungleichheit behoben werden möge, darin stimme er mit den

---

*) Erste Lesung in der Abendsitzung vom 22. September. Sten. Auf. II S. 559.
**) Ebenda S. 791, 795, 798.

Ansichten des Finanz-Ministers überein; nur bestehe diese Ungleichheit nicht zu Ungunsten der Juden sondern zu Ungunsten der Christen, dadurch „daß die Juden geringer besteuert sind als andere Staatsbürger und auch noch andere Begünstigungen genießen". Das zeige sich „unter der Ägide der Handelsfreiheit", die von dem Juden, wenn er einen Kramladen aufrichten wolle, keine drei Lehr- und sechs Servir-Jahre verlange wie von dem christlichen Handelsmanne. Der jüdische Handelsmann in Landstädten und Märkten sei „mit einer Erwerbsteuer von 6—8 fl. belegt, während ein christlicher Handelsmann auf demselben Platze, von demselben Gewerbe eine Steuer von 30 fl. zahlt". Wo finde sich denn eine Steuer für den Erwerb der den Juden aus dem Handel mit Actien, mit Staatspapieren, mit Wechseln zufließe? Sei es nicht eine Begünstigung daß der Jude in den Städten von allen Militair-Bequartierungen, aber auch von dem s. g. Schemale, das den besitzenden Bürger und den kleinen Gewerbsmann so sehr drücke, befreit sei? Er beantragte daher, daß die Judenabgaben so lang zu belassen seien, bis eine allgemeine Gleichheit in Umlegung der Steuern eingetreten sei. Bürgermeister Konrad Wiežnicki aus Königinhof (für Náchod) und Kreis-Secretär Franz Plaček (für Chrudim) stellten dar daß, wenn die Judensteuer ungerecht und in ihren Folgen verderblich sei, ganz dasselbe von dem Fictitium gelte das in Böhmen von den Gewerbsleuten gezahlt werde, und verlangten daher „im Interesse der gedrückten Gewerbsleute unseres Vaterlandes", daß wenn die Judensteuer abgeschafft werde dasselbe mit dem Fictitium geschehe; „jeder Gewerbsmann hofft die Aufhebung dieser Steuer und würde sich bei Vernachlässigung seines gegründeten Anspruches sehr zurückgesetzt fühlen". Der Mühl- und Wirthschaftsbesitzer Ferdinand Boese aus Boniowitz in Mähren (für Hradisch) stellte sich auf den Standpunkt Demel's und zeigte daß, wenn man die Härte schildere mit welcher die Judensteuer eingetrieben werde, es leider Christen genug gebe denen man aus der gleichen Ursache den Polster unter dem Kopfe wegnehme, und beantragte in diesem Sinne: „Die Judensteuer hat so lang zu verbleiben, so lang kein neues Steuersystem eingeführt ist" *).

Es muß anerkannt werden daß die jüdischen Abgeordneten in dieser ihr eigenes Interesse berührenden Angelegenheit bescheiden an sich hielten,

*) Stenogr. Aufnahme II S. 615 f. 619 f. 800 f.

indem sie der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche vertrauen wollten. Nur als gewichtige Worte im gegentheiligen Sinne fielen, namentlich nach den Ausführungen Demel's und Boese's, glaubte Mannheimer doch nicht still bleiben zu dürfen und sprach sowohl am 26. September als am 5. October mit Sachkenntnis und beredsamer Wärme. „Ich appellire an Ihre Gerechtigkeit, an Ihre Menschlichkeit, ich appellire an den großen hochherzigen Sinn den Sie in so mannigfachen Beziehungen immer bewährt haben wo es das Wohl und Wehe des Volkes galt, und kann Ihnen nur die Versicherung geben daß meine Glaubensgenossen in Nord und Süd, daß meine Glaubensgenossen nicht nur mit Ihrem Gut, daß sie mit ihrem Blut und Leben einstehen werden für ihr Vaterland, daß sie von heute einstehen mit erneuerter Freudigkeit für ihr Vaterland, wenn Sie nur den Schimpf von ihnen herunternehmen. Es ist nicht die Last die sie drückt, es ist der Schimpf, den nehmen Sie ihnen ab, und sie werden Ihr Andenken segnen" (Beifall*).

Ein paar Tage vorher hatte der große Politiker und „Kritiker" des „Radicalen" Hermann Jellinek die böhmischen Abgeordneten Rieger und Klaudi wegen der geschäftsordnungsmäßigen Abweisung der ungarischen Deputation mit der Fülle seines Zornes überschüttet und hiebei auch den „jüdischen Prediger Mannheimer" nicht verschont; er sei „das Abbild der jüdisch-theologischen Heuchelei, das Abbild des freigewordenen Juden, der sich aber fürchtet oder der zu feig und zu bornirt ist, um ein Mensch zu werden"**). Jetzt wird er sich wohl mit ihm ausgesöhnt haben, und jedenfalls über den Erfolg erfreut gewesen sein, den Mannheimer seinen Glaubensgenossen mit erringen geholfen. Als es in später Abendstunde vor dem 6. October zur Abstimmung kam, erhielt der aufschiebende Antrag Boese's nur 20 Stimmen; 6 Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung, 79 entfernten sich aus dem Saale, und 243 stimmten mit „Nein". So fielen auch alle andern Abänderungsanträge, und nur einige Zusatzanträge wurden aufgenommen und eingeschaltet, so daß der mit großer Mehrheit, aber auch nicht ohne großen Widerspruch und Tumult, angenommene vierte Punkt jetzt lautete:

> Die Judensteuer sowie jede auf den Juden als solchen lastende Paß- und sonstige Ortspolizeisteuer (Zusatz Borrosch), darunter auch

*) Sten. Aufn. II S. 618.

**) Kritik der revolutionären Sitzung der Nationalversammlung vom 19. September 1848. IV. Die Politik der Slaven; Radikale Nr. 85 v. 23. Septemb. S. 346.

jene für Wien bestehende Juden-Aufenthaltssteuer inbegriffen (Zusatz Sierakowski), sind aufgehoben und vom 1. November 1848 an nicht mehr auszuschreiben. Die Rückstände an der bis zu diesem Zeitpunkte bestandenen Gebühr hingegen sind im ordentlichen Wege einzubringen (Zusatz Brauner). Dagegen sind die Juden als Handelsleute bei der Besteuerung mit den Christen gleich zu behandeln, sowie auch der Bequartierungslast und dem Beitrage zum Schemale zu unterziehen" (Zusatz Demel)*).

Mit dem schließlichen Ergebnis konnten die Juden zufrieden sein; mit dem Widerstand und den Schwierigkeiten, die demselben entgegengestellt worden, waren sie es begreiflicherweise nicht. Der Beschluß war nicht mit Pauken und Trompeten durchgegangen; es war nicht, wie beim Antrag Kudlich, die ganze Versammlung auf die erste Anregung wie ein Mann aufgestanden; er war gleich andern Anträgen ohne viel Aufhebens zu machen, „fast spurlos" vorübergegangen; es fand keine Stadtbeleuchtung oder sonstige Festlichkeit statt. Denn der 6. October und was darauf folgte verwischte alles andere: „es hatte kein Jude und kein Menschenfreund Zeit darüber zu jubeln, kein Judenfeind Muße darüber zu murren" **).

* * *

Die Aufhebung der Judensteuer hatte Schuselka als ersten Act der Juden-Emancipation bezeichnet; den zweiten durchgreifenden Act, sowie die schließliche Entscheidung der confessionalen Frage überhaupt konnte nur das Verfassungswerk selbst bringen. Das mit dem Entwurfe der „Grundrechte" betraute Dreier-Comité des Constitutions-Ausschußes war mit seiner Aufgabe am ehesten fertig, und konnte dies auch sein, da alle damals gleich Pilzen aus dem revolutionären Boden aufschießenden Verfassungsentwürfe Vorbilder in Fülle lieferten, aus denen man nur zu wählen brauchte. Es kam nur darauf an, welche Anschauungen diese Wahl leiteten.

Es gab unter den Verfassungen solche die einem gewissen Glaubensbekenntnisse als jenem der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung den Vorzug gaben oder wohl gar die Alleinberechtigung als Staatskirche zuerkannten. Dahin gehörte unter den ältern Verfassungen die französische Charte von 1814 — „Die römisch-katholische ist die Religion des Staates"

*) Stenogr. Aufnahme II S. 803—809.
**) C. O. f. Juden Nr. 48 vom 20. October S. 417.

§. 6 —, und die norwegische vom 4. November 1814, deren §. 2 nur die „evangelisch-lutherische“ als „die öffentliche Religion des Staates“ gelten ließ und die Juden vollständig ausschloß: unter den neuesten die schweizerische Bundes-Verfassung von 1848 die innerhalb des Bundesgebietes nur den „anerkannten christlichen Confessionen“ freie Ausübung ihres Bekenntnisses gestattete (Art. 42), dann die neapolitanische vom 10., die toscanische vom 15. Februar und die sardinische vom 4. März 1848, welche insgesammt die römisch-katholische Staats-Religion proclamirten und andere Confessionen daneben nur duldeten (Sardinien und Toscana Art. 1) oder ganz ausschloßen (Neapel Art. 3: „ohne daß jemals die Ausübung irgend einer andern Religion gestattet werden könnte“).

Alle andern im Jahre der Bewegung entstandenen Verfassungen, und von älteren die belgische vom 25. Februar 1831, huldigten mehr oder minder dem Grundsatze der Religionsfreiheit, entweder nur für „die vom Staate anerkannten christlichen Glaubensbekenntnisse“ und den „israelitischen Cultus“ — österr. Charte vom 25. April 1848 §. 31 — oder ohne diese Einschränkung. Diese letzteren ließen ausdrücklich „keine Staatskirche“ gelten, räumten keinerlei „Vorzüge durch den Staat“ ein, gewährten vielmehr allen Kirchen und religiösen Gemeinschaften „gleichen Schutz durch den Staat“ und sollte die Verschiedenheit des Bekenntnisses „keinen Unterschied in den bürgerlichen und politischen Rechten“ begründen (deutsche Grundrechte §§. 16 f., Schleswig-Holstein Art. 14, 100, Anhalt-Dessau §. 23, Frankreich 1848 Art. 7.) Von diesem Standpunkte mußten „volle Glaubens- und Gewissensfreiheit“, unbehinderte „häusliche und öffentliche gemeinsame Übung“ und die Bildung „neuer Religions-Gesellschaften“, ohne daß es „einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat“ bedurfte, zugestanden werden (deutsch §. 14, Preußen Art. 11, Schleswig-Holstein Art. 101) und durfte die „freie Ordnung ihrer Angelegenheiten“ nur dem „allgemeinen Staatsgesetze“ unterworfen sein (deutsch §. 17, Preußen Art. 12). Dabei sollte die Religionsverschiedenheit kein Ehehindernis mehr sein, die Eheschließung vor dem bürgerlichen Richter vorgenommen werden, mit blos facultativer Zulassung der kirchlichen Trauung (Belgien §. 16, deutsch §. 20, Preußen Art. 16) und die Geistlichkeit „als solche“ von Schule und Erziehung mit Ausnahme des Religions-Unterrichtes hinfüro „enthoben“ sein (deutsch §. 23, Preußen Art. 21).

Weiter konnte der Liberalismus kaum gehen, wohl aber der Ra-

dicalismus, und dieser letztere war der Standpunkt des reichstäglichen Dreier-Ausschußes. „Freier als in Texas" sollten die österreichischen Grundrechte sein, so sprachen Rieger und Violand; der dritte im Bunde Dr. Franz Hein (für Troppau) widersprach zum mindesten nicht, und in dieser Form legten sie ihren Entwurf dem Gesammtausschuße vor. Von diesem wurde derselbe durchgeprüft und in Einzelnheiten wohl hie und da geändert, hingegen in allem Wesentlichen dessen ursprünglicher Charakter beibehalten*). Gegen Ende September gelangte der mehr nur stylistisch umstaltete Entwurf an den Reichstag. Die unmittelbar in den Bereich der confessionalen Frage fallenden Paragraphe hatten folgende Fassung:

§. 15. Jeder Mensch hat ein unverletzliches Recht Gott nach seiner Einsicht und seinem freigewählten Bekenntnisse zu verehren.

Jede Religionsgesellschaft ist nach den im §. 14 für Association aufgestellten Grundsätzen**) zu behandeln.

§. 16. Eine Staatskirche gibt es nicht.

Niemand ist gezwungen an den Handlungen Feierlichkeiten und Verpflichtungen eines Cultus, zu dem er sich nicht bekennt, theilzunehmen oder die Ruhetage desselben zu beobachten.

§. 17. Die Religionsverschiedenheit begründet keinen Unterschied in den Rechten und Pflichten der Staatsbürger.

---

*) S. meine Geschichte Österreichs seit October 1848 V. S. 10—13. — Zur Vergleichung seien die bezüglichen Paragraphe aus der Verfassung von Texas vom 27. August 1845 hergesetzt:

§. 3. Kein Glaubensbekenntnis soll je nöthig sein um ein öffentliches Amt im Staate zu bekleiden.

§. 4. Alle Menschen haben das natürliche und unverletzbare Recht Gott nach der Eingebung ihres eigenen Gewissens zu verehren. Kein Mensch soll je gezwungen werden irgend ein Haus der öffentlichen Gottesverehrung zu besuchen, zu bauen oder zu unterstützen, noch zur Unterstützung irgend eines Predigeramtes gegen seinen Willen beizutragen. Keiner menschlichen Gesellschaft soll es in irgend einem Falle erlaubt sein in Gewissenssachen Vorschriften zu machen oder sich darein zu mischen, und kein Vorzug soll je einem Glaubensbekenntnis oder einer Art und Weise der Gottesverehrung gegeben werden, sondern es soll im Gegentheil die Pflicht der Gesetzgebung sein, solche Gesetze zu geben welche ihr zum Schutze der friedlichen Gottesverehrung einer jeden religiösen Gemeinschaft nöthig erscheinen.

**) „Die Vereinigung der Staatsbürger in Gesellschaften (Association) ist freigestellt und darf von keiner behördlichen Bewilligung abhängig gemacht werden. Dieses Recht darf durch das Gesetz nicht anders beschränkt werden, als insofern seine Ausübung dem gleichen Rechte Anderer, der öffentlichen Sittlichkeit oder dem Staatszwecke überhaupt entgegensteht."

§. 18. Die Giltigkeit der Ehe ist bedingt durch die förmliche Einwilligung beider Brautleute vor der vom Staate zur Aufnahme des Ehevertrages bestellten Behörde.

Eine kirchliche Trauung kann erst nach Schließung der Civil-Ehe stattfinden. Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses ist kein Hindernis der Civil-Ehe.

§. 19. Der Unterricht ist frei 2c.

Keiner religiösen Gesellschaft darf ein leitender Einfluß auf öffentliche Lehranstalten eingeräumt werden.

Wie man sieht hatten die Schlagworte des Tages einen fast ungetrübten Sieg davon getragen, namentlich was deren Angriffe gegen Lehren und Institutionen der katholischen Kirche betraf. Jedes Bekenntnis, jede Religionsgesellschaft war neben ihr frei; bezüglich des Bekenntnisses war nicht einmal die Beschränkung ausgesprochen, daß es nichts enthalten dürfe was den Grundsätzen der Sittlichkeit, dem Wohle der Gesellschaft, der Sicherheit des Staats zuwiderlauft. Staatskirche gab es keine mehr. Der Sonntag brauchte von den inmitten der christlichen Gesellschaft in fast verschwindender Minderzahl wohnenden Andersgläubigen nicht mehr beachtet zu werden. Die kirchliche Trauung war nur facultativ zugelassen. Das Ehehindernis der Religionsverschiedenheit zwischen Christen und Nicht-Christen war gefallen. Klösterliche Lehr- und Erziehungs-Anstalten sollten nicht mehr gestattet sein. Allerdings zwei der dringendsten Wünsche des Radicalismus: Aufhebung der Klöster und Einziehung des Kirchengutes, sah er unerfüllt. Da aber nach §. 22 die „Enteignung (Expropriation) aus Gründen des öffentlichen Wohles" gestattet war und sich überhaupt durch den ganzen Entwurf das römische „Salus reipublicae suprema lex esto" hindurchzog, so war die Hoffnung nicht aufzugeben daß sich mit diesen beiden Handhaben noch manches werde von der Stelle rücken lassen. Allerdings nur unter der Voraussetzung daß an dem vorliegenden Entwurfe keine Änderung in „reactionärem" Sinne vorgenommen werde! Denn bevor derselbe zum Gesetze wurde, hatte er noch folgende Stadien zu durchlaufen: Berathung in den neun Abtheilungen des Hauses; auf Grundlage derselben Überarbeitung im Constitutions-Ausschuße; erste zweite und dritte Lesung und Vollberathung im Hause; Sanction der Krone.

3. Die bürgerliche Ehe und die Vortheile derselben beider (sic!) Geschlechter. Wien im October 1848; 1 Bl. fol. Schmid. Anknüpfend an den §. 18 des Entwurfes: „Es ist endlich einmal Zeit daß man

es nicht mehr duldet, daß intrigante Pfaffen sich in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens mischen, ja mit dem Heiligsten der Gefühle, der Liebe des Menschen schachern".

Glossen zum Entwurfe der österreichischen Grundrechte. Von M. C. O. (Maurus O r t h) Wr. Kirch. Ztg. Nr. 86 vom 17. October, Nr. 98/99 vom 14. und 16. November: „Wir erwarteten mit Recht, der Ausschuß werde solche Grundrechte feststellen, die uns für die Zukunft vor jedem willkürlichen Eingreifen in unsere heiligsten Rechte sichern könnten; wir erwarteten mit vollem Rechte, der Ausschuß werde bei Feststellung der Grundrechte auf die Wünsche und wahren Bedürfnisse der unendlichen Mehrzahl österreichischer Bürger Rücksicht nehmen, nicht aber dem Schreien Toben und Verneinen alles Rechtes und aller Wahrheit von Seiten des Radicalismus in die Hände arbeiten"... Der I. Artikel zeigt nun an den §§. 1, 2 und 22, daß damit „jedweder Despotie und Tyrannei, welche selbst die heiligsten und unveräußerlichen Rechte an sich reißen kann", Thor und Thüre geöffnet würde. Der II. und III. Artikel befassen sich mit der Frage: „Welche Garantie werden die Grundrechte der katholischen Kirche und der großen Majorität katholischer Österreicher für die Wahrung des Glaubens und des gläubigen Lebens, für die Freiheit und Unabhängigkeit des lebendigen Leibes Christi darbieten?" Über §. 18 urtheilt der Verfasser u. a.: „Eine Civil-Ehe welche nicht kirchlich vollzogen ist, ist nichts anderes als Concubinat. Da das Concubinat auflöslich ist und der Staat laut §. 18 die Ehe für einen blosen Vertrag beider Brautleute ansieht, jeder Vertrag aber von den Betheiligten aufgelöst werden kann, so folgt daß die Civil-Ehe auflöslich ist. Gott sei Dank daß unser Volk noch zu religiös ist, als daß es sich mit der blosen Civil-Ehe begnügen würde. Der aufgeklärte städtische Pöbel und die concubinarii werden sich wahrscheinlich allein die Civil-Ehe zu Nutzen machen". Zu §. 19 heißt es: „Vereine von Atheisten, communistische Clubs und Gesellschaften aller Art, kurz alle möglichen Sociationen können einen leitenden Einfluß auf öffentliche Lehranstalten ausüben, nur nicht religiöse Gesellschaften. Uns kommt es wahrhaftig vor, daß diese Scheu vor der Religion nichts anderes ist als der Kampf des Verbrechers um das mahnende Gewissen verstummen zu machen". Der Demagogie, heißt es zum Schluße, möge dieser Entwurf genügen, „weil es sich dieser um keine wahre und geordnete Freiheit und um kein Recht", sondern nur darum handle, im Umsturz alles Bestehenden „alle Gewalt und alle Habe an sich zu reißen. Wenn uns der Constitutions-Ausschuß mit seinen Grundrechten eine solche Freiheit und Zukunft anbahnt, dann suche jeder sein Heil wo er will, nur nicht in Österreich".

XVII.

Pseudo-Religio.

Unter Kaiser Joseph II. war das Freimaurerthum gestattet gewesen. In Wien hatte es mehrere Logen gegeben, die meisten derselben hatten unter der Constitution der Großen Landesloge v. D. in Berlin gearbeitet und nach diesem Muster 1784 auf einer Zusammenkunft mit den böhmischen ungarisch-siebenbürgischen und österreichischen Johannis- und Provinzial-Logen *) eine Große Landesloge von Österreich gegründet, deren Leitung vom Grafen Dietrichstein als Großmeister übernommen worden war. Das alles hatte in den ersten Regierungsjahren Kaiser Franz II. ein Ende genommen der, geschreckt durch die Gräuel der französischen Revolution, die verderblichen Grundsätze des Jacobinerthums und die damit zusammenhängende Verschwörung des Martinovics in Ungarn, alle geheimen Gesellschaften verbot, alle Beamte, alle zur Seelsorge gelangenden Geistlichen, jeden der an einer Universität die Doctorswürde erlangen wollte, einen eidesstättigen Revers ausstellen ließ daß sie mit keiner geheimen Gesellschaft verbunden seien; die Errichtung einer geheimen Gesellschaft oder Theilnahme an derselben wurde polizeilicher Untersuchung und Aburtheilung zugewiesen **). Trotz dieser wiederholten scharfen Erklärungen scheinen sich freimaurerische Anknüpfungen in Wien erhalten zu haben; mindestens rühmte sich dessen der seit mehreren Jahren in Wien ansässige ⁂ Dr. Ludwig Lewis (auch Levis), Lehrer der französ. Sprache an der k. k. Ing.-Akademie zu Wien, als er im Sommer 1848 Anstalten traf die St. Johannis-Freimaurer-Loge zum Heil. Joseph, „welche seit December 1785 im stillen fortgewirkt und ihre Arbeiten nur mit dem Vorbehalt eingestellt hatte ihre Wirksamkeit zu einer günstigeren Zeit wieder zu beginnen", von neuem zu eröffnen. Lewis wandte sich an die schlesische Provinzial-Loge zu Breslau und an die große deutsche Landes-Loge zu Berlin um die Gestattung die Wiener Loge zum heiligen Joseph zu reactiviren, was ihm unter der Bedingung zugesagt wurde

*) Bestand derselben 1784 bei Findel Geschichte der Freimaurerei 3. Aufl. 1870 S. 530 f.

**) Hofkanzlei-Decrete v. 23. August 1798, 27. April, 24. November und 29. December 1801, Minist. Schreiben vom 19. Februar und 18. März 1802, Hst.-D. vom 13. Februar und 30. September 1806.

daß die Staatsbehörde dazu einwilligen werde*). Um dieselbe Zeit gab es ähnliche Bestrebungen in der Hauptstadt Ungarns, wohin die Groß-Loge des eklektischen Bundes zu Frankfurt einen ihrer Beamten mit dem Rituale ihres Systems sandte; der Name der zu errichtenden Loge war „Kossuth zur Morgenröthe des höheren Lichtes"**). Am 30. August suchte Lewis in Wien beim Minister Doblhoff die Erlaubnis zur Wiedereröffnung der Loge zum heil. Joseph an; am 2. September Z. 2436 M. J. erfolgte der Bescheid, daß sich der Minister nach dem bestehenden Vereins- und Associationsrecht „nicht berufen fühle eine besondere Genehmigung hiezu zu ertheilen", zumal er „von der Voraussetzung ausgehe daß diese Verbrüderung staatsgefährlichen Zwecken wohl eher entgegenwirken als dieselben begünstigen werde"***). Auf dieses hin nahm der schlesische Provinzial-Großmeister Professor Dr. J. Kampmann keinen Anstand „in Gegenwart mehrerer Maurer, königlicher Officiere und anderer Brüder" die Wiederherstellung der Wiener Loge zum heil. Joseph feierlich auszusprechen. Die thatsächliche Constituirung zog sich indessen, wahrscheinlich aus Mangel zahlreicher „Brüder" und darum hinreichender Mittel, noch eine Weile hin. Auf dem am 24. September zu Basel abgehaltenen Maurer-Congreß wurde der neuen Wiener Loge nicht gedacht, und auch „einzelne besuchende BBr." werden aus Österreich nicht erwähnt†). Erst am 5. October 7 Uhr abends fand im Graf Harnancourt'schen Hause Nr. 70 in der Teinfaltstraße die förmliche Eröffnung und darnach im Gasthause „im Fischhof" Nr. 519 nächst dem Hohenmarkte in einem eigens dazu gemietheten Zimmer des 1. Stockes ein festliches Brüdermahl statt, wobei es an Tischreden, aber auch an Beglückwünschungs-Telegrammen seitens auswärtiger Logen nicht fehlte. Den Vorsitz führte der schlesische Großmeister, als Meister vom Stuhl fungirte Lewis, als „Redner" der Schriftsteller Dr. Karl Max Baldamus, als 1. und 2. Aufseher der k. k. Hofschauspieler Anschütz und der k. k. Rechnungsrath bei der n.-ö. Staatsbuchhaltung Joseph Sauer; als Schatzmeister der Juwelier Anton Richter; im

*) Lewis Geschichte der Freimaurerei in Österreich; Leipzig 1872 Vollrath 2. Aufl. S. 48 f. 51—56; Wortlaut der am 22. Juli zu Berlin ausgestellten Erklärung S. 58 f.

**) Ebenda S. 49.

***) Wortlaut ebenda S. 58.

†) Asträa 1849 S. 265.

„Brüderverzeichnis“ finden wir außerdem den Custos-Adjuncten im k. k. Naturalien-Cabinet Leopold Joseph Fitzinger, den Schauspieler Anton und den Sparcasse-Beamten Joseph Koberwein, den Sparcasse-Beamten Gustav Brabée*).

Der unmittelbar darnach ausbrechende October-Aufstand störte auch hier die weitere Entwicklung. Während des darauf folgenden Belagerungsstandes verfügte sich der Meister vom Stuhl mit *** Anschütz und mehreren andern BBr. zum Civil- und Militair-Gouverneur FML. Welden und trug ihm die Bitte vor, ihnen die Abhaltung ihrer statutenmäßigen Versammlungen zu gestatten. Welden nahm sie „sehr ungnädig“ auf und gab zuletzt die Erlaubnis, unter der Bedingung daß ihm jeder Logentag angekündigt und sonach in Gegenwart eines von ihm befohlenen Officiers abgehalten werde. Als sie darauf nach der Regel ihres geheimnisvollen Ordens nicht eingehen zu können erklärten und Lewis sich den Vorschlag erlaubte, der Herr FML. wolle selbst Freimaurer werden, wo er sich dann von der Art und dem Geist ihres Wirkens unmittelbar überzeugen könne, wandte ihnen Welden den Rücken und ließ sie gehen**).

Die Freimaurer in Österreich. Von Anton Langer N.-G. Preis 3 kr. C.-M. 2 Bl. 8⁰. Schmid: „Seit undenklichen Zeiten besteht ein Orden in der Welt, dessen Wirksamkeit, weil sie mit dem dichten Schleier des Geheimnisses umhüllt ist, von einem großen Theile des Volkes gefürchtet, von einem kleinen verspottet, von dem allerkleinsten aber anerkannt und gesegnet wird“. Dieser Orden sei die Freimaurerei, deren Anfänge in das Dunkel der ältesten Geschichte zurückreichen. In der ägyptischen Isis-Priesterschaft fänden sich Spuren. „Christus selbst soll Freimaurer gewesen sein, und in der That, die Religion der Liebe die Christus predigt ist das Glaubensbekenntnis der Freimaurer“. Die heilige Vehme auf der rothen Erde Westphalens sei ein Ausfluß der Freimaurerei, der Orden der Tempelherren deren treues Abbild gewesen rc. rc. Die Ziele der Freimaurer seien die erhabensten edelsten. „Die Absicht zu verwirklichen welche Christus hatte als er sprach: Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium den Völkern“, darin liege die Bedeutung dieses gesegneten Bundes, der sich als „das absolute Gegentheil jener Liguorianer-Pfaffen“ darstelle. „Die Liguorianer wollten die Dummheit des Volkes, die Freimaurer dessen Aufklärung. Die Liguorianer wollten Geld zusammenscharren, die Maurer geben ihren letzten Kreuzer für die Dürftigen her. Die Liguorianer hatten

---

*) Lewis a. a. O. S. 161—165, 208 f.

**) Ebenda S. 56.

ihre allergrößten und geheimsten Geheimnisse mit Weibern, die Maurer schließen die Weiber von den Geheimnissen aus. Die Liguorianer waren bornirt gefräßig wollüstig; die Maurer sind klar mäßig keusch. Österreicher, ich glaube die Wahl wäre nicht schwer und der Tausch ein guter".

Maurerei und Christenthum; Deb. Ztg. Nr. 74 vom 20. September S. 294: „Die Gesellschaft der Maurer braucht nicht, wie uns Lassing an Frank berichtet, eine Ewigkeit alt zu sein, es ist völlig gleichgiltig ob Noah Zoroaster Salomon oder der Israelite Moses oder wer immer als ihr Bildner den Blinden oder Halbsehenden gezeichnet werde — ihr Wollen, ihr Wirken zeigt uns daß sie ein Ausfluß Gottes sind. Was wollen sie? Die Menschheit mit einem Bande der Bruderliebe umwinden, ihr die Segnungen dieser hohen Liebe schenken nach den Grundsätzen der Humanität! Was wollte Gott bei seiner Schöpfung als beglücken, was wollte der Erlöser als beglücken?.. Heil dir du frommes einfaches Kirchlein, du stehst fest, keine Macht der Hölle wird dich überwältigen! Siegreich strahlt deine Fahne in allen Nebeln, in allen Stürmen, und ziehst du dich auch oft scheinbar zurück, es ist das freche Berühren des Wahns und der Bosheit, aber dein ist der Sieg — denn sehet:

Der Stein ist weg, das Grab ist leer,
der Tod hat keinen Stachel mehr!"

Emanuel. Maurerloge in Wien; ebenda Nr. 77 vom 23. September: ... „Da wo sie wirken, ist Segen und Gedeihen der Nationalwohlfahrt immer mit ihnen gekommen — aber auch größtentheils mit ihnen gegangen. Wäre der Verein edler Maurer, von Joseph geliebt und gestützt, nicht von dessen ihm ganz ungleichen Neffen aufgelöst worden, wahrhaftig um unser Vaterland und dessen sociale Verhältnisse stünde es tausendmal besser. Mit Freude begrüßen wir das Entstehen der Loge oder vielmehr deren Neubelebung, die den alten Namen ihres Gründers Joseph führen wird ... Vielleicht sehen wir auch bald im Oriente von Brünn und Prag durch die Strahlen der lieblichen Freiheitssonne das Bäumchen neue Zweige treiben; in Pesth ist dieses trotz den Stürmen der Zeit, wie man uns berichtet, wirklich der Fall" ...

* * *

Der Deutsch-Katholicismus hatte, wie wir uns erinnern*), von allem Anfang der Bewegung zeitweise von sich reden gemacht; es war jedoch, wie man sich heute auszudrücken pflegt, mehr nur akademisch gewesen. „Draußen im Reich" war der Deutsch-Katholicismus so ziemlich eine abgethane Sache, sein Schöpfer und Meister hatte längst abgewirthschaftet. „Von Arius dem Ketzer-Patriarchen wird erzählt, er habe in

*) Siehe Jahrg. 1882 S. 181 f.; 1883 S. 127, 146; 1884 S. 163.

einer Cloake geendet", ließ sich die Augsb. Post-Ztg. am 3. Juni aus Frankfurt a. M. schreiben, „Ronge ist nun vollends in dem Pfuhl des Pöbels untergegangen. Gehen Sie jeden Abend nach dem s. g. Essighause, einer Bierkneipe am Friedberger Thor, dort kann man ihn finden in der Mitte seiner Getreuen. Eben zieht den Halbbesoffenen ein Arbeiter am Arm hervor: Jetzt Hans halt' uns eine Predigt! Der Reformator besteigt einen Tisch, sein Trinkglas in der Hand, hält eine Rede und bringt am Ende einen Toast in dieser oder jener üblichen Form auf all die irdische Glückseligkeit aus, in deren künftigen Besitz sich der Pöbel träumt; dann läßt er sich wieder zu seinen brüllenden Kameraden herab und um zwei Uhr nachts bricht er wohl gar schon aus der Kneipe auf. So weit geht der Scandal daß, als Ronge jüngst in der deutschkatholischen Kirche predigen wollte, ihn die Gemeinde gar nicht annahm, sondern ihm die Thüre zu Kirche und Kanzel zuschloß" *).

Der am Rhein verkannte Prophet sollte an der Donau zu neuem Ansehen gelangen. Schon zu Anfang Juni war er in Wien angekündigt und erwartet worden. Am 7. hatte zuerst das „Wiener Tageblatt" Nr. 2 S. 4 seinen Lesern mitgetheilt: „Johannes Ronge, der Stifter des Deutsch-Katholicismus, soll angekommen sein", und zwei Tage später war in der „Barricaden-Ztg." Nr. 3 S. 4 die ironische Notiz zu lesen: „Johannes Ronge ist von den Klosterneuburger Pfaffen eingeladen worden in ihrer Kirche seine erste Predigt zu halten". Es scheint aber nichts an der Sache gewesen zu sein, öffentlich aufgetreten ist er in jenen Tagen jedenfalls nicht. Wenn daher die Behauptung seiner Anwesenheit nicht auf einem Misverständisse beruhte, so sollte sie wohl ein Fühler sein, ein Versuch den Boden zu sondiren. Vorbereitungen solchen Schlages wurden auch in anderer Weise betrieben. „Ronge wird erscheinen", verkündeten pomphaft die Einen, „der Mann des Lichts welcher dem Gesetze die Natur, dem Gebrauch die Vernunft, der Meinung das Gewissen, dem Irrthum das Urtheil entgegengesetzt". Ronge werde in Österreich sich zeigen, erläuterte ein anderer; er werde erscheinen ohne Gefängnis und Galgen oder den Dolch des Meuchelmörders fürchten zu müßen, wie zu Zeiten des verruchten Metternich, der ihm die Gränzen Österreichs zu überschreiten „bei Todesstrafe" verboten und einen Preis von hundert Ducaten auf Ronge's Kopf gesetzt hatte; aber es habe sich

*) S. auch Wr. K. Ztg. Nr. 46 vom 15. Juli S. 184.

glücklicherweise niemand gefunden der den Dolch gegen den Verkündiger der Wahrheit gezückt hätte. Die Dritten beschrieben sein Leben und seine Thaten, stellten ihn als den vortrefflichsten der Menschen, als den reinsten Charakter hin, was schon seine ausgezeichnete Erscheinung, sein edles Antlitz, „von schwarzem wallenden Haar umrahmt", erkennen lasse ꝛc.

Johannes Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi von Trier, Laurahütte 1. October 1844. Wien Kaulfuß Ww. Prandel & Cie., 8°, 4 S.

Lagout Die reine wahre Religion der Vernunft und Johannes Ronge's Leben Thaten und Wirken; 1 Bl. fol. Lell: „Aus der niedersten Classe des Volkes hervorgegangen beschäftigte er sich in zarter Jugend, während er die Schafe hüten mußte, viel mit dem Katechismus und der biblischen Geschichte. Mit stillem Fleiß studierte er an der Universität zu Breslau die Theologie, und war auch gleich unseren heldenmüthigen Studenten Vertheidiger seines Vaterlandes ... In kurzen Intervallen erschienen von ihm sieben großartige Schriften, wodurch er die gebildeten Katholiken von Rom loszureißen suchte. Alle seine Werke athmen von einer begeisternden Beredsamkeit und bezwecken Entfernung der Misbräuche, Aufhebung der Klöster, des Coelibats ꝛc." ... Es war kein glückliches Augurium für den Propheten und dessen Wiener Verhimmeler, daß der Aufsatz Lagout's mit wenig Änderungen in einem Blatte das einen gar zu bescheidenen Titel führte abgedruckt wurde, nämlich:

Johannes Ronge. Der politische Esel Nr. 3 vom 11. August S. 10 f. Unterzeichnet war der Artikel: „Die Redaction". Geleitet war „der politische Esel" von dem verantwortlichen „Treiber H. Grinzinger" und dem „Eselsreiter M. Kahlenberger".

Die Deutsch-Katholiken; Omnibus Nr. 47 vom 19. August: „Gewaltige Zeitfragen finden zu ihrer Lösung immer mächtige Charaktere die ohne Furcht und Zagen vor menschlicher Widerspänstigkeit und Bosheit willig und freudig Gut und Leben ihren Überzeugungen opfern. Märtyrerblut ist jederzeit die fruchtbarste Propaganda. Savonarola's und Hus' Scheiterhaufen haben sicherlich mehr Proselyten gemacht als zehn Canonisirungen päpstlicher Heiligen". Ein solcher Mann nun sei in unsern Tagen in Johannes Ronge erstanden!

Kein Papst mehr und das Aufgehen einer neuen Sonne durch Johannes Ronge. Von C. Heinisch deutscher Katholik; Stud. Ztg. Nr. 31 (Sonntag 20. August): „Wie wir ‚deutsch' sein wollen, so soll es auch unsere Kirche sein. Was ein schlichter Priester Johannes Ronge unter Gefahr und Mühe schon vor Jahren zu verkündigen gewagt, muß an die Stelle des römischen Cultus treten, der Deutsch-Katholicismus. Da tritt die wahrhafte Gottheit, welche sich in dem Geist jedes Einzelnen zu erkennen gibt, auf und die Heuchelei schleudert ihre Maske weg vor dem Lichte der Wahrheit und der reinen Vernunft. Möge die Theilnahme der Bewohner Wiens an dieser Lehre bald eine allgemeine werden, alte Weiber und Schwachsinnige nur können einem herz- und geisttödtenden Pfaffenthum treu bleiben".

Jellinek Kritik des Deutsch-Katholicismus; Radicale Nr. 57 vom 23. August S. 232 f. Der Verfasser will untersuchen: „ob die religiöse Bewegung der Deutschkatholiken auch nur einen Satz aufzuweisen hat, der dem Manne aus dem Volke ein anderes Bewußtsein, als er jetzt hat, zu geben im Stande wäre“, und liefert den Beweis daß dies nicht der Fall sei. Ronge stelle eine Menge Behauptungen auf, aber erspare sich die Beweise dafür. „Als Spinoza den Kampf gegen die theologische Anschauung der Schöpfung der Welt richtete, da hat er sich leider mit Beweisen abgeben müßen. Als Cartesius in der Freude die ihm seine astronomischen Anschauungen gewährten ausrief: Gebt mir Materie und ich will euch eine Welt schaffen! da konnte er freilich diesen Satz erst aussprechen nach Vollendung ungeheuerer Arbeiten. Als Luther die schmalkaldischen Artikel schrieb und das ganze Feuer seines entbrannten Zornes auf das Haupt des Papstes ausschüttete, da hatte er früher, vom Standpunkte seiner Theorie aus, die alten religiösen Autoritäten gestürzt gehabt. Bis zum Jahre 1844 ist kein Mann in der Geschichte aufgetreten der durch ein bloses Wort die Menschen zu reformiren unternommen hätte“. Zum Schluße meint Jellinek: „Der Kampf gegen die römische Kirche könnte heutzutage von Bedeutung werden, wenn ihr bewiesen würde daß das Concil von Trient nur eine Schöpfung des 16. Jahrhunderts ist, d. h. wenn gezeigt wird daß das katholische Dogma nur der Gegensatz zum Protestantismus ist und sein konnte . . . Sollen wir aber Ronge etwa zumuthen dieses Werk zu übernehmen? Keineswegs; denn dazu gehören ungeheure Kenntnisse die Ronge vorläufig noch nicht besitzt, dazu sind Fähigkeiten nothwendig die Ronge auch nicht hat d. h. zu einem solchen Werke fehlt ihm wenigstens bis jetzt alles!“

Herr Johannes Ronge und seine „neue Religion“. Charakterisirt von J. P. Lyser; 1 Bl. fol. Keck u. Sohn. Lyser hatte nach dem ersten Auftreten des Apostels aus der Laurahütte für den „Luther des neunzehnten Jahrhunderts“ geschwärmt und irgendwo in Dresden oder Leipzig ein Abbild von ihm, aber nach einem falschen Modell, entworfen, woraus dann, als vom wahren Ronge gegen jenen „Pseudo-Ronge“ Einsprache erhoben und mit gerichtlichen Schritten gedroht worden, Erörterungen und Auseinandersetzungen sehr unangenehmer Art hervorgegangen waren. So ist denn auch unser Flugblatt von Gift und Galle gegen Ronge angefüllt. Zum Schluße heißt es übrigens ganz richtig: „Johannes Ronge ist jetzt auf dem Punkte angelangt, wohin der große Skeptiker David Strauß hätte gelangen müßen, besäße er so wenig Charakter und so wenig classische Bildung wie Ronge. Ronge ist über das was er will entweder selbst völlig im unklaren oder er ist so feig und unredlich es nicht offen auszusprechen. In dem Deutsch-Katholicismus, wie er jetzt ist, ist auch nicht der geringste sittliche religiöse Gehalt, vom Christenthum keine Spur und das Ceremoniel seines Gottesdienstes eine wirklich empörende Lüge, da es ohne allen Glauben, wie z. B. sein Meßopfer, verrichtet wird. Von der Uneigennützigkeit Ronge's brauche ich nichts zu sagen! Ich erinnere nur an seine wüthende Protestation gegen jene Stelle in den Zeilen

des ‚Pseudo-Ronge', der zufolge derselbe erklärt hätte, er wolle keine Sammlungen zu seinen Gunsten veranstaltet wissen. ‚Im Gegentheil!' schrie der wahre Ronge. Und dies, Wiener, ist euer neuester Prophet!"

Thatsache ist daß bald nach diesem Zeitpunkte die Frage des Deutsch-Katholicismus, die vordem nur sehr abgerissen und vereinzelt angeklungen worden war, mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt und allmählig auf die Tagesordnung der öffentlichen Angelegenheiten Wiens gesetzt wurde. Zwar der bekannteste unter den einheimischen Anhängern dieser Secte blieb still. In einem Vortrag, den Dr. Franz Schuselka am 19. Juni im großen Saale des Odeon „über die Lage Österreichs" hielt, glitt er über die in jener Zeit schon sehr viel besprochene Kirchen- und Kloster-Frage hinweg, was ihm als tactvoll nachgerühmt wurde, da er eben als Deutsch-Katholik in derlei Dingen nicht als unparteiisch gelten konnte. In Wahrheit war Schuselka seit Jahren nicht mehr derselbe der er bei seinem ersten Zusammentreffen mit Ronge in Weimar, bei Constituirung der deutsch-katholischen Gemeinde in Hamburg, ja noch zu Pfingsten 1847 bei der zweiten Deutsch-Katholiken-Versammlung zu Berlin *) gewesen war. Schon seit dem Auftreten in Hamburg war er an Ronge irre geworden, und noch weniger theilte er die Richtung welche dieser seit dem Umschwung 1848 eingeschlagen hatte. Schuselka war deshalb in Zeitungen und Flugblättern, über welche der Deutsch-Katholicismus gebot, Zielscheibe der heftigsten Angriffe; er galt als geistig beschränkt, kirchlich unduldsam, er wurde des Zelotismus, des Muckerthums beschuldigt. Besonders heftig that dies Karl Scholl, Prediger in Mannheim, der ihn in einer nach Schuselka's eigenem Urtheil „sehr gelehrt geschriebenen mit vielen biblischen Citaten geschmückten" Brochüre leidenschaftlich angriff und ihm dabei die Ehre erwies ihn „mit einem in der Apostelgeschichte eine Rolle spielenden orthodoxen Bekenner zu vergleichen". Nach diesen Vorgängen legte sich Schuselka, hinsichtlich der Sache der er zuvor mit der ihm eigenen Überzeugungstreue und Aufrichtigkeit seine volle Kraft gewidmet hatte, nunmehr die größte Zurückhaltung auf und versagte sich „mit blutendem Herzen" jede Theilnahme an der Wiener deutsch-katholischen Bewegung **).

*) Blum und Wigard Die zweite allgemeine christkatholische Kirchenversammlung &c. Leipzig 1847 Wigand. S. 12 f. 38, 51 et passim.

**) Schuselka Revolutionsjahr S. 331 vgl. mit dessen Abfall und Rückkehr in „Neue Weckstimmen" 1882 April S. 21 f.

Um so rühriger war man von andern Seiten, selbst außerhalb Wien. In einer Linzer Correspondenz des „Gerad' aus" Nr. 28 S. 3 stand geschrieben: „Das Ärgernis, welches viele redliche Menschen an dem unverschämten Treiben der pfäffisch gesinnten Partei nehmen, ist so stark daß bereits einzelne Personen zum Protestantismus übergehen. Der Deutsch-Katholicismus wird auf diese Weise viele offene Bekenner finden." Kein Papst und keine Kirche mit ihren lästigen Geboten und Gebräuchen, keine Messe, keine Fasten und Ceremonien, keine Ohrenbeicht und kein Ablaß, keine Hölle, kein Fegefeuer, kein Satan. Eine Menge von Tractätlein über diese Themata, klein Octav, bei Joseph Keck und Sohn unter den verschiedensten Titeln gedruckt, aber auch größere Broschüren, symbolische Darstellungen mit verkehrt angewandten Bibelsprüchen u. dgl. wurden auf den Wiener Markt geworfen. Natürlich erfuhren darin das Mönchthum und der Cölibat die albernste und zugleich gehäßigste Behandlung. Vom Luther des sechzehnten Jahrhunderts kam man auf jenen des neunzehnten: „Seit der Reformation hat die römische Kirche keinen so niederschmetternden Schlag erlitten als durch das Trierer Drama, das Ronge und Czerski heraufbeschworen". Eine neue Kirchenspaltung sei im Anzug, an die Stelle pfäffisch-dogmatischer Feststellungen werde eine neue, die reine Religion der Vernunft treten. „Moral, die reine ungekünstelte Christus-Lehre muß gepredigt werden, das ewige Gewimmer von Buße Gnade Glauben Erlösung und Sünde muß verstummen. Wir werden die Worte Jesu ‚Liebet Gott über alles und den Nächsten wie euch selbst' in ihrer Wahrheit und Reinheit auffassen und in einer allgemeinen Lehre auf dem Neubau der Kirche in innigster Vermählung mit dem Geiste Gottes uns als Brüder umarmen".

St. Petrus Ermahnung die heilige Schrift zu lesen; kl. 8°, 15 S. Jos. Keck u. Sohn.

Bist du ein Christ? Höchst wichtige Frage **an Alle** welche sich C h r i st e n nennen.

„In Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern eine neue Creatur. Gal. 6, 15.

Ebenso 8 S.

Brauchst du einen Freund? Ebenso 4 S.

Die Messe. Ebenso 16 S.

Der Priester und die Bibel, oder: Warum verbietet ener Priester das Wort Gottes zu lesen? Ebenso 8 S. Andere Auflage Quer-fol. als Placat. Nachdruck einer in kleinerem Format unter demselben Titel bei Dr. Marriot in Basel erschienenen Flugschrift.

Wo steckt der Fehler? Eine Geschichte. Ebenso 8 S., 2 Aufl.

Stimmen aus den ersten christlichen Jahrhunderten für das Lesen der heiligen Schrift. Wien 1848 Sommer; kl. 8°, 16 S.

Forschet in der Schrift: Joh. 5, 39. Quer-Doppel-fol. Sommer. Auf dem in meiner Sammlung befindlichen Exemplar steht mit Bleistift geschrieben: „Im Juli 1848 an einem Sonntag früh gekauft C. Lgr. (Karl Langer, der vielverdiente Anatom, jüngst als k. k. Hofrath verstorben, damals Assistent bei Hyrtl). Der Holzschnitt stellt einen Priester auf der Kanzel, einen zweiten vor dem Hauptaltar, seine Arme gegen die knieende Gemeinde ausbreitend, dar; an jedem verfügbaren Platze sind Bibelsprüche nach der Übersetzung des Dr. Leander van Eß angebracht.

Glaubensbekenntnis eines Jungchristen; 1 Bl. kl. 4° Wallishauser. Der letzte Artikel lautet: „Ich glaube an die Nothwendigkeit eines religiösen Strebens der Völker, und an ein unsterbliches Leben der Seele in den Gebilden der Schöpfung — Amen".

Papst und Kirche, Religion und Priesterthum. Ein Beitrag zur zeitgemäßen Reform der Kirche. Wien 1848, Sallmayer & Cie; 8°, 41 S., 1 Bl. Inhalt.

Die Ankunft des Menschensohnes! Ein Wort zur rechten Zeit an Pfaffen Geistliche und die Denkenden aller Nationen Confessionen und Stände von Emanuel Paulus.

Auf Adler dich zur Sonne schwing',
Dem Publicum dies Blättchen bring'!
Es ist für Papst und Clerisei,
Für Pastor Senior und derlei — ! —
Genug es ist für jedermann,
D'rum kauf's wer Wahrheit lieben kann. Nach Goethe.

Wien 1848 A. Wenedikt; 8°, 8 S.

Gleichwohl wünschten die Anhänger seiner Lehre Ronge's Ankunft augenblicklich noch nicht; „besser wäre es", schrieb der „Postillon" (Nr. 8 vom 11. Juli S. 31), „wenn er ein wenig zuwarten und uns späterhin beehren wollte, da wir jetzt mit den politischen Wirren genug zu thun haben ohne der religiösen dazu zu bedürfen". Dieses letztere Geschäft zu besorgen fanden sich inzwischen Leute in Wien selbst.

Zeiten außerordentlicher Aufregung und Bewegung bringen es mit sich, daß sich Charaktere in ihrer wahren Gestalt entfalten, die in geordneten Zeitläuften unter der Hülle hergebrachter Sitte und Convenienz verborgen geblieben wären. Wir haben eines dieser Beispiele an Füster beobachtet, wir haben ein zweites an Hermann Pauli vor uns*). Zu Wien am 11. Januar 1814 geboren ist er in den geistlichen Stand

*) Das Folgende nach den durch dankenswerthe Güte des Herrn Kanzlei-Directors Prälaten Franz Kornheisl mir zur Einsicht geliehenen fürst-erzb. Consistorial-Acten.

wohl kaum aus eigener Wahl, sondern nach dem Willen seiner Eltern getreten. Nach empfangener Priesterweihe 17. Juli 1837 nacheinander zu Seefeld Großharras Weikersdorf Sitzendorf Gloggnitz in der Seelsorge verwendet, finden wir ihn 1845/6 als Provisor der Pfarre Schottwien, wo er bei der Einsammlung der Intercalar-Einkünfte mit mehreren der Pfarrlinge in unangenehme Berührung kommt. Nach der Wiederbesetzung des erledigten Postens gibt es April 1846 einen Auftritt zwischen ihm und dem neuen Pfarrer; er verklagt diesen beim Fürst-Erzbischofe der den provis. Neunkirchner Dechant Jacob Ernst Pfarrer in Gloggnitz mit der Untersuchung und Schlichtung dieses Streitfalles betraut. Es gelingt zwar dem Dechant zwischen Pfarrer und Cooperator eine „vollkommene Aussöhnung“ zuwege zu bringen; doch erstattet er sein Gutachten dahin, daß es um beider Theile willen, sowie wegen der vorangegangenen Misstimmung der Gemeinde gegen Pauli, besser wäre dem letztern einen andern Posten anzuweisen. Pauli kommt im September 1846 als Cooperator nach Pillichsdorf und noch im selben Monate in die Wiener Vorstadt Erdberg. Im August 1847 bittet er das Consistorium um Erlaubnis zu einer Reise in das nördliche Ungarn, die ihm jedoch, da „die Nothwendigkeit dieser Reise und die erforderliche Aushilfe in der Seelsorge nicht ausgewiesen“ erscheint, verweigert wird. Einige Wochen später tritt er um die erledigte Pfarre Au am Leitha-Gebirge in Bewerbung, kann aber „wegen Mangels des erforderlichen Ausweises über die gut bestandene Pfarrconcursprüfung“ nicht berücksichtigt werden, Consist. Erlaß vom 6. October 1847 Z. 6623.

Da bricht die Revolution aus und nun beschließt er die Krücken von sich zu werfen, an denen er sich bisher mühsam und verdrossen durch die seelsorgerlichen Verpflichtungen geschleppt hatte. Er weiß sich vom Med. Dr. Andreas Ried, Landstraße Nr. 396, ein vom Landes-Protomedicus Regierungsrath Dr. Jos. Johann Knolz bestätigtes Zeugnis zu verschaffen, daß er wegen Blutspeiens und fortwährender Brustbeschwerden „einer mehrmonatlichen Ruhe und sorglichen Pflege bedürfe“, und reicht schon am 18. März 1848 beim Consistorium die Bitte ein „vom Dienste der Seelsorge baldmöglichst enthoben zu werden“. Das Consistorium beschließt am 8. April Z. 2363 diesem Ansuchen „bis zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit“ Folge zu geben, und am 20. darauf meldet der Pfarrer Franz Schmidmayer vom Erdberg „daß der Herr Cooperator Pauli am 19. hier aus der Seel-

sorge ausgetreten ist". Die angegriffene Gesundheit Pauli's war eine Lüge, das ärztliche Zeugnis ein falsches. Das zeigte unmittelbar darauf sein Benehmen. Der 20. April war der grüne Donnerstag, zwei Tage später fährt er mit dem Mittagszug nach Gloggnitz. Im Coupé trifft er ein ohne Zweifel aus seiner früheren Seelsorge ihm bekanntes Frauenzimmer aus Schottwien, die, wie sie darnach den Ihrigen mittheilt, „mit Entsetzen" aus seinem Munde Äußerungen vernimmt: „heuer werde wohl zum letztenmal die Dummheit der Auferstehungsfeierlichkeit getrieben; denn so wenig es möglich sei aus einem Quadrat einen Cirkel zu machen, so wenig könne ein wirklich Verstorbener wieder zum Leben kommen; er sei nur froh daß er sich jetzt nicht mehr in der nothwendigen Lage befinde solch dummes Geplauder von der Kanzel zum besten zu geben". Gegen Abend in Gloggnitz angekommen begibt er sich zum Mühlenbesitzer Joseph Müller in Siring nächst Kranichberg wo er übernachtet. Am Ostersonntag tritt er, ohne eine Messe zu lesen, was den schlichten Leuten sonderbar auffällt, einen Fußmarsch nach Pettenbach an, wo in einem Bauernhofe die Tochter und eine Magd allein zu Hause sind, und macht diesen unsittliche Anträge, indem er ihnen Geld verspricht. Die Tochter weist ihn ab: „er möge sie nicht aufhalten, da sie das Essen zu bereiten habe, das für ihre Leute, sobald diese aus dem Gottesdienste zurück wären, fertig sein müße". Er bestellt sie für Nachmittag zu der Capelle im Walde bei Klamm, was sie ihm, um ihn loszuwerden, zusagt. Am Nachmittag treibt er sich, nachdem ihn die Schöne im Stich gelassen, im Payerbachgraben herum und macht mit gotteslästerlichen und aufwieglerischen Reden in mehreren Häusern Scandal, was die Leute noch spät am selben Abend dem Pfarrer in Payerbach hinterbringen. Dieser macht am andern Morgen weitere Anzeige und von den Verwaltern zu Gloggnitz und zu Payerbach ergehen Aufforderungen an die Gutsunterthanen den gefährlichen Menschen festzunehmen und einzuliefern; den gleichen Auftrag erhält die k. k. Finanzwache. Am Ostermontag, wieder während des hohen Gottesdienstes, sehen wir Pauli abermals auf dem Wege nach Pettenbach, wo aber die Tochter, als sie ihn kommen sieht, alle Thüren verschließt. Er geht um das Haus herum, ein benachbarter Bauer, ohne Zweifel von dem gestrigen Vorfalle unterrichtet, tritt auf ihn zu: „was er da wolle?" Er habe hier irgendwo Geld verloren, erwidert Pauli, das er nun suche. Er fand es aber besser das Feld zu räumen. Einigen Leuten theilt er mit, er habe eine Reise nach Sieben-

bürgen vor und fährt am Dienstag nach Ostern von Gloggnitz mit dem Mittagszuge nach Wiener-Neustadt ab.

Dechant Ernst von Gloggnitz unterläßt nicht, von all diesen Umtrieben dem fürst-erzbischöflichen Consistorium Bericht zu erstatten, von welchem Pauli zur Verantwortung vorgefordert wird, 2. Mai Z. 3493. Das versiegelte Decret wird dem Pfarrer vom Erdberg zugestellt, da ihm Pauli's Aufenthalt „bekannt sein dürfte". Das war aber nicht der Fall, und da auch keiner von Pauli's Brüdern zu erfragen ist, so wandert der Erlaß uneröffnet in die Consistorial-Kanzlei zurück. Erst Anfang Juni taucht Pauli bei seiner Mutter in Himberg wieder auf, liest an keinem Tage Messe, erklärt aber daß er um eine Cooperatorstelle auf dem Lande eingekommen sei. In der That bittet er, Wien den 3. Juni, „da er mit Blutspeien nicht weiter belästigt werde", um Wiederverwendung im Seelsorgedienste, was seitens der fürst-erzb. Kanzlei mit der Aufforderung, Montag den 19. 10 Uhr VM. „unausbleiblich" vor dem Consistorium zu erscheinen, beantwortet wird, 15. Z. 4557. Pauli erscheint nicht; statt seiner kommt ein aus „Wien 19. früh" datirtes an den Kanzleidirector Canonicus Eckelhart gerichtetes Schreiben: „Ich hatte erst Sonntags Frühe das Consistorial-Decret wegen unausbleiblicher Erscheinung erhalten, so zwar daß ich noch nicht Muße hatte gehörig darüber nachzudenken". Das Nachdenken währt lang, ja will zu keinem Schluße führen, während sich Pauli in der Umgebung von Wien und Himberg herumtreibt, nur wenig bei seiner Mutter verweilt, die über den sonstigen Aufenthalt ihres „geistlichen Sohnes" dem Dechant Franz Treiber nichts näheres mitzutheilen weiß; zeitweilig erscheint er seiner Wäsche halber bei seinen auf der Wieden kleine Neugasse Nr. 583 wohnenden Schwestern. Eine dritte Vorladung, 25. Juni Z. 4615, für Freitag den 30. mit der angefügten Warnung: „als Sie sich im Weigerungsfalle die unangenehmen Folgen selbst zuzuschreiben haben würden", bleibt ohne Erwiederung und Folgeleistung. Statt dessen geschah gegen Ende Juli von Pauli's Seite ein Schritt, welchem gegenüber das Wiener Consistorium nicht länger zuwarten konnte. Er kündigte nämlich für Sonntag den 30. einen Vortrag an, den er in einer der Wiener Vorstädte halten wolle, was er dann Sonntag für Sonntag wiederholen werde. Nun erfloß aus der fürst-erzbischöflichen Kanzlei, 3. August Z. 5325, unterzeichnet vom General-Vicar Pollitzer und vom Kanzlei-Director Eckelhart, ein Rundschreiben an sämmtliche Bezirks-Dechante Stifts- und Kloster-Vorsteher

sowie Kirchen-Directoren der Diöcese, laut dessen sich dieselbe „in die Nothwendigkeit versetzt" finde, „den Weltpriester Hermann Pauli ab omni exercitio ordinis et jurisdictionis zu suspendiren", wovon sie für den Fall, als er in ihrem Bezirke „eine priesterliche Function vornehmen wollte", zur „Darnachachtung" Kenntnis zu nehmen hätten.

Mittlerweile scheint Pauli seine apostolischen Fahrten durch die Wiener Vorstädte begonnen zu haben. Natürlich stand dem Abtrünnling kein katholisches Gotteshaus offen, und so fanden denn die ersten Versammlungen in größern Wirthshausräumlichkeiten statt, „zum Vogel" in Mariahilf Josephigasse, „zum Straußen" in der Josephstadt, bei der „Schäferin" in Gumpendorf. Mit Recht bemerkte witzig die Wr. Kirchenzeitung (Nr. 60 S. 240): „Bei uns fängt das Deutsch-Katholikenthum dort an, wo es im übrigen Deutschland aufgehört hat — in Wirthshäusern und Kneipen". Pauli war ein verschrobener Kopf, weder sich noch andern klar, nicht ohne Wissen, aber alles wie Kraut und Rüben durcheinander, was die Franzosen „une bibliothèque renversée" nennen. Dabei war er körperlich eine unbedeutsame Erscheinung, keine sprechende Gesichtsbildung, kein wohlklingendes Organ. Er war in eine Art schwarzer Soutane gekleidet und trug einen Knebelbart, dessen schüchterne Anfänge von dem Tage seines Austrittes aus der Seelsorge datirten. Seit dieser Zeit hatte er, ihn reden zu hören, „die Elemente zur Begründung einer menschlich-vernünftigen Religion" untersucht und dieselben in der „Anwendung des Gewissens auf das praktische Leben" gefunden. Er glaube an Jesum „unsern Heiland" und verehre ihn „als den edelsten Lehrer der reinen Menschenliebe"; die Bibel sei ihm „ein Buch welches einestheils die Geschichte längstvergangener Zeiten bewahrt, anderntheils auch den Ursprung und die erste Entwicklung des Christenthums berichtet, woraus wir das mit der Vernunft vereinbarliche herausnehmen". Den Weg dahin zeige der Deutsch-Katholicismus, das abschreckende Widerspiel desselben sei das römische Papstthum. „Die deutsch-katholische Kirche", rief er aus, „wird so gewiß die römisch-katholische vernichten, als es kein Zweifel ist daß ein junger Löwe einen alten Esel überwinden wird". Es war wohl, um die Selbstvorwürfe in seiner eigenen Brust zu übertäuben, seinen Abfall vor sich selbst gewissermaßen zu rechtfertigen, daß er sich so gemein und roh gegen die heilige Gemeinschaft ausließ, aus der er geschieden; eines seiner beliebten Themata war „die Nichtswürdigkeit der meisten römischen Pfaffen".

Aber gerade dadurch war er der Mann des Tages. Auf Platz und Straßen riefen die Flugschriftenweiber den Vorübergehenden an: „A neiche Religion — um an Kreuzer!" Die radicale Journalistik schwärmte für ihn. Am 10. August, berichtete Hermann Doppler in der Allg. Straßen-Ztg. Nr. 68 vom 13. S. 271 f., habe „der berühmte Deutsch-Katholik" Pauli im Saale „zum Sträußl" unter großem Andrang eine prachtvolle von stürmischen Beifallsbezeigungen wiederholt unterbrochene Rede gehalten; er nenne seine neue Lehre „die Religion des Gewissens". Auch die Wr. Ztt. (Nr. 162 vom 12. S. 649: Eduard Breier: Briefe aus Wien X) und der „Omnibus" (Nr. 42 vom 12. S. 167: Julius Krenn Der Deutsch-Katholicismus in Wien) berichteten über diese „erste Versammlung" der deutsch-katholischen „Convertiten", deren Zahl bereits auf 600 gestiegen sei: „Ach Gott, ach Gott, was wird Pater Brunner zu diesen Leuten sagen?" Sonntag den 13. 8 Uhr morgens sollte Pauli im Gasthaussaal „zum Vogel", neuerdings „religiöse Vorträge" halten, was die jungen Herren vom Studenten-Courier A. Buchheim, Oskar Falke, Moriz Smetazko, „mit dem freudigsten Jubel" begrüßten (Nr. 16 vom 12.). Gleichwohl fehlte es, selbst aus dem Schoße der radicalen Journalistik auch jetzt nicht an abmahnenden Stimmen, vorzüglich mit der Begründung, daß man mit der Lösung der politischen Fragen genug zu thun habe, um nicht einen neuen Zwiespalt der Meinungen über religiöse Dinge aufkommen zu lassen.

Die Religion für Deutsch-Katholiken. Von P. H. (Pauli Hermann). Presburg 8⁰, 24 S. — andere Auflage ohne Verfasser-Chiffre; Wien Lell 8⁰, 19 S.

S— Sollen wir Deutsch-Katholiken werden? Apostel Pauli und sein Katechismus; 1 Bl. fol. Ludwig: „Pauli lehrt uns eine Religion die eigentlich gar keine Religion ist; er sagt uns, daß nur das wahr und heilig sei was wir für wahr und heilig halten. Was jeder denkt und fühlt hofft und glaubt, das ist nach ihr dessen Religion . . . Ronge kommt diese Tage nach Wien. Wir werden ihn hören. Ist er ein Pauli, so mögen die römisch-katholischen Priester nicht länger auf den Kanzeln gegen diese neue Lehre eifern; denn er ist bei der Unmöglichkeit einer solchen Religion nicht gefährlich".

Die Deutschkatholiken in Wien; Gassen-Ztg. Nr. 71 vom 16. August: „Da habt Ihr's! Kaum daß einiger Friede in die weltlichen Dinge getreten ist, da kommt Ronge, der lederne Apostel, und macht Euch mit seinen Entdeckungen, die er aus dem Ärmel des ungenähten Rockes Christi gebeutelt, den Kopf verrückt . . . Es ist einmal kein Bedürfnis nach einer neuen Kirche in der Menschheit". Der ungenannte

Verfasser ist übrigens mit den Lehren Ronge's ganz einverstanden: kein Papst, keine Klöster, keine Ohrenbeichte, kein Coelibat rc. Nur brauche man, meint er, um diese Dinge zu verwerfen, den „ledernen Apostel" nicht, damit dieser sich etwa rühme, er habe den Wienern in diesen Dingen das Licht aufgezündet. „Daher gebt dem deutsch-katholischen Messias kein Gehör. Die Menschheit ist seit anno 1 genug genarrt worden, wir wollen uns hüten vor den Lehren der Messiasse. Wird doch jeder Mensch mit dem heiligsten Triebe zu Gott geboren. Er gehe in eine alte Kirche, kniee nieder vor irgend einer Waldcapelle oder unter dem bestirnten Himmel, da wird er wohl wissen wie er mit Gott zu reden hat, auch ohne die Apostel Ronge und Dowiat" ... Aus Anlaß dieses Artikels erhielt der Redacteur der Gass.-Ztg. Terzky, einen Drohbrief, den er sammt der beigefügten Zeichnung (Terzky hängt an einem schwarzgelben Galgen, über ihm an einem schwarzgelben Balken ein Riesenzopf) in seinem Blatte Nr. 73 vom 18. August S. 294 zur Erbauung seiner Leser abdruckte.

H. Eine neue Religion in Wien; Freimüthige Nr. 115 vom 17. August: „Eine neue Religion, das ist eine gewichtige zeitgemäße Sache, der gute Genius Österreichs hat sie den wackern Völkern bescheert, da sie nahe daran waren gar keine Religion zu haben. Die katholische Religion hat schon lange nach Reformen geseufzt ... Die neue Religion wird das göttliche Princip in des Menschen Brust erwecken und die Menschen zu Brüdern machen ... Das Motto der neuen Religion ist charakteristisch genug, als Scheidewand zwischen dem neuen und dem alten Katholicismus. Es lautet: Von jetzt an wird jeder unentgeldlich geboren (sic!), getraut und begraben werden".

S. E. Die Deutschkatholiken in Wien. Vom socialen Standpunkt. Reform Nr. 2 vom 17. August: „Der Deutschkatholicismus hat die Bestimmung alle Confessionen zu vereinigen und, indem er nur das Gewissen und die Vernunft auf das Leben anwendet, eine Religion im höheren Sinne des Wortes wieder herzustellen. Unsere Gesellschaft, die bisher in allen ihren Formen auf Heuchelei gebaut ist, muß eine sittliche Grundlage erhalten. Die Philosophie Spinoza's wird die Religion der Zukunft sein, aber sie muß nicht durch religiösen Indifferentismus, sondern durch eine Religion vorbereitet werden, die alle ihre Glaubenssätze blos aus dem Gewissen ableitet und nach der Vernunft prüft... Sehr wichtig ist der D.-K. vom socialen Standpunkt aus betrachtet ... Sein Himmel ist die Erde, und dies ist das sociale Element des D.-K. Diese Religion weist nicht mehr auf eine Belohnung jenseits hin, sie ruft den Massen zu: wenn Ihr diesseits verhungert, so hofft nicht auf jenseits; sie läßt den Armen nicht auf Wunder hoffen" rc. rc.

A. Much's Kaiser Joseph (Nr. 37 N. F. 32 vom 23. August) griff in seinen Gesprächen die Sache in der cynischesten Weise auf: Blumauer. „Man sollt' glaub'n, die G'schicht wär' nicht amal so viel werth, wenn ma nicht die in die christliche Religion ein-

geschlichenen Misbräuch alle kennen thät' und nicht wußt', daß der Deutsch-Katholicismus die Katholiken und die Protestanten in der ursprünglichen vernünftigen Religion Christi vereinigen will, und auch gewiß wird." Der Böse. „Mein'twegen! Du weißt, ich scheer' mich um die Religion nicht ... Dort hab' ich ein Bordell in Wien aus der Luft hervorgezaubert. Da woll'n wir uns jetzt unterhalten." Und wirklich gehen sie in ein Bordell, wo sie „die Alte" mit der Frage empfängt: „Mit welcher Art Menschen kann ich dienen, blond, schwarz, roth? ... Spazieren die Herren nur in den ersten Stock hinauf, dort finden Sie über jeder Thür das Porträt meiner Stutzerln!" Auf die Frage Blumauer's: „Wie stark ist denn Ihre Menschen-Fabrik hier?" antwortet sie: „Ach Gott, es sind 32 sehr solide Mädchen hier", und ermahnt sie zuerst zum Hausarzt im ersten Stock rechts zu gehen, „dessen gefälliger Untersuchung ich sich zu unterziehen bitte". Da sie aber erklären „nur einige Ihrer Damen sehen und sprechen" zu wollen, gibt ihnen „die Alte" Erlaubnis „nur so zu gehen". Beim Weggehen, wo sie einander ihre Vorliebe für die Weibleins, aber zugleich ihre abgesagte Feindschaft gegen die Ehe bekennen, macht Blumauer die Bemerkung: „Moral, die muß aber doch endlich auf der Welt heroben sein. Wir wissen, wie gern unsere Jugend schlüpfriges Beispiel nachahmt, die Bordelle dürften bald stärker besucht sein als alle Kirchen und Wallfahrten". Der Böse: „Das wär' mir schon recht, ich brauch' so eine Generation" ... Man wird zugeben, auferbauliche Gespräche das, und die ganze Scene anknüpfend an: „A neuche Religion — um an Kreuzer!"

Die neuen Apostel im Odeon; Geißel Nr. 28 vom 24. August S. 111: „Man muß gestehen daß Herr Pauli sein Publicum kennt; denn mit dem ruhigsten Gleichmuth und mit einer witzig sein sollenden effecthaschenden Rede warf er unter beständigem Gelächter der erbauten Zuhörer einen Lehrsatz der alten ehrwürdigen katholischen Kirche nach dem andern über den Haufen".

Der Deutschkatholik Pauli (Unterzeichnet: Ein Deutschkatholik); Wr. Sonntagsblätter Nr. 35 N. F. 24 vom 27. August S. 638 f. „Der Deutsch-Katholicismus dürfte in Wien, wie überhaupt in streng katholischen Ländern, mehr Anklang finden als in protestantischen". Denn er spreche zum Verstande, hingegen die katholische Kirche zur Phantasie, „und da es mehr verständige als phantasievolle Menschen gibt, so wird er sich zahlreiche Anhänger erwerben". Nur sei Pauli nicht der rechte Mann. „Wenn man den Deutsch-Katholicismus in Wien hätte bei seinem Auftreten zugrunde richten wollen, so hätte man keine glücklichere Wahl treffen können als Herrn Pauli zu senden ... Seine Auffassung des Deutsch-Katholicismus ist eine derb-materielle, kein Hauch eines himmelherwehenden Zuges berührt sie, kein Glanz einer Feuerseele verklärt sie"... Nun, erlauben wir uns zu entgegnen, das verlangt ja der blose „Verstand"!

Dr. Treumund der Deutsch-Katholicismus in Wien.

Priester ist ein Marcuslöwe der das Evangelium wahrt
Pfaff ist eine Tiegerkatze — jener Gattung schlecht're Art.
Anastasius Grün.

Wr. K.-Ztg. Nr. 66 vom 31. August S. 262—264 (Redactions-Anmerkung: Eingesendet von einem Nicht-Geistlichen). Auch abgedruckt Geißel Nr. 44 vom 12. September. Betreffend die Deutsch-Katholiken-Versammlung vom 10. August. Der Verfasser hält sich ironisch über jene auf „die das Auftreten Ronge's in Bierhäusern und sein öfteres Erbrechen bei oder nach jenem Auftreten lächerlich machten und damit allein die Sache abgethan meinten. Was soll das beweisen! Abgesehen davon daß eine schwache Verdauung mit der Sendung eines Apostels nichts zu thun hat, erinnere ich an Schiller's Worte: ‚Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch'. Wo steht denn aber geschrieben, daß sich nicht auch die Tugend erbrechen darf? Also die Traditionen von Herrn Pauli's Wanderungen zum Vogel, zum Strauß ꝛc. und die daran geknüpfte scherzhafte Bemerkung daß ein eigenthümliches Bierfatum über der neuen Religion walte und sie schon deshalb ächt deutsch sei, hielt uns nicht ab, der Versammlung ernsthaft beizuwohnen". Es folgt nun eine Schilderung dieser Versammlung, die von verschiedenen Seiten als die erste dieser Art hingestellt wurde, der aber thatsächlich andere vorausgegangen sein mußten. Es war im Gasthaussaale „zum Strauß", den eine sehr gemischte Zuhörerschaft schwatzend lachend rauchend füllte. Pauli sagte eingangs: seine Religion sei eine des Verstandes; wenige Sätze nachher pries er sie als unmittelbare Eingebung der Vernunft; und eine Weile später erfuhr das Auditorium: man müße die Religion, wie er sie meint, fühlen. „Hält Herr Pauli", fragt unser Berichterstatter, „Verstand Vernunft und Gefühl für ein und dasselbe?" Dann widerlegte er das Dogma der Dreieinigkeit durch den schönen Satz: 3 ist nicht 1 und 1 ist nicht 3. Dann warf er dem Katholicismus die „Anbetung" der Heiligen vor und zog verschiedene kirchliche Gebräuche ins komische, wofür er das zustimmende Gelächter der Menge einheimste. Den meisten Beifall erregten jene Stellen, und diese kamen oft genug vor, wo er gegen die Reichthümer der Kirche loszog: „Wir wissen schon wo die goldenen Monstranzen liegen" u. dgl. Zum Schluße sagte er: „Ich möchte den Antrag stellen daß jene die übertreten wollen dies hier schriftlich bezeugen" — Stille! —; „das heißt", setzte er lächelnd hinzu, „die den Muth dazu haben". Den Muth hatten aber nur einige wenige. Beim Auseinandergehen hörte man die Leute reden: „Das ist recht", „Der sagt's einmal den Pfaffen ordentlich", „Das ist einer!" u. dgl. Von einer ergriffenen, von einer gehobenen Stimmung, wie dies doch ein religiöser Vortrag bezwecken soll, keine Spur. Die Leute waren lachend gekommen, hatten lachend zugehört, gingen lachend fort.

Gegen die Mitte August war an den altersgrauen Mauern des St. Stephansdomes ein Placat angeschlagen: „Eine neue Religion in Wien" sammt dem „Glaubensbekenntnisse" derselben, mit der Vertröstung auf die baldige Ankunft Ronge's und mit der Ankündigung daß Dienstag den 15. 9 Uhr V. M. eine Versammlung der Deutsch-Katholiken Wiens

im Odeon, dem größten Saale Wiens, stattfinden werde. Es war der Tag Mariä-Himmelfahrt und bei 5000 Personen, nach andern sogar 8000, Männer wie Frauen, fanden sich in dem riesigen Raume zusammen, die Redner sprachen von der sonst für das Orchester bestimmten Bühne. Nach Pauli's Vortrag wollte die Versammlung auseinandergehen als sich ein neuer Redner meldete. Er habe, erzählte er, das Placat von der stattfindenden deutsch-katholischen Versammlung gelesen und sei demselben nachgegangen; er sei „katholischer Priester", aber dabei „seit dreiundzwanzig Jahren mit dem letzten Tropfen seines Herzblutes ein Mann des Fortschrittes". In allen Zweigen des menschlichen Wissens und Könnens sei Fortschritt bemerkbar, „nur auf einem Gebiete, auf dem der Religion, in diesem weiten unermeßlichen Bereiche der Geister und Gemüther, in welchem der freien Forschung schlechterdings keine Gränze, keine Marke abgesteckt werden kann, nur da allein gab es kein Vorwärts, kein Schaffen, kein Weitergelangen, da war dem nimmer ruhenden Geiste das Stillstehen geboten und sein Herantreten und Fragen unerbittlich gewiesen an einen Verstand längst begrabener Jahrhunderte".

Der so sprach war Johann Hirschberger. Zu Littau in Mähren 1802 geboren, 1825 zum Priester für die Olmüzer Erzdiöcese geweiht, 1826 Cooperator in Jägerndorf, 1832 in Sternberg, war er am 19. September 1835 als k. k. Feldcaplan in die Militär-Seelsorge übernommen worden, hatte als solcher beim Inf.-Reg. Nr. 29 Herzog Wilhelm v. Nassau, seit 1840 Joseph v. Fölseis in Troppau gedient und befand sich seit 1843 als zweiter Seelsorger im Invalidenhause zu Wien*); als solcher wurde er zur Zeit im Garnisons-Hauptspitale verwendet. Er war seines Charakters ein Mittelding von Heuchler und Feigling, der es liebte von den großen Gefahren zu sprechen die er „um der Wahrheit willen" wage. Seine Fortschrittsideen, die von der Menge mit „dem donnerndsten Beifallssturme" entgegengenommen wurden, faßte er in eine Reihe von Punkten zusammen: Erstens Lossagung von Rom; zweitens keine Papal-, keine Episkopal-, keine Consistorial-, sondern eine volksthümliche, eine Synodal-Verfassung; drittens Abschaffung der liturgischen Sprache und alles orientalischen Schaugepränges beim Gottes-

*) Vorstehende biographische Notizen verdanke ich den Herren Med.-Dr. Heinrich Wankel und Consistorial-Rath Ignaz Wurm in Olmüz, sowie k. k. Ministerialrath Friedrich Milesch, Vorstand der Fach-Rechnungs-Abtheilung des k. k. R. K. Min.

dienst; viertens Aufhebung aller klösterlichen Institutionen; fünftens Aufhebung der neunhundertjährigen schreienden Unnatur des Cölibates; sechstens Abschaffung aller Stolgebühren.

In der Vormittagssitzung des Sicherheitsausschußes vom 17. August wurde die „Anzeige eines Priesters" — wie sich herausstellte: Hirschberger's — verlesen: es solle den 18. nachmittags im Odeon eine religiöse Versammlung stattfinden, gegen deren Abhaltung seitens der Arbeiter Drohungen laut geworden seien; ihrer 20.000 seien bereit die Versammlung zu sprengen. Vom Sicherheitsausschuße wurde eine Commission zur Untersuchung des Falles ernannt und am 18. VM. die Berichterstattung Dr. Freund's entgegengenommen daß die angesagte Versammlung ohne Anstand stattfinden könne. Wieder faßten die Räume des Odeon, unten im Saale und oben auf den Galerien, eine nach tausenden zählende Menge, als Hirschberger die Bühne betrat. Der „Apostel Hasenfuß", wie ihn Joseph Hrczka in der „Constitution" nannte, begann mit der Entschuldigung daß er sich heute nicht von dem Muthe beseelt finde mit welchem er vor drei Tagen gesprochen; seit seinem ersten Erscheinen habe er kein Auge geschlossen, seinen nagenden Hunger kaum mit kargen Bissen gestillt; seine Existenzsorgen seien es die ihn consterniren; von seinem Schritte hänge das Schicksal eines alten Vaters und einer unglücklichen Schwester mit fünf Kindern ab; graben könne er nicht und zu betteln schäme er sich, und so trete er als versöhnendes Organ zwischen das Volk und seine Amtsgenossen; das Volk habe Grund und Recht die Clerisei zu hassen, die im Reichthume prasse und sich auf Erden recht gütlich thue, während sie das im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwerbende Volk auf das Jenseits verweise. Sodann führte er seine Hiebe, die nach einem begeisterten Berichterstatter „wie ein scharf schneidendes Schwert gegen die Hierarchie" fielen. Als er sein „Los von Rom!" rief, erdröhnte der Saal von einem wüthenden Beifallsjubel; zweimal, dreimal wurde von der Galerie der Ruf: „Los, los von Rom!" wiederholt und jedesmal von neuem Jubel begleitet. Nach ihm erschien der kleine Dichterjüngling Ludwig Eckart auf der Bühne, im Namen des demokratischen Vereines, wie er sagte. Er verlas eine von Dr. Schütte verfaßte Adresse an die Linke des Frankfurter Parlaments, gegen die Schwarzgelben, die Weißschwarzen und die Blauweißen gerichtet, und fragte, durch den Beifall der Versammelten ermuthigt, ob dieselbe einzelnweis oder von Pauli im Namen der

Deutsch-Katholiken Wiens unterzeichnet werden solle; die Mehrheit schien sich für das letztere zu entscheiden. Nun wurde Pauli gerufen. Er hatte aber kaum einige Minuten gesprochen, als sich von verschiedenen Seiten Zeichen der Unruhe und des Misfallens bemerkbar machten. Er suchte seine Verlegenheit hinter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen und wollte fortfahren, als eine Stimme laut rief: „Herunter mit dem Kerl!" Die Nächststehenden packten den Störer und wollten ihn gewaltsam hinausschaffen, wobei er sich wehrte und andere ihm Beistand leisteten. Lärm, Geschrei, Handgemenge. Im übrigen Saale wußte man nicht was das bedeute. Einige riefen „Feuer", von andern Seiten hieß es wirr durcheinander: „Die Arbeiter kommen!" „Es wird Alarm geschlagen!" „Man will uns sprengen!" Jetzt entstand ein unglaublicher Tumult, man drängte nach den Ausgängen, ein furchtbares Gedrücke erpreßte Angstrufe, besonders von Weibern die natürlich bei einer solchen Gelegenheit nicht fehlen durften, einzelne wurden zu Boden getreten oder erlitten sonst nicht unerhebliche Verletzungen. Gekreisch, Hilferufe, Schmerzensschreie; dazwischen klirren zersplitterte Fenster, bersten knatternd eingeschlagene kostbare Spiegel, knacken und krachen in Trümmer gehende Meubel, niedergerannte hölzerne Scheidewände, Geländer, Brüstungen, kurz es gab einen Höllenspectakel. Daß auch Diebe dabei ihren Vortheil suchten, war begreiflich. Vor dem Hause machte die Nationalgarde Jagd auf einzelne Ausreißer. Nachdem sich der Schrecken gelegt, auch wohl einzelne Flüchtlinge zu den im Saale verbliebenen zurückgekehrt waren, betrat ungerufen der wegen seiner Zudringlichkeit selbst bei seiner eigenen Partei verrufene Awrum Cheizes, der sich in Wien Dr. Adolf Chassé oder Chaisés schrieb und nennen ließ, die Bühne und schwatzte der Menge etwas vor, was weder er noch seine Zuhörer verstanden. Nochmals erschien Pauli, von dem Jubelruf der Anwesenden begrüßt, erklärte daß nichts mehr zu befürchten sei, und führte seinen auf so charakteristische Weise unterbrochenen Vortrag zu Ende. Den empfindlichsten materiellen Schaden hatte der Herleiher des Saales; Studenten veranstalteten zum Schluße unter den Zuhörern eine Sammlung, die wohl kaum einen genügenden Erfolg ergeben haben dürfte.

Hirschberger's erstes Auftreten vor der deutsch-katholischen Versammlung im Odeon-Saale zu Wien am 15. August 1848. Eine Rede von ihm selbst gehalten. Wien A. Benko, kl. 8°, 12 S.

Die am Dienstag, den 16. (recte 15.) August 1848, im Odeon abgehaltene Versammlung der Deutsch-Katholiken; Öst. Courier Nr. 197 vom 17. August. Die Redaction erklärt in einer Anmerkung sie habe den Artikel nur aufgenommen „weil er einen Gegenstand bespricht der gegenwärtig in Wien Aufsehen erregt", keineswegs aber um den Deutsch-Katholiken das Wort zu reden. „Der allergrößte Theil der Bewohner Wiens und ein noch weit größerer Theil auf dem Lande besteht aus Katholiken, die ihr Leben für ihren Glauben einsetzen; wird dieser angetastet, so sind gewiß die gefährlichsten Auftritte zu befürchten".

Anton Uètz Römisch- und Deutschkatholisch. „Du sollst kein geschnitztes Bild machen um es anzubeten"; Stud. Cour. Nr. 50 vom 17. August S. 206 f. „Despotische Willkürherrschaft", „römisches Pfaffthum", „Verdummung und Knechtschaft des Volkes", „der alte römische Götzendienst mit seinen vielen Heiligen, Göttern und Halbgöttern" rc. rc., kurz ein solcher Unflath von Lästerungen gegen die katholische Religion, daß der Verfasser auf Grund des §. 13 des Preßgesetzes in Anklagestand versetzt wurde; s. ebenda Nr. 66 vom 5. September.

Hirschberger's zweites Auftreten am 18. August 1848. Eine Rede von ihm selbst herausgegeben. Wien Schaumburg & Cie.; 8⁰, 14 S.

(. . . x) Die Versammlung der Deutschkatholiken im Odeon; Öst. Courier Nr. 199 vom 19. August S. 802 f. Der offenbar am 18. abends geschriebene Artikel beginnt: „So eben komme ich aus der Versammlung im Odeon und bin noch unter dem Eindrucke der furchtbaren Scene die ich da erlebt habe".

C. Grüner Versammlung im Odeon; Radicale Nr. 54 vom 19. August S. 222. Der Berichterstatter läßt nicht erkennen ob er Augenzeuge gewesen, jedenfalls hat er sich genau erkundigt . . „Ein Herr Baron Bulek (?) aus Russek (?) wird als Urheber genannt; ich kann dies jedoch nicht verbürgen". Von Cheizes heißt es: „Überhaupt drängt sich dieser Herr aller Orten vor und gibt der Gegenpartei dadurch nur eine Waffe in die Hand" (Über diese zuwidere Persönlichkeit s. meine „Wiener Journalistik", Register: „Chaisés"). Der Artikel schließt: „Mögen sich die Prediger der neuen Lehre nicht abschrecken lassen durch solche unwürdige Versuche und Eingriffe, sondern fortfahren auf der Bahn die sie betreten; sie haben eine große Zukunft vor sich, sie sind die Kämpfer gegen die Finsternis des Geistes, gegen Trug und Arglist mit ihrem schauerlichen Gefolge Seelensclaverei".

Die Deutsch-Katholiken im Odeon am 18. August und der katholische Priester Hirschberger als Freiheitsapostel; Stud. Ztg. Nr. 31 (20. August) S. 107. Der Berichterstatter spricht von „bei 12.000 Menschen" die sich eingefunden hätten.

A. A. K. Die römisch- und deutsch-katholische Kirche; Postillon Nr. 43 vom 20. August: „Wozu die Ohrenbeichte? Ist die geheime Polizei nicht aufgehoben? . . Wozu die Klöster? Um fromm zu sein? Um den Himmel zu gewinnen? Ist dies nicht unser Aller Beruf? Gibt es vor Gott Privilegien? . . Constitution fordert Gleichberechtigung aller Staatsbürger — wozu die Ehelosigkeit der Religionslehrer?

Damit sie hartherzig, stumpfsinnig sein sollen? Oder hat Christus, der unübertreffliche Menschenfreund, diese Einrichtung getroffen? .. Wozu die Einmischung eines Seelsorgers in weltliche Staatsangelegenheiten? Sprach Christus nicht zu Petrus: Stecke dein Schwert in die Scheide" ꝛc. (Die Redaction verwahrte sich in einer Schlußbemerkung, sie wolle für die „individuelle Ansicht" des Einsenders nicht einstehen).

Jos. Hreczka Der Deutschkatholicismus in Wien; Constitution Nr. 123 vom 20. August S. 1264 f. „Der Mensch darf keinen andern Himmel und keine andere Hölle haben als sein gutes und böses Gewissen. Der Mensch darf keine andern Engel und keine andern Teufel anerkennen als seine Werke der Liebe und der Bosheit. Der Mensch darf keine andere Religion haben als die Vernunft und keine andere Kirche als die Natur ... Eine alte Religion unterscheidet sich von einer neuen wie eine Lüge von der andern, und alle gemachten Religionen unterscheiden sich von der mit und in uns erschaffenen wie die Lüge von der Wahrheit, und weil wir keine neuen Lügen statt der alten, und keine kleinere Anzahl von Lügen anstatt einer größeren, sondern überhaupt gar keine Lüge haben wollen, und weil es in dem Charakter der Wiener liegt alles ganz zu thun und sich von ihrem gesunden Verstande leiten zu lassen: darum würde hier der Rongeanismus oder der alte Deutschkatholicismus nicht gedeihen, während Pauli mit seiner unumwundenen Wahrheit in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung wird gewonnen haben ... So trinke denn Du herrliches Volk und labe Dich, und kräftige Dich von innen durch die Überzeugung und die Aufklärung, von außen durch Eintracht und Verbrüderung, und du wirst die Rettung bringen der deutschen Freiheit, der deutschen Einheit und der deutschen Vernunft".

Auch etwas über die Deutschkatholiken in Wien; Geißel Nr. 25 vom 20. August S. 98. „Die Apostel der Deutschkatholiken werden in Wien einen schweren Stand haben ... Der größte Theil der Bewohner Wiens ist entrüstet daß sie, wie man ihnen erzählt, ‚nun ihre Kinder nicht mehr taufen lassen sollen'; sie sind außer sich daß man ihnen den Glauben ‚an ein Jenseits, an eine ewige Vergeltung rauben will'. Sie nennen es den größten Frevel daß sie nun in Jesu nur einen Menschen erblicken sollen, daß man sich gleichsam lustig über die heilige Dreifaltigkeit macht, sowie über die heilige Mutter Gottes Maria die von den Katholiken so hoch verehrt und als Trösterin in allen Leiden angesehen ist . . . Das fehlte uns noch daß wir Reibungen, durch Religionsstörung hervorgerufen, ausgesetzt werden sollen! Haben wir nicht ohnehin Unglück genug erlebt?" . .

Für den Deutsch-Katholicismus ist Blut geflossen im Odeon; 1 Bl. fol. Ludwig.

Hirschberg (sic!) und Pauli im Odeon oder: Was Alles dort geschehen ist! 1 Bl. fol. Lell.

Am folgenden Tage Samstag den 19. war abermals Versammlung, diesmal um 10 Uhr VM. und von jedem Eintretenden wurden 3 kr.

Conv. M. Eintrittsgeld verlangt, eine Art Vorausentschädigung für den Vermiether des Saales, falls neuerlich Ausschreitungen vorfallen sollten. Die Fuhrmannsgasse draußen war gedrängt voll, wie von Leuten die sich auf ein neues Spectakel gefaßt machen. Im Saale war eine unerträgliche Hitze. Eckardt betrat zuerst die Tribüne: die gestrige Versammlung, sagte er, sei durch „Feuer"-Rufe gestört worden; es sei blinder Lärm gewesen, man möge sich darum heute nicht schrecken lassen (Bravo). Nun kam Pauli. Er hatte sich den Text von den Pharisäern und Zöllnern gewählt, die Katholiken seien die Pharisäer, die Deutsch-Katholiken die Zöllner. Dann wurden die Dogmen von der Dreieinigkeit, der unbefleckten Empfängnis durchgenommen, das katholische Glaubensbekenntnis analysirt, den Kirchenvätern Widersprüche nachgewiesen. Der Apostel war im besten Zuge das „Himmelreich auf Erden", sein Lieblingsthema, zu verherrlichen, als der Ruf „Feuer" ertönt und unter fürchterlichem Geschrei ein Theil der Zuhörer zum Saale hinausdrängt. Legionäre Nationalgarden Bürger dringen auf die Bühne, einige der Flüchtlinge kehren zurück, es wird eine Art Bienenschwarm-Ruhe hergestellt und unter großem Jubel schließt Pauli seine Predigt à la Abraham a Sancta Clara. Nach ihm sollte Hirschberger sprechen, allein er hat kaum begonnen, als neuer Feuerlärm erschallt und sich der panische Schrecken wiederholt der abermals einen Theil der Zuhörerschaft ins Freie treibt. Draußen in der noch immer dicht gedrängten Fuhrmannsgasse marschirte eine Compagnie Nationalgarde auf, um die neue Religionsfreiheit zu sichern . . .

○ Wien 20. August; A. A. Ztg. Nr. 237 vom 24. August S. 3780 f. Schilderung der Odeon-Versammlung vom 19. VM., über welche ich sonst nirgends etwas gefunden. Über Pauli sagt der ausländische Berichterstatter: derselbe gebrauche eine Art „die uns Westdeutsche anwidert. Denn was wir mit Geist und Schärfe, mit logischer Darstellung und schöner Diction hundertmal aus dem Munde der rationalistischen Schule gehört, das wird hier auf eine insipide platte Weise vulgarisirt und für das pöbelhafteste Ohr zurecht gemacht. Niemals hörte ich über ernsthafte Dinge, über Begriffe die dem Herzen der Menschen angehören, auf eine rohere geistlosere und ordinärere Weise reden". Nach dem zweiten Feuerlärm hatte der Correspondent genug und verließ den Saal. „Wie ein heißer Stein ist die öffentliche Meinung hier, aber die Jauche die ich darüber gießen sah, soll mich niemand für erquickenden Regen zu halten zwingen!" Den schließlichen Verlauf der Versammlung erzählt er uns nicht, wir können uns denselben denken.

Joseph Kopp Dunkelstunden; Volksfreund Nr. 98 vom 22. August S. 394 f. Die Verkündiger der Neulehre „sagen, hört nur einmal alle Religion auf, mit ihr der Glaube an ein Jenseits, an einen gerechten Gott, hat der Arme, der Unglückliche nicht mehr den Trost auf ein künftiges besseres Leben, dann muß man ihm helfen, dann muß man die sociale Frage lösen, d. h. alle Armen reich und glücklich machen". Was aber biete man zur wirklichen Lösung dieser Frage? Wo sei „das goldene Wörtlein, durch welches aller Noth, aller Unruhe, allem Elend im Nu abgeholfen werden kann? . . . Keine Antwort! Hört ihr was, Landsleute? Nichts und wieder nichts, etwelche bieten Redensarten Wortgeklingel, das ist alles. Ei, so hol' euch der Satan, ihr Narren oder Schufte! Hieltet euch wohl für große Kirchenlichter; dagegen müßen wir aber protestiren, können euch nur als Irrlichter ansehen, die den verirrten Wanderer in einen Sumpf hineinführen, aber nicht mehr heraus" ... Es habe allseits sehr wohl gefallen, als am 26. Mai die Arbeiter auf die Läden schrieben: Heilig ist das Eigenthum. „Aber sagt einmal, thaten sie das aus purer Philosophie? Das ist, glaube ich, niemand eingefallen. Also was prägt den armen elenden Männern eine so tief sittliche Scheu vor der Idee des Eigenthums ein? Ich will's euch sagen: Es sind die oft nur mehr unbewußten, aber tief eingeprägten Religionslehren ihrer Kindheit. Ich brauch' das euch, liebe Freunde, nicht erst zu beweisen, greift in euer Herz und ihr werdet daran nicht länger zweifeln! Jenen aber es deutlich zu machen — lohnt der Mühe nicht."

— zr. Kleine Geißelhiebe; Geißel Nr. 26, vom 22. August S. 104: „Der Deutsch-Katholicismus ist eine Religion für Hunde und Katzen, aber nicht für Menschen. Die Hunde und Katzen kommen ohne Taufe zur Welt und werden ohne Leichenceremonie verscharrt, ebenso die Deutsch-Katholiken. Hunde und Katzen haben keinen Himmel und keine Hölle zu erwarten, ebenso die Deutsch-Katholiken" ꝛc.

Die Katholiken Wiens haben den Handschuh, der ihrer Kirche von den Vertretern des Deutsch-Katholicismus hingeworfen wurde, von allem Anfang muthig und bedacht aufgegriffen. Schon zu Anfang Mai sahen wir Brunner's „Kirchenzeitung" gegen den „großen Johannes" in die Schranken treten. „Ich bin sonst ein geduldiger Mensch", sagt der schneidige Dr. Sebastian, „ich lasse mir manches gefallen, meine Freunde nennen mich sogar phlegmatisch, aber die Keckheit der Dummheit macht mich rasend!" Der rasende Roland zieht nun vom Leder und von dem blosen Sausen seines wuchtig geschwungenen Schwertes kollert der windige After-Prophet in den Sand *). Zwei Monate später schickt ein Theodor Trautmann eine Herausforderung für sein „apostolisches Christenthum" in die Welt;

*) Siehe Jahrg. 1883 S. 146.

Brunner erwiedert die Herausforderung, aber der armselige Wicht stellt sich nicht weiter*). Als die Gefahr näher rückte, eine greifbare Gestalt im Wiener Leben anzunehmen drohte, erhöhte sich der Eifer der Katholiken, aber auch der Geifer ihrer abgesagten Feinde. „Einen Flacon mit Hirschhorngeist für Sebastian Brunner!" witzelte der „Freimüthige" (Nr. 79 vom 5. Juli S. 325). „Er fällt in Ohnmacht, er stirbt uns unter den Händen. Warum denn? Höre es, Kirchenzeitung-lesendes Publicum, Ronge soll demnächst nach Wien kommen! Miserere domine!"

Doch Brunner hatte gute Nerven, und er stand nicht mehr allein. Gärtner's „Sprecher für Staat und Kirche", Donin's „Friedensbote" stellten sich in dem Kampfe für den wahren Glauben dem Organe Brunner's wacker zur Seite. In den Pfarrkirchen Wiens traten Prediger auf, welche dem Unfug einer s. g. neuen Religion, dieser Verunglimpfung einer Kirche der die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung Wiens angehörte, in entschiedener und würdiger Weise entgegentraten. Den meisten Zulauf hatten die Predigten des Canonicus Veith in denen er gegen das revolutionäre Treiben überhaupt auftrat. Eines Tages wurde ihm, als er in der Sacristei zu den neun Engelchören am Hof Roket und Stola bereits angezogen, ein Brief zugesendet, enthaltend die Drohung, man werde ihn heute von der Kanzel schießen. Veith bestieg in aller Ruhe die Kanzel und predigte in seiner gewohnten Weise. Einige als Studenten verkleidete Lumpe versuchten durch laute Rufe ihn zu stören, wurden aber von der Zuhörerschaft auf die Gasse gesetzt**).

Eine rühmliche Thätigkeit entwickelte der Wiener Katholiken-Verein, der auf seine Kosten eine volksthümlich gehaltene Schrift von Alban Stolz „gegen den s. g. Deutsch-Katholicismus" drucken ließ und für deren Verbreitung in vielen Tausenden von Exemplaren sorgte. Doch ließ man es bei dieser literarischen Bemühung nicht bewenden. Zu Anfang August begab sich eine von einer katholischen Bürgerversammlung gewählte Deputation — Franz Haubner Bürger und Hauseigenthümer, Franz Mundigler Rechnungs-Official bei der k. k. Gefällen- und Domänen-Hofbuchhaltung, Franz Hemmrich Hausbesitzer, denen sich ein vierter namens Rauscher freiwillig anschloß — nach Kranichberg, dem Sommeraufenthalte des Fürsterzbischofs, der sie anfangs gar nicht

*) Siehe Jahrg. 1884 S. 163—166.

**) Brunner Woher? Wohin? II. S. 222.

vorlassen wollte, da er eine jener frechen Demonstrationen befürchtete, wie sie ja damals gar nicht selten waren. Als sie nach viermaligem vergeblichen Ansuchen endlich eintreten durften und Haubner in ihrem Namen das Wort führte: „wie sich die Katholiken Wiens, ihres geistlichen Hauptes beraubt, verwaist fühlten, wie es angesichts der Gefahren und Angriffe, denen die katholische Kirche täglich ausgesetzt sei, einer Kundgebung seitens des Oberhirten bedürfe, deren Inhalt und Form sie in aller Bescheidenheit Seiner Klugheit und Weisheit anheimstellen müßten" u. dgl., ließ sich Milde in ein freundliches Gespräch mit ihnen ein, hörte ihre Schilderungen der Vorgänge und Stimmungen in seiner Bischofsstadt an und gab ihnen tröstliche Worte, so daß sie beruhigt und getröstet von ihm schieden. Einen praktischen Erfolg hatte die Sendung allerdings vorderhand nicht. Im Gegentheil, als ein Pfarr-Provisor den fürst-erzb. Generalvicar Weihbischof Pollitzer frug: was er zu thun habe, da in seinem Kirchsprengel Propaganda für den Rongeanismus gemacht werde, gab ihm jener den Bescheid: „er solle sich nach den Diöcesan-Vorschriften richten". Da nun aber die Diöcesan-Vorschriften nichts weniger als prophetisch und darin für die fragliche Eventualität nichts zu finden war, so hieß das eigentlich mit andern Worten: Ich kann Dir nichts sagen, sieh' wie Du Dir selbst helfen kannst!*) Letzteres thaten die strebsameren aus dem Wiener Clerus, oder versuchten es zu thun, wie Wilhelm Gärtner, der auf den Ausweg der theologischen Colloquien aus der Reformationszeit verfiel. Er forderte nämlich den After-Apostel Pauli zu einem „religiös-wissenschaftlichen Wettkampfe" heraus, worin jeder von ihnen in öffentlicher Versammlung in einer Reihe von sechs bis zehn Vorträgen seinen Glauben begründe, „wogegen der andere, etwa nach einer Viertelstunde Nachdenkens, die Religion der er zugethan ist vertrete"; den Anfang in der ersten Versammlung möge Pauli machen. Der evangelisirte Jude Aloys Löbenstein war sogleich erbötig „nach genommener Rücksprache mit Herrn Pauli die Unhaltbarkeit der katholischen Dogmen in öffentlichen Disputationen Ihnen zu erweisen".**) Allein der Prophet des Deutsch-Katholicismus selbst wollte damit nichts zu thun haben. „Warum sollte ich mich", entgegnete Pauli, „in Zank oder Polemik einlassen, da der Standpunkt so ver-

*) Brunner Denkpfennige S. 181 f. 191.
**) Stud. Courier Nr. 55 v. 23. August S. 228.

schieden ist. Gärtner mag seine Sache vertheidigen, vox populi vox Dei!" *) Seinem Anerbieten entsprechend hielt nun Gärtner in der Universitäts-Kirche eine Reihe von Predigten, in denen er den Deutsch-Katholicismus bekämpfte und wissenschaftlich widerlegte; doch Pauli blieb auch hier die Antwort schuldig.

Schon aber war gegen einen der Vertreter der neuen Heilslehre von zuständiger Seite der erste Schlag gefallen. Der apostolische Feldvicar Joh. M. Leonhard, muthiger und thatkräftiger als der kränkelnde Greis auf Schloß Kranichberg, erklärte den Feldcaplan Hirschberger, der in seiner Rede im Odeon Grundsätze ausgesprochen „die sich mit dem katholischen Glaubensbekenntnisse nicht vereinigen lassen", für „ab omni officio jurisdictionis et ordinis suspendirt und von der Militair-Seelsorge enthoben"; er setzte von dieser militairgeistlichen Verfügung das Kriegs-Ministerium in Kenntnis, das über die weitere Behandlung Hirschberger's zu entscheiden haben werde**). Ob Hirschberger und was für Schritte er gethan habe um jene Maßregel rückgängig zu machen, ist nicht bekannt geworden.

Nun schien auch dem Fürst-Erzbischof von Wien ein Licht aufzugehen, was er, von seinen Diöcesanen darum gebeten und daran gemahnt, in einer so ernsten Sache zu thun habe. Einen Hirtenbrief glaubte er nicht erlassen zu sollen, weil dadurch das Übel nur ärger würde, „Menschen welche nichts ahnen erst aufmerksam gemacht und zum Besuche der Versammlungen angeregt" werden könnten. Er begnügte sich mit einer Currende an seinen Clerus, welchem er Weisungen gab wie dem Rongeanismus von der Kanzel zu begegnen sei. „Die Indifferentisten scheuen sich zu bekennen daß sie keine Religion haben, und suchen sich unter dem Namen der Deutsch-Katholiken zu verbergen, weil es ihnen unter diesem Namen freisteht nur das zu glauben was ihnen gefällt, oder auch gar nichts zu glauben". Der Seelsorger habe daher 1) dem Indifferentismus entgegenzuwirken, 2) die von den Gegnern angefochtenen Glaubenslehren gründlich zu behandeln, ohne aber dabei des Deutsch-Katholicismus zu erwähnen rc.***) Es war die höchste Zeit daß Milde sich zu einem

*) Stud. Courier Nr. 9 vom 2. September S. 159 f.

**) Der Erlaß datirte vom 19. August; den vollen Wortlaut brachte zuerst Ab. Beil. z. A. Ö. Ztg. Nr. 141 vom 21.

***) Aus Meinem Palais in Wien am 24. August 1848; 1 Bl. fol. Auszugsweise Brunner Denkpfennige S. 182 f.

solchen Schritte aufraffte; denn schon war Pius IX. auf die traurigen Ereignisse, die sich in Wien unter des Fürst-Erzbischofs Augen abspielten, aufmerksam geworden und hatte beschlossen ihn in schonender Weise an seine Pflicht zu mahnen, indem er, Papst, nicht unterlassen wolle „inständigst Gott zu bitten daß Er, bei so großem Vergehen dieser Stadt, Deinen Eifer, Deine Gottesfurcht und Frömmigkeit, o ehrwürdiger Bruder, mit aller Ausdauer und Liebe versehe, auf daß Du niemals ermatten mögest und Deine Dir anvertraute Heerde nicht ein Raub und Deine Schafe eine Beute wilder Thiere werden“ *). Da aber diese Erinnerung erst am 31. in Rom unterzeichnet wurde, während die Wiener Currende schon acht Tage früher erlassen war, so konnte der Fürst-Erzbischof mit Genugthuung darauf hinweisen, daß er, was der heilige Vater ihn zu thun heiße, bereits aus eigenem Antrieb gethan habe.

Johann Hirschberger war Olmüzer Diöcesan, und Baron Somerau-Beeckh hatte es darum seines Amtes erachtet, an den unglücklichen Sohn ein apostolisches Mahnschreiben zu richten, worin er ihn zu Rückkehr und Buße aufforderte. Hirschberger antwortete darauf daß er seit Jahren mit seinem katholischen Bewußtsein zerfallen sei und daß seine religiöse Überzeugung ihn nicht mehr in einer Kirche dulde für deren Dienste er eine Unmöglichkeit geworden sei. Auf eine solche Erklärung erfolgte was nicht ausbleiben konnte. Am 13. September sprach der Fürst-Erzbischof die feierliche Excommunication Hirschberger's aus, „so lang bis er in sich geht, wahrhafte und grundhältige Buße thut und der von ihm schwer beleidigten Kirche Gottes die seinem Frevel entsprechende Genugthuung leistet. Der Herr wolle ihm die Gnade dazu verleihen, damit er dereinst im Gerichte bestehen und seine Seele gerettet werden möge am Tage unseres Herrn Jesu Christi“ **).

Dr. Karl Werner. Einige Worte über die deutsch-katholische Bewegung: Wr. K. Ztg. Nr. 30 vom 8. — Nr. 34 vom 17. Juni, Nr. 47 vom 18. — Nr. 49 vom 22. Juli. Bloslegung der s. g. neuen Lehre in ihrer ganzen Seichtheit und Hohlheit, Entlarvung des „von den Manen Luther's angesprochenen“ neudeutschen Reformators. W. ist aber zugleich abgesagter Feind der Jesuiten: „Wenn Jesuitismus und Jesuiterei in der Meinung des ganzen deutschen Volkes, des ganzen ge-

---

*) Voller Wortlaut in deutscher Übersetzung s. Vaterlandsfreund Leitmeritz) 1848 Nr. 10 vom 2. December S. 40.

**) Wr. Kirch. Ztg. Nr. 83 vom 10. October S. 355 f. Correspondenz aus Mähren.

bildeten Europa gebrandmarkt worden sind, so verdienen gleiches Loos die Intentionen des Deutsch Katholicismus . . . Es ist die Sphäre der formalen Verständigkeit in Auffassung und Beurtheilung religiöser und socialer Interessen, welcher beide angehören. Der Utilismus der Klugheitsmaximen, die Äußerlichkeit und Ideenlosigkeit des Gedankens charakterisiren beide in gleicher Weise. Der Unterschied ist daß die einen fromm, die andern freisinnig sein wollen." Der Rongeanismus in seiner Leere und Gefühlsduselei ist W. nichts als Nicolaismus*) und Iffländerei. „Wollte Gott, es wären durch die Ronge-Czersky'sche Apostasie alle Nicolaitischen Elemente aus der katholischen Kirche ausgeschieden! Sie hat keine gefährlicheren Feinde als diese unberufenen Freunde die sie in sich birgt, und all der gegründete Tadel welchen wohlgesinnte Laien gegen den Clerus vorbringen (z. B. Const. Donau Ztg. vom 19. August) ist endlich und letztlich durch das überwiegende Walten jenes bösen Elements gerechtfertigt."

Ein Wort an mein Vaterland. Von M. Terklau. Wr. K. Ztg. Nr. 52 vom 29. Juli. Warm empfundener Aufruf an seine Landsleute. „Wolle also nicht ein Spielball werden, gutes schönes freies Österreich, für der Thoren und der Schurken elendes Gelüste! Sei deiner Freiheit würdig und folge, bewußt deiner männlichen Reife, Buben nicht, über welche Freund und Feind in ihrem Urtheil gleichstimmen! Du hast ein theures Erbgut überkommen und hast es unverkümmert und unverkürzt fortzuvererben, und das ist dein heiliger katholische Glaube. Was dir ein Severin geschenkt, darfst du dir von einem Ronge nicht nehmen lassen. Und wofür dein Leopold geglüht, das muß fort und fort auch dein Herz erwärmen, willst du seiner würdig sein und bleiben."

Kein Christenthum, kein Heidenthum, kein Türkenthum, das heißt die neue Religion; Friedensbote Nr. 8 (vom 5. August) S. 57—60: „Viel Glück zum ganz neuen Nichtsthun, was in nichts als lauter thierischer Liebe Liebe Liebe besteht; denn die wahre heilige Liebe kann ohne wahre Erkenntnis Gottes gar nicht gedacht werden. Liebe, Liebe, nur Liebe! Stehle und liebe! Lästere, aber — liebe! Verführe Seelen, aber nur in Liebe! Lästere Gott, aber nur in Liebe! Christum verläugne, aber nur in Liebe! Die Schrift verdrehe, aber nur in Liebe! Die christlichen Helden mit den größten Schandflecken stemple, aber nur in Liebe!" . .

Die Wiener Deutsch-Katholiken. Von Sebastian Brunner; Wr. K. Ztg. Nr. 58 vom 12. August. Gegen Pauli's Brochure „Die Religion der Deutsch-Katholiken".

Wilhelm Gärtner Über die sogenannte „neue Religion" in Wien; Sprecher f. St. u. Kirche Nr. 7 vom 19. August S. 127 f. Auch Sonderabdruck 1 Bl. fol. Grund. Enthält die im Text erwähnte Herausforderung an Pauli. Als dieser Schritt, wie oben erzählt wurde, erfolglos blieb, druckte G. in seinem Organ die gegen Pauli und den Deutsch-Katholicismus in der Universitätskirche gehaltenen Predigten

*) Christoph Friedrich Nicolai der bekannte Berliner Buchhändler, oberflächliche Vielwisser und kecke Absprecher.

und polemischen Vorträge ab, Nr. 8 vom 26. August bis Nr. 15 vom 14. October S. 138—140, 155—159, 172—175, 193—196, 207—211, 226—228, 244—247, 263—265.

Versuch eines Entwurfs zu einer wohlversehenen Vorrathskammer für etwaige sogenannte neue Religions-Fabricanten; Friedensbote Nr. 10 (vom 15. August). Als Verhaltungsmaßregeln werden vorgeschrieben: „1) Er sage: die Geistlichen müßen heiraten. 2) Die Päpste sind Tyrannen, und dann nenne er ein paar Namen als vielleicht Gregor VII. oder Alexander oder Leo und erzähle von ihnen was er selbst je weder gelesen noch gehört hat . . . 3) Fange dann recht wacker über die Kirchensprache zu schimpfen an" 2c. 2c.

C. M. Akademiker. Was geht uns noch ab? Ein Religionskrieg! 1 Bl. fol. Klopf und Eurich: „Herr Pauli, Herr Hirschberger sind recht tüchtige Köpfe die alle Achtung verdienen; aber um Gotteswillen ist jetzt die Zeit dazu sich in religiöse Kämpfe einzulassen? . . . Mögen sich die Herren Pauli, Hirschberger, und vielleicht auch Ronge, der hierher kommen soll, nicht von einem unüberlegten Menschen wie der Priester Gärtner zu einem Religionskampf, wobei es immer auf Persönlichkeiten abgesehen, auffordern lassen. Nicht als ob ich Furcht hätte daß die Deutsch-Katholiken unterliegen müßten; nein mit einem Gärtner der sich nicht entblödet Placate anzuschlagen worin er von einer dreikörperlichen Gottheit spricht, mit einem Priester der an den Straßenecken zum Religionskampf auffordert, würde ich mich nie und nimmermehr einlassen."

„Laßt Euch nicht täuschen". Unterzeichnet: „Ein katholischer Priester im Namen Vieler". Ich kenne das Flugblatt leider nur aus dem Gegenblatt:

An die katholischen Wiener. Unterzeichnet: Kein katholischer Priester, sondern ein Mann mit etwas gesundem Menschenverstande. 1 Bl. fol. Benko: „Es ist eine Lüge daß die Deutschkatholiken nicht einen selbstbewusten selbständigen Gott, eine Erlösung, ein Gericht, eine Unsterblichkeit lehren" 2c. . . . Ja was versteht denn, so dürfen wir andern fragen, der „Mann mit etwas gesundem Menschenverstande" unter „Lüge"? Steht denn nicht all das was er als „Lüge" bezeichnet in dem „Glaubensbekenntnisse" Pauli's mehr oder minder deutlich? Und war nicht Pauli der allgemein anerkannte Vorläufer Ronge's, der „Engel" welcher bereitet die Wege des „Herrn"?!

Predigt wider den Deutsch-Katholicismus. Gehalten in der Pfarrkirche des deutschen Hauses zu Wien am 10. Sonntage nach Pfingsten. „Wer sich selbst erhöht" 2c., Luc. 18, 14. Von Joseph Holzapfel, Prediger d. d. O. H. Wien 1848, Pichler; 8°, 8 S.

Dr. C. W. (Karl Werner?) Die deutsch-katholische Bewegung; Wr. K.-Ztg. Nr. 63, vom 24. August. Gegen Pauli's 1×1=1.

C. J. P. Die erste Bombe gegen den Deutschkatholicismus; Postillon Nr. 46 vom 24. August S. 182. Ueber den Erlaß des apostolischen Feldvicars gegen Hirschberger, eine Maßregel die wider den Grundsatz der „Lehrfreiheit" verstoße und einzig die „Intoleranz", dieses „unauslöschliche Merkmal unserer Kirche" zur Quelle habe. Auch

werde dieser Schritt nach dem bekannten „nitimur in vetitum" nur einen größeren Zulauf zu Pauli's und Hirschberger's Vorträgen zur Folge haben. Siehe dagegen Gärtner Spr. f. St. u. K. Nr. 8. vom 26. August S. 140 f. Einen wahren Schmäh-Artikel gegen den wegen seiner maßlosen Wohlthätigkeit und Aufopferung bekannten Feldbischof Leonhard brachte Omnibus Nr. 62 vom 6. September S. 246.

Wie steht es mit der Aufklärung unserer Zeit? Predigt &c. in der Josephstädter Pfarrkirche am 27. August von Karl Feyerfeil; 8⁰, 16 S. Mörschner's Wwe. und J. Groß.

Das Odeon als Irren-Tempel und die Deutsch-Dummen in Wien. Eine Warnung für Katholiken von Jos. Mühleder, Wien 1848, Ueberreuter; 8⁰, 8 S. (Im August). Halb in Prosa, halb in Versen.

Ein ernstes Wort für den alten katholischen Glauben gegen den s. g. Teutsch-Katholicismus von Dr. A. Stolz. Herausgegeben auf Kosten des Katholiken-Vereins (Im August).

> Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Matth. 7, 15. 16.
>
> Es wird eine Zeit kommen da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihren Gelüsten Lehrer über Lehrer nehmen werden, welche die Ohren kitzeln: und von der Wahrheit werden sie das Gehör abwenden, zu den Lügen aber hinwenden. 2. Tim. 4, 3. 4.

Wien, A. Pichler's sel. Witwe 1848; 8⁰, 28 S. Der Preis war 1 kr., das Hundert zu 1 fl. 26 kr. C. M.; Armen wurde das Büchlein unentgeltlich verabreicht, so daß es binnen kurzer Zeit eine unglaubliche Verbreitung fand. Man sprach von 52000 Exemplaren, wovon wohl der größte Theil auf das außerösterreichische Deutschland gefallen sein mag.

Wr. Kirch.-Ztg. Nr. 69 von 7. September S. 276 über die „reformatorischen Bestrebungen von Leuten jenes Calibers, die à la Ronge in Frankfurt in der Kneipe sich geberden sicut equus et mulus quibus non est intellectus ... Womit beginnen sie und ihre Geistesjünger die Reformation? Mit der Aufhebung des Coelibats oder, richtiger gesagt, mit der Emancipation des Fleisches, mit der Vollberechtigung aller Naturtriebe ohne alle und jegliche Beschränkung. Denn wer vom positiv christlichen Standpunkte der Kirche gewichen, sei er nun Laie oder Priester, wird consequent ebenso sehr die Ehelosigkeit des katholischen Priesterthums wie die Einheit der christlichen Ehe als eine schreiende Ungerechtigkeit gegen das Naturrecht verdammen; denn hier wie dort findet Beschränkung des Naturtriebes statt. Ein solcher wird heute auf Aufhebung des Coelibats und morgen auf Aufhebung der christlichen Ehe dringen; denn sein Weg abgekehrt vom christlichen Standpunkte führt schnurstracks zurück in's Heidenthum, in die Polygamie, in den Harem des Orients."

Das Glaubens-Schwert für denkende Katholiken. Von Ludwig Donin. Dritte Auflage. Wien 1848 Wallner; kl. 8⁰ 24. S.

Gegen das Placat vom 15. August: „Eine neue Religion in Wien" hatte „der Wiener Seelsorge-Clerus" ein paar Tage später ein anderes veröffentlicht, worin er das katholische Volk vor der Irrlehre des Deutsch-Katholicismus warnte. Es gab vor der Stirnseite des St. Stephans-Domes, wo dasselbe angeschlagen war, ein lebhaftes Gedränge. Von einem Mann wurde das Placat herabgerissen, man wollte ihn festhalten, er lief aber davon. Ein halb erwachsener Knabe rief: „Den Pfaffen der heute so gegen die Deutsch-Katholiken gepredigt hat, hätte man arretiren sollen". In einer größeren Gruppe vertheidigte ein Mann die Deutsch-Katholiken gegen die „schändlichen Lügenangriffe" denen sie ausgesetzt seien; er und seine Umgebung wurden immer heftiger, so daß es nahe am prügeln war. Ein Herr der vermitteln wollte hatte das ärgste zu befürchten, ein paar feste Kerle packten ihn: „Nur gleich arretiren den Lumpenkerl!", andere riefen: „Fort mit dem Aristokraten, hängt ihn auf!" bis einige Legionäre, denen er persönlich bekannt war, kamen und ihn befreiten*). Das Placat wider die Deutsch-Katholiken, so wollten einige wissen, habe die Sache nur ärger gemacht. „Jetzt geh' ich just hinein!" habe man die Leute nach Lesung des Anschlages ausrufen hören, und in der That sei zu constatiren daß die „neue Religion" seit diesem Tage „unendlichen Anhang" gewinne**). Dieser Behauptung entsprachen indessen die Thatsachen nicht. Allerdings waren die Versammlungen vom 18. und 19. August, also die ersten nach der Kundgebung des Wiener Clerus, stärker als alle früheren besucht; allein wir erinnern uns warum: es waren dies jene Versammlungen die durch absichtlichen Feuerlärm, also durch eingedrungene Spectakelmacher, wiederholt Gefahr liefen gesprengt zu werden. Die nächste für den 23. angesagte Versammlung konnte wegen der Arbeiterunruhen im Prater nicht abgehalten werden und wurde auf den 29. verlegt. Diese aber war schwächer als alle früheren besucht, man schätzte die Zahl der Anwesenden auf kaum 1500. Sollten etwa die 3 kr. Eintrittsgeld daran schuld gewesen sein? Der erste Redner war wieder Pauli. Er erging sich, wie ein gleichzeitiger Bericht lautet, „in einer scherzhaften Rede durch die Irrgärten der römisch-katholischen Religion und hieb nach allen Seiten mit der scharfen Schneide des Sarkasmus und der Ironie" ***). Er trug

*) J. D. Ein Misverständnis. Nat. Ztg. Nr. 41 vom 5. Septemb. S. 162

**) Bohemia Nr. 151 vom 24.; Wiener Brief vom 21. August.

***) (Grätzer) Herold Nr. 37 vom 2. September S. 148.

darauf sein Glaubensbekenntnis vor und fragte die Anwesenden ob sie ihm zustimmen? Nach ihm trat ein junger Mann auf, Johann Knotzer, und beantragte, man möge sich als Gemeinde constituiren und sich verpflichten nach Stand und Vermögen einen Monatsbeitrag von 6, 10, 12 kr. Conv. M. zu entrichten; die Einzahlung sollte mit 1. September beginnen, man werde sodann das Ministerium um Einräumung einer Kirche angehen. Es wurden hierauf die Statuten verlesen:

1. Wir bilden vorderhand eine Gemeinde.

2. Wir glauben an eine Glaubens- und Gewissensfreiheit.

3. Wir unterhalten unsere Prediger, er kann heiraten, und erhält keine Pension, wohl aber im vorgerückten Alter einen Stellvertreter.

4. Taufe und Begräbnis sind gratis.

5. Die Trauung ist ein bürgerlicher Vertrag. Es ist nur eine kleine Taxe zu zahlen. Es findet dabei eine kirchliche Ceremonie statt.

Während dieser Verlesung hatte Pauli einen Brief Ronge's erhalten, der ihm von der Freude der „Glaubensgenossen" im Auslande über den Eifer der Wiener Mittheilung machte und das Versprechen gab ehestens sich persönlich in Wien einzufinden. Die Verlesung dieses Briefes wurde mit Jubel entgegengenommen*).

Pauli Bekenntnis der Deutschkatholiken in Wien; 1 Bl. fl. 4. Pichler: 1. „Wir vereinigen uns im Glauben an Gott, dem unendlichen Weltgeist, wie Jesus lehrte: Gott ist Geist. 2. Wir glauben an das Gewissen als die Offenbarung Gottes in uns, welches begeistert zu allem Guten, das als solches allgemein anerkannt werden muß. 3. Wir glauben an die Fortdauer des Menschengeistes (es ist Sehnen und Verlangen der Menschenseele) — wie aber dies Verlangen dem Menschengeiste befriedigt werde wissen wir nicht". Und in diesem Tone fort bis Artikel 10, wo insbesondere die katholischen Glaubenslehren von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, vom Teufel, von der „Anmaßung irgend einer Kirche daß sie unfehlbar und daß sie allein seligmachend" sei, von der Ohrenbeichte die nichts „als eine Gewissenstyrannei" sei, verworfen werden. S. auch Nat. Ztg. Nr. 32 vom 25. August S. 127. Gass. Ztg. Nr. 83 vom 30. August S 333 f. mit dem Abdruck der Statuten.

Wien 29. August. An die geehrten Mitglieder des deutschkatholischen Vereines. Abgedruckt am 1. September Gerad' aus Nr. 96 S. 4 f. Nat. Ztg. Nr. 38 S. 150 f. Stud. Cour. Nr. 63 S. 260. Aufforderung zur Einzahlung der Monatsbeiträge. Vereinskanzlei auf der alten Wieden im abgebrannten Hause Nr. 447 3. Stiege 1. Stock.

*) Tirmann Omnibus Nr. 57 vom 41. August S. 227.

Unterzeichnet Joh. Knotzer provisorischer Geschäftsleiter; dann Pauli. L. Schulz. J. M. Pflüger. Karl Schwemmer (Schwammer?)

Der Deutschkatholicismus; Omnibus Nr. 55 v. 29. August. Der Verfasser des Artikels widerspricht der allgemeinen Meinung und Behauptung, daß die Lehre des D. K. „eine neue Religion sei, denn sie predigt weder einen andern Gott noch einen neuen Messias noch einen andern Glauben, dafür will sie aber veraltete fromme Misbräuche und Einführungen beseitigt wissen". Die Hauptfrage drehe sich um die Stellung welche die Kirche im Staate einnehme. „Wenn man nämlich erwägt, wie die Lehre selbst, die Art ihrer Auslegung und Verbreitung, der Gottesdienst, ja selbst die kirchlichen Übungen und Gebräuche nachtheilig für geistige und bürgerliche Freiheit wirken mögen; wenn man sich erinnert daß der Despotismus stets Hand in Hand ging mit pfäffischer Verdummung des Volkes oder an ihr seinen Vorläufer fand, dann ist die Unterordnung der Kirche als einer Gesellschaft im Staate gerechtfertigt. Religionsbekenntnis und Religionsübung ist frei für jeden Bürger im freien Staate, keineswegs aber das Priesterthum und dessen so tief wie energisch ins bürgerliche Leben eingreifende Gesetze und Institutionen . . . Kann unter solchen Bewandtnissen die Kirche neben dem Staate bestehen? Darf der Priester einen Herrn anerkennen der außerhalb des Staatsgebietes, selbst Souverain, unabhängig von jeder andern weltlichen Macht residirt?" Der Artikel versprach eine „Fortsetzung" die jedoch nicht erschienen ist.

J. Scheda Wodurch kann die katholische Kirche das Vordringen des Deutschkatholicismus hindern? Stürmer Nr. 36 vom 31. August. Ein sonderbarer, aber ehrlicher Schwärmer! Je einfacher die Lebensweise eines Menschen, desto gesunder. So sei es auch mit dem Staate, mit der Kirche. Die katholische Kirche in ihrer heutigen Gestalt widerspreche durchaus diesem Principe. „Wir sind nicht jene phantasiereichen Südländer die erst eines Sinnenreizes bedürfen um die Nähe der göttlichen Allmacht recht lebendig zu fühlen und vor ihr anbetend in den Staub zu sinken . . . Die Reformatoren der katholischen Kirche müßen demnach hinwirken dem katholischen Ritus seinen überflüßigen Pomp zu nehmen, sie müßen einen Ritus einführen welcher mehr auf das Herz als auf die Sinne wirkt . . . Der Priester soll mehr mit dem Volke verschmelzen, die Scheidewand zwischen Clerus und Gemeinde muß fallen. Der Priester soll durch die heiligen Bande der Ehe mit dem Volk in verschwisternde Verhältnisse treten . . . Ein großer Theil des Clerus soll sich nicht in dunkle Klostermauern vergraben um seine Handlungen den Blicken der argwöhnischen Welt zu entziehen" . . .

Emanuel Unbedingte Glaubensfreiheit! Religionsfreiheit, kein Toleranzgesetz; Omnibus Nr. 57 vom 31. August S. 226 f. „Wer von der Religionsfreiheit fürchtet für das wahre Christenthum, o der kennt das Christenthum nicht . . . Der Strahl der ewigen Geistessonne wird auch in die von düstern Pfaffennebeln erfüllten Thäler des lieblichen herrlichen Tyrol dringen . . .

Wir alle glauben Einen Gott,
sind Brüder — seine Kinder!

Deutschland-Österreich! Österreich-Deutschland! Du bist ein Hebel in der Hand des HERRN zur Vollendung des größten Werkes Seiner Liebe!"

In der Geißel Nr. 36 v. 2. September „Kleine Geißelhiebe" Nr. 144 war ein Artikel (unterzeichnet Rsa) über die Odeon-Versammlung vom 29. zu lesen, wo Pauli als besoffen geschildert wurde. Dagegen Omnibus Nr. 62 vom 6. S. 246: „An den Religionslästerer Rose" und die Redaction der Geißel, „die ihre Vergleichungen und Späße aus den Cloaken und Retiraden holt".

Predigt des deutsch-katholischen Predigers Pauli über die wahre Religion am 29. August im Odeon gehalten; kl. 8^{0}, 8 S., Klopf u. Eurich. S. dagegen Brunner Deutschkatholische Predigt; Wr. K. Ztg. Nr. 70 vom 9. September S. 280. Nach Pauli's Predigt „ließe sich die neue Lehre auf folgende Weise definiren: Was nicht deutsch ist und nicht katholisch ist, das ist deutschkatholisch ... Wie sinnig ist nicht folgende geographisch-theologische Entdeckung des Apostels: ‚Wenn sich in Wien der Deutschkatholicismus erheben will, so muß es auf sehr lichtfreundlichem Wege geschehen, denn solches ist Bedürfnis'. Was für heiliges druidisches Eichenbaum- und Walddunkel liegt in folgenden Worten: ‚Mir ist es zu wiederholtenmalen aufmunternd gesagt worden: Bisher habe ich gar keine Religion gehabt, so will ich mir nun eine kaufen!'"

Der 3. September brachte eine neue Erscheinung auf die Orchesterbühne im Odeonsaale: Karl Scholl, ehemaligen Prediger in Mannheim, zuletzt wie es scheint in Hamburg, denselben den wir früher als Widersacher Schuselka's kennen gelernt haben*). „Seine Rede", berichtete Dr. P. im Gerad' aus! (Nr. 99 vom 5. September S. 6), „zeigte von gediegenem Wissen und tiefem Studium, der Wohlklang seiner Stimme und seine mehr und mehr sich steigernde Begeisterung ergriffen innig die Gemüther der Zuhörer". Er hob namentlich hervor: der Deutsch-Katholicismus stehe im Gegensatz nicht blos zur katholischen Kirche sondern auch zu dem Protestantenthum, und gebrauchte für jenen folgendes argumentum ad hominem: „Gott ist überall, folglich auch auf dieser Erde, wo aber Gott ist ist der Himmel; daher ist der Himmel auch auf der Erde". Scholl's Vortrag wohnte, in dessen Nähe sitzend, Hirschberger bei, das „Opfer seiner Freimüthigkeit, derselben Tugend mit welcher uns der große gottbegabte Prophet von Nazareth voranleuchtete". Nach geendeter Predigt Scholl's trat Eckart vor, um die Versammelten im Namen des demokratischen Vereins zur Theilnahme an dem für die am 23. August gefallenen Arbeiter veranstalteten Trauerzuge einzuladen (Postillon Nr. 56 vom 5. September S. 223,

*) Siehe oben S. 199.

unterzeichnet A. A. K.). Freitag den 8. ließ sich wieder einmal Pauli hören, aber nicht im Odeon, sondern im Gasthause „zur eisernen Brücke" in Gaudenzdorf, wo es ihm bald übel ergangen wäre. Es erhoben sich fast sämmtliche Anwesende, unter welche, wie behauptet wurde, ein Fleischhauermeister eine Anzahl Ochsenziemer vertheilt hatte, gegen ihn und würden ihn mishandelt haben, wenn ihn nicht der Wirth rasch in Sicherheit gebracht und so lang verborgen gehalten hätte bis sich die Menge im Saale und vor seinem Hause verlaufen hatte, was mehrere Stunden währte (Fremdenblatt Nr. 244 vom 12.). Am Sonntag darauf, 10. September, predigte Scholl neuerdings, wobei es wieder einmal einen kleinen Scandal gab. Als nämlich der Redner in vollstem Zuge seiner Angriffe gegen Kirche und Papst war, rief ihm eine Stimme hinauf: „Du bist ein Lügner!" Der Ruhestörer wurde ergriffen und zum Saale hinaus befördert. Der Geschäftsführer Knotzer meldete eine Deputation der Breslauer deutsch-katholischen Gemeinde an und stellte deren Prediger Anton Wagner vor, einen gebornen Österreicher und gewesenen katholischen Priester; seine „schmucklose ungekünstelte Rede erregte sehr viel Heiterkeit". Zum Schluße wurde der frühere Ruhestörer wieder in den Saal geführt, mußte um Verzeihung bitten und dem Prediger den er unterbrochen Abbitte leisten; „so übte die neue Gemeinde zum erstenmal eines ihrer wichtigsten Gebote — die Liebe!" (A. A. K. ebenda Nr. 62 vom 12. September S. 246.)

Scholl's erstes Auftreten vor der Deutsch-Katholiken-Versammlung im Odeon-Saale zu Wien am 3. September 1848. Predigt ꝛc. Wien Benko; 8⁰, 24 S.

Die verführten Katholiken; Mittelstraße Nr. 6 vom 15. September S. 22. Die letzte Odeon-Versammlung betreffend: „Wir ächte Christen müßen, die Sache ernsthaft nehmend, bitterlich über die Verworfenheit der in dem genannten Tanzsaale mit blinder Wuth gepredigten höchst gotteslästernden Grundsätze weinen. Gott verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun". Unterzeichnet ist der nicht sehr lange Aufsatz: „Ein katholischer Christ der erst im 17. Jahre seines Lebens das unaussprechliche Glück hatte, die heilige Taufe zu empfangen".

Letzte Worte des schon hinscheidenden Ignaz Frischauf, Cand. d. Philosophie, mit lauter Stimme, drei Stunden vor seinem Hinscheiden zu seinen Eltern, Geschwistern und Freunden gesprochen; 1 Bl. 8⁰ (ohne Angabe des Druckorts). Mahnung festzuhalten an der christkatholischen Kirche, die jetzt „in einer schlechten Zeit" stehe: „sie wird noch viel zu streiten und zu kämpfen haben, doch der Herr wird ihr beistehen, damit der Feind nicht sieget".

Am 16. September brachte L. A. Frankl's Ab. Ztg. ihren Lesern die frohe Botschaft, Johannes Ronge sei bereits in Wien angekommen und werde morgen Sonntag im Odeon predigen: „fast dürfte der Raum zu klein sein um die Zuhörer zu fassen". Das Blatt hielt sich darüber auf daß der Vermiether des Saales „wegen Benützung der Localitäten und wegen Schadenersatzes" ein Eintrittsgeld von 3 kr. verlange. Es war ihm sehr darum zu thun zu erfahren, wie groß die Zahl der Anhänger „der jungen Kirche" in den verschiedenen Ländern sei; es wunderte sich warum Schuselka schweige, freute sich daß Eduard Duller kommen werde und fragte warum der dritte österreichische expatriirte Deutsch-Katholik Hermann Rollet nicht das gleiche thue*).

Es waren für Sonntag den 17. drei deutsch-katholische, oder wie sie nun häufiger genannt wurden freie christliche Versammlungen angekündigt: um ½9 Uhr VM. beim „Vogel" in Maria-Hilf wo Scholl „aus Hamburg" und 10 Uhr im Odeon wo Prediger Wagner angemeldet waren, um 3 Uhr NM. endlich sollte im Odeon die Constituirung der neuen Gemeinde stattfinden. Es war der große Tag der „neuen Religion" in Wien und Johannes Ronge war dessen Held und Prophet. Zum erstenmal war jetzt auf dem Orchester eine förmliche Rednerbühne hergerichtet, mit Guirlanden und mächtigen Blumensträußen geziert, zwischen denen der Redner zu stehen kam. Den Anfang machte Wagner, indem er eine kurze Geschichte des Deutsch-Katholicismus gab, das Erscheinen Ronge's ankündigte und den verehrten Gast durch keinen Ruf zu unterbrechen bat; denn er sei nicht gekommen um Beifall zu ernten sondern das Wort der Wahrheit zu lehren. Er las sodann den Ronge'schen Brief aus der Laurahütte, als ob derselbe nicht ohnehin von aller Welt gekannt wäre, und forderte Pauli auf, mit dem Gefeierten zu erscheinen. Es erschien ein Mann von mittlerer Größe und nicht sehr kräftigem Gliederbau; schwarzes Haar das schlicht auf den Nacken fiel und ein dunkler starker Kinnbart umschatteten ein Antlitz mit bleichen regelmäßigen Gesichtszügen, aus denen die hellen Augen unter dunklen Brauen hervorleuchteten. Ein trotz der vorausgegangenen Mahnung hervorbrechender Gruß der Versammlung wurde von ihm mit der Hand abgelehnt. Es zeigten sich darauf sechs kleine weißgekleidete Mädchen mit Blumen und deutschen Bändern geschmückt, die Pauli dem Meister vorstellte „als einen stillern schönern

*) Nr. 142 S. 581, Nr. 143 vom 18. S. 585.

Gruß der Gemeinde welche die Jugend ihm schickt als ihre Zukunft“. Darauf begann Ronge seinen Vortrag: er sprach klar und verständig, aber auch einförmig, ohne Schwung der Gedanken, ohne zündendes Aufflammen des Wortes; auch fand man seine Aussprache etwas gedehnt und „nicht ganz rein“. Jedenfalls stach seine ruhige von einem wohlklingenden Organ getragene Sprache vortheilhaft ab gegen die gemeine lüderliche von groben Witzen und rohem Geschimpfe durchflochtene Vortragsweise Pauli's. Der Hauptgrundsatz des Deutsch-Katholicismus, sagte er, liege in dem Gebote: „Du sollst Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten!“, das Hauptgebot desselben sei die Liebe. „Dieses zu bewerkstelligen ist eine schwere Aufgabe, denn auch jetzt gibt es Verfolgungen mancher Art. Aber die gute Sache wird und muß siegen, trotz der Zollschranken und Sperren. Katholicismus und Protestantismus werden durch uns vereiniget werden“*). Nachdem Ronge geendet trat nochmals Wagner auf, indem er der Versammlung ankündigte, daß morgen Montag den 18. in der Vereins-Kanzlei von 8 bis 12 Uhr VM. und von 2 bis 6 Uhr NM. die Beitritts-Erklärungen aufgenommen werden sollten.

Johannes Ronge. Ein Wort zu seiner Zeit. 1 Bl. fol. Sell.

Eine neue Religion in Wien! oder entdeckte Verruchtheit Metternich's. 1 Bl. groß fol. Klopf und Eurich; 2 Aufl. unterzeichnet: Scheibe; 2 Aufl. ohne Verfasser.

Keine neue Religion, sondern die uralte! Ein Wort an die Deutsch-Katholiken ihre Freunde und Feinde. Von K. Mr. 1 Bl. fol. Hirschfeld (zu haben im Redactionslocale des „Omnibus“).

Johannes Ronge's erste Rede gehalten in der Versammlung der freien christlichen deutsch-katholischen Gemeinde zu Wien am 17. September 1848; Kaulfuß Witwe, Prandel et Cie., kl. 8⁰, 12 S.

Des berühmten Johannes Ronge, auf dessen Kopf von Metternich ein Preis gesetzt war, erste geistreiche ergreifende Predigt und Aufruf zum Beitritt der (sic!) deutsch katholischen Religion. Gesprochen im Odeonsaal Sonntag am 18. (recte 17.) September. Stenographischer Bericht: kl. 8⁰, 7 S. M. Sell. Es wird hier Scholl statt Wagner und Wagner statt Scholl genannt, und die Zahl der Anwesenden auf „wenigstens 12000 Menschen“ angegeben, während die Wr. Abend-Ztg. Nr. 143 S. 584 f. nur „an 6000“ erwähnt. Von einer „Vereins-Kanzlei“ hatte schon „Hirschberger's erstes Auftreten“ Meldung gethan und zwar im „k. k. Militär-Garnisons-Haupt-Spital zu Wien.“ Später war, wie wir früher erwähnt, die Vereinskanzlei im s. g. abgebrannten Hause auf der Wieden.

*) Wr. Gass. Ztg. Nr. 109 vom 19. September S. 108.

A. Schleicher Ronge's erstes Auftreten in Wien; Stud. Cour. Nr. 78 vom 19. September S. 319. Möge Ronge's Lehre „bei Vielen Eingang finden; denn sie ist die ächte wahre: das auf Vernunft gebaute Christenthum!"

Unsere Ansicht über den Deutsch-Katholicismus (Unterzeichnet: Die Redaction); Oest. Volksblatt (Linz) Nr. 150 vom 20. September „Nehmt nur, ihr s. g. Deutsch-Katholiken, mit eurem traurigen ‚Wunsche nach Unsterblichkeit' ohne Hoffnung, dem Manne des Jahrhunderts, dem Proletarier, seine Anwartschaft auf die Zukunft und sehet zu ob er sich mit den Brodsamen der Gegenwart begnügen wird, die ihr ihm von eurer Tafel gnadenvoll zuzuwerfen euch herablasset. Als Griechenland seine Hermessäulen und Rom seinen Jupiter fulminans nicht mehr beräucherten, da sanken die Weltreiche in Trümmer. Sehet zu daß der Deutsch-Katholicismus nicht der Borkenwurm in Deutschlands altem Druidenhaine, und mit der Wallfahrt auch die Wohlfahrt zu Grabe getragen wird. Montesquieu behauptet: Je mehr die Bürger des Staates der Religion schuldig zu sein erachten, desto mehr werden sie dem Staate schuldig zu sein glauben."

Brunner Ronge hat Wien beglückt; Wr. K.-Ztg. Nr. 77 vom 26. September S. 307 f. Ueber die Versammlung vom 17. September, wo Ronge's Brief unter dem Vorwande vorgelesen worden, daß die Wiener unter den früheren Censurverhältnissen keine Kenntnis davon hatten. Brunner meint im Gegentheil, „daß in keiner Stadt Deutschlands damals so viel Rongebriefe verkauft wurden als in Wien, und daß man hier den famosen Brief bei weitem nicht so sehr regardirt hätte, wäre damals schon Preßfreiheit gewesen." Ronge's Erscheinung und Auftreten wird geschildert wie folgt: „Kleine Gestalt, ein Wald von kohlschwarzem Haar und Bart um ein Gesicht, welches eine wahre Saharawüste von Leerheit und Unbedeutendheit darstellt. Schwarzer Frack, weiße elegante Manchetten. Die Hände lagern sich während der Rede abwechselnd auf den vollen Blumensträußen. Das gefällt einigen Damen ausnehmend, es ist so außerordentlich lieb... Umstanden war Ronge von Physiognomien die kein Christ auf seinem Sterbelager um sich sehen möchte, es sprach aus allen der Hochmuth und die Wichtigthuerei, welche geistige Unbedeutendheit im Gefolge zu haben pflegt. Vollends lächerlich machte sich Pauli. Mit rollenden Augen sah er während Ronge's Rede um sich, die Arme verschränkten sich, und es war ihm alle erdenkliche Mühe anzusehen sich die Mienen eines Weltbezwingers zu geben... Neben mir schrien einige Jünglinge aus dem zerstreuten Volke — die sich sehr zahlreich eingefunden hatten." B. schätzte die Zahl auf 4/5000; „die bedeutende Überzahl war natürlich aus Neugierde gekommen."

Am 17. nachmittags, wahrscheinlich unmittelbar nach der Odeons-Versammlung, fand die Constituirung der deutsch-katholischen Gemeinde, die Annahme ihrer Verfassung, die Wahl des aus etwa zehn Mitgliedern bestehenden Vorstandes statt. Vom selben Tage datirt eine „Verwahrung",

laut welcher „der Vorstand als erwähltes Organ“ der neuen Gemeinde im Namen derselben gegen verschiedenseitig laut gewordene „lügenhafte Verdächtigungen“ erklärte, „daß unsere Vereinigung weder einen wie immer Namen tragenden politischen Zweck hat, noch auch von irgend einer politischen Partei Einfluß auf die Gemeinde-Angelegenheiten üben läßt oder lassen wird“. Am 18. wurde vom Vorstande — Präses Besneker, Cassen-Director Fellner, Revisor Bauer — beschloßen das thatsächliche Bestehen des Vereines unter dem Titel „freie christliche Gemeinde“ dem Ministerium anzuzeigen und dasselbe um Zuweisung der Liguorianer-Kirche oder sonst eines passenden Locales zu ersuchen *). Nachdem sich noch Eduard Duller in Wien eingefunden und am 21. einen Vortrag gehalten hatte, beging Sonntag den 24. um 5 Uhr NM. die freie christliche Gemeinde ihren ersten feierlichen Gottesdienst. Derselbe fand in dem „kirchlich hergerichteten“ Musikvereins-Saale statt, derselben Räumlichkeit wo der wailand Sicherheits-Ausschuß seine Sitzungen abgehalten hatte. Die kirchliche Herrichtung bestand in einem mit rothem Sammet bedeckten „Altartisch“, auf welchem die „Abendmahl-Gefäße“ zwei silberne Kannen und zwei dto. Becher, ein Teller mit natürlichem „Weißbrod“ und zwei Leuchter standen und eine Bibel lag. Ein von Ronge gesprochenes kurzes Gebet, Chorgesang. Ronge und Wagner hielten Vorträge, letzterer als der erkorne Prediger der neuen Gemeinde **). Nun folgte das gemeinsame „Abendmahl“, das von den Klängen einer kleinen Orgel begleitet wurde. „Das Abendmahl feiern wir“, hieß es in der „Verfassung“, „wie es Jesus gefeiert hat, durch gemeinschaftlichen Genuß von Brod und Wein, als eine Handlung wodurch wir sinnbildlich unsere geistige Gemeinschaft untereinander und mit Christo darstellen“. Es traten je 10—15 Personen heraus, stellten sich im Halbkreise auf und empfingen zuerst Brod, dann Wein, zuletzt communicirten beide Prediger einer den andern und gaben sich den Bruderkuß. Zum Schluße wieder Chorgesang. „Der ganze Act des Gottesdienstes war sehr einfach. Die Versammlung ging tief ergriffen, mit guten Vorsätzen, versöhntem Gemüthe und bewegtem Herzen ausein-

*) Em. Werner Gerad' aus! Nr. 115 vom 23. September S. 5.

**) Wr. Sonntagsblätter Nr. 40 (N. F. 29) S. 721 f. — Der Prager „Ranni List“ č. s str. 20 bemerkt: „Služby Boží videnského náboženského spolku D. K. se držeji ve sále hudebni jednoty. Bůh nás ochraň od podobných náboženských sekt.“

ander" *). Dienstag den 26. abermals um 5 Uhr NM. war Versammlung der Frauen, die über ihre Stellung und Pflichten aufgeklärt und mit Weisungen bedacht wurden, wie sie in ihrem häuslichen Kreise gutes wirken und die geistigen Eigenschaften ihrer Kinder vortheilhaft entwickeln könnten. Um 7 Uhr war allgemeine Versammlung, in welcher Scholl predigte. Die Gemeinde war, wenn man den Verlautbarungen aus ihrem eigenen Schoße trauen darf, in rascher Zunahme begriffen; gleich am 18. September sollen sich 1400 Gläubige eingefunden haben, „darunter Familienväter"; im Musikvereinssaal am 24. seien „an tausend Personen" erschienen, gegen Ende des Monats zählte man ihrer 2000. Mit der Überlassung der ehemaligen Liguorianer-Kirche schien sich das Ministerium Zeit zu lassen: „warum verwendet sich die Gemeinde nicht um die leerstehende kleine Kirche in der Jägerzeile?"

Verwahrung. Wien 17. September 1848. Der Vorstand der freien christlichen Gemeinde. 1 Bl. kl. 8" Benko.

Der Tag Christi. Ein Vortrag rc. gehalten am 21. September von Dr. Eduard Duller. Wien Kaulfuß Wwe., Prandel et Cie., kl. 8", 18 S.

Vorschläge zur Begründung einer Verfassung der freien christlichen (deutsch-katholischen) Gemeinde in Wien; kl. 8", A. Benko, 8 S.

Verfassung rc. (mit den „Vorschlägen" völlig gleichlautend).

Gesänge und Gebete beim ersten Gottesdienst der freien christlichen (deutsch-katholischen) Gemeinde in Wien. Sonntag den 24. September 1848 in Wien; 8", 4 S. A. Benko.

Tägliches Gebet eines Deutsch-Katholiken, mit der Approbation des Herrn Hermann Pauli veröffentlicht; 1 Bl. 8" Lell (September).

Als Leitfaden für den Gottesdienst und für den häuslichen Gebrauch wurde Duller's „Gesang- und Erbauungsbuch für christliche Gemeinden" angenommen, das dann auch auf österreichischem Boden eine zweite Auflage (Krems 1849 Karl Meyer; kl. 8° VIII u. 383 S.) erlebte.

Ronge; Gold. Mittelstraße Nr. 10 vom 28. September S. 39: „Da sich im Odeon-Tanzsaale ohne Musik nicht gut über alle Glaubensartikel weghüpfen läßt und weil die Riesenräume für die schon Millionen zählende frei-christliche Gemeinde schon zu eng geworden, sah man sich genöthigt nun zum kleinen Musikvereinssaale seine Zuflucht zu nehmen. Ronge soll leben, sowie sein Glaube lebendig ist." Unterzeichnet: „Ein Ex-Jude."

*) H—l in Öst. Courier Nr. 232 vom 27. S. 935 und A. A. K. im Postillon Nr. 76 vom 28. S. 300.

Lothar Deutsch-Katholisch oder Römisch-Katholisch was ist besser? was wollen wir seyn? Als Entgegnung des Placats des Herrn Gärtner rc. September 1848; 1 Bl. fol. Lell... Gärtner antwortete hierauf und widerlegte Punkt für Punkt die Anklagen des Pseudonymus in seinem Sprecher f. St. u. K. Nr. 13 vom 30. September S. 228—231.

Die ganze Beschreibung von der neuen Religion die wir erst gekriegt haben, oder: was bisher in den Köpfen der Wiener für eine schauderhafte Finsterniß gewesen ist. Wien im Monat September 1848. Unterzeichnet: Ein deutscher Katholik; kl. 4° 2 Bl. Ludwig.

Der echte Schwarzgelbe. Oder: Das neue Evangelium von Wien, oder: passende Stellen a. d. neuen Testamente auf alle zeitgemäßen Parteien in Wien. Im Monate September 1848; gr. 4° 2 Bl. Ludwig.

H. Linden Johannes Ronge, der Luther des 19. Jahrhunderts. „Wer arges thut der hasset das Licht" rc. Johannes 3, 20. September 1848; 1 Bl. fol. Klopf und Eurich; 2 Aufl.

C. Ein Brief; Chownitz Opposition Nr. 2. vom 3. October S. 7. Der Briefsteller, einst Deutsch-Katholik, hat ein anonymes Schreiben erhalten: er werde sich doch jetzt der Gemeinde wieder anschließen? „Das werde ich bleiben lassen", antwortet er; „Ich bin vor drei Jahren aus dem Deutsch-Katholicismus getreten und — habe es noch nicht bereut. Vieles habe ich seither bereut, das eine nicht. Wie jener persische Gesandte einst in Frankreich bei einem Tournier sagte: für Spiel ist's zu viel, für Ernst zu wenig; so könnte man vom Deutsch-Katholicismus sagen: für Religion ist's zu wenig, für Philosophie — noch weniger."

Die freie christliche Gemeinde zu Wien; Sonntagsbl. Nr. 40 (N. F. 29) vom 1. October S. 721 f. Hoffnung die neue Gemeinde werde „schön und herrlich gedeihen; wir hoffen dies um so mehr da die Gemeinde aus dem edelsten Kerne der hiesigen Bevölkerung stammt und in ihrem sittlichen Streben den sichersten Halt hat... Sie ist nicht eine neue Secte, sondern der Beginn der künftigen Wiedervereinigung aller einander bisher so schroff entgegengestandenen Glaubensparteien zu einer einzigen allumfassenden Weltkirche, in welcher man keine Absonderung, keine Ausschließung oder gar Verdammung um des Glaubens willen mehr kennt."

Tauf-Rede der frei-christlichen (deutsch-katholischen) Gemeinde in Wien; 8°, 6 S. Fridrich.

Frei-christliche (deutsch-katholische) Taufrede gehalten am 9. October 1848 als dieser christliche Gebrauch zum erstenmal in der frei-christlichen Gemeinde in Wien an einem neugebornen Knaben vollzogen wurde. Von Anton Wagner ihrem Prediger; 8°, 6 S., Friedrich.

* * *

In meiner Sammlung finde ich:

Das neue Jerusalem. Die Hauptlehrsätze der Neuen Kirche genannt das neue Jerusalem (Daniel 7. Cap. 13—14. Johann. Offenb. 21 Cap. 1—2). 8°, 2 Bl. Klopf und Eurich.

Das Schriftchen ist undatirt und fehlt mir daher jeder Anhaltspunkt wann es erschienen. Da mir über das Auftauchen und die erste Verbreitung dieser Secte überhaupt nichts näheres bekannt ist, so werde ich jedem verbunden sein, der mir hierüber verläßliches mitzutheilen in der Lage ist.

Anhang.

Kundmachung des Excommunications-Urtheiles gegen Johann Hirschberger.

Mit innigster Betrübnis Unseres Oberhirtlichen Herzens bringen wir unserer geliebten Geistlichkeit und dem unserer Obsorge anvertrauten christlichen Volke zur Kenntnis, daß der Priester Unserer Erzdiöcese Johann Hirschberger, welcher seit dem Jahre 1835 in der k. k. Militär-Seelsorge angestellt war und zuletzt den Dienstposten eines Caplanes in dem Wiener Garnisonshauptspitale inne hatte, dem heiligen Glauben, dessen Bekenntnis er bei der Taufe durch den Mund der Taufpathen und bei dem Empfange der heiligen Priesterweihe öffentlich und frei abgelegt hatte, untreu geworden ist. Die öffentlichen Blätter berichteten bereits vor einiger Zeit, daß der genannte Priester an den zu Wien stattgehabten Versammlungen der sogenannten Deutsch-Katholiken theilgenommen habe, nicht minder wurde Uns durch das hochwürdige k. k. apostolische Feld-Vicariat unter dem 13. August 1848 Z. 743 mitgetheilt, der Priester Johann Hirschberger habe sich von der Secte der Deutsch-Katholiken hinreißen lassen, in ihren Zusammenkünften öffentliche Reden gehalten und in denselben Grundsätze und Ansichten ausgesprochen, die mit dem Glaubensbekenntnisse eines katholischen Priester nicht bestehen können und ihm alles Vertrauen der katholischen Gläubigen rauben mußten, was zur Folge hatte, daß derselbe suspendirt und, da ihm eine katholische Seelsorge nicht ferner anvertraut bleiben konnte, von seinem Dienstposten entlassen wurde.

In pflichtmäßiger Sorgfalt, daß nicht durch Verabsäumung Unserer oberhirtlichen Pflichten eine Seele verloren gehe, für welche Wir dereinst vor dem Richterstuhle unseres Herrn Jesu Christi, des obersten Hirten der Seelen, Rechenschaft ablegen werden, dann im Hinblicke auf die schreckliche Drohung, die der Herr durch den Propheten Ezechiel mit den Worten ausgesprochen hat: „Wenn ich zu dem Gottlosen sage, du wirst des Todes sterben, und du verkündest es ihm nicht und sagst es ihm nicht, daß er von seinem bösen Wege sich bekehre und lebe, so soll derselbe Gottlose in seiner Missethat sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern", haben wir den Priester Johann Hirschberger zur Besserung Genugthuung und Buße aufgefordert.

Es ist demselben durch Unser Consistorium unter dem 30. August 1848 Z. 4734 bedeutet worden, daß er einen öffentlichen Widerruf der von ihm vor zahlreichen Versammlungen vertheidigten, den Lehren und Institutionen der heiligen katholischen Kirche widerstreitenden Grundsätze zu leisten, das von ihm gegebene große Aergernis nach Möglichkeit wieder gut zu machen und jene Weisungen zu vollziehen haben werde, welche die ihm vorgesetzte geistliche Diöcesan-Behörde in dieser Angelegenheit für nothwendig erkennen würde. Es ist bei diesem Anlasse die Zuversicht ausgesprochen worden, daß der Priester Johann Hirschberger mit Rückblick auf das heilige Taufgelübde und auf das bei der heiligen Priesterweihe abgelegte Glaubensbekenntnis zur Einsicht des groben kirchlichen Vergehens, dessen er sich schuldig gemacht, gelangen und in inniger Reue über das Geschehene mit der entschiedenen Bereitwilligkeit, für die Gott und seiner heiligen Kirche zugefügte schwere Unbild nach Kräften die erforderliche Genugthuung zu leisten, in treuem Gehorsam gegen das ihm vorgesetzte Fürsterzbischöfliche Ordinariat den vorerwähnten Weisungen nachkommen werde, wogegen er, falls er diesen wohlgemeinten Mahnungen widerstreben sollte, es nur sich selbst zuzuschreiben haben würde, wenn das Fürsterzb. Ordinariat von der ihm durch die Kirche übertragenen Gewalt nothgedrungen Gebrauch machen und gegen ihn nach Vorschrift der heiligen Kanonen vorgehen müßte, um von dem lebendigen Leibe der Kirche Gottes, dessen Haupt Jesus Christus ist, ein unfügsames widerspänstiges Glied abzutrennen. Schließlich ist dem Priester Johann Hirschberger der rege Wunsch des Fürsterzbischöflichen Ordinariates eröffnet worden, daß der barmherzige Gott ihn erleuchten und sein irregeleitetes Herz der heiligen katholischen Kirche wieder zuwenden wolle, in welcher er nach gewirkter aufrichtiger Buße allein Beruhigung und Frieden finden und sich vor einer Verantwortlichkeit bewahren würde, deren Gewicht in seiner Todesstunde schwer auf ihm lasten dürfte.

Leider haben diese väterlichen Erinnerungen und Warnungen nicht den

gewünschten Erfolg gehabt und ist von dem Priester Johann Hirschberger unter dem 8. September 1848 die nach seiner Angabe wahrheitsgetreue wohl überlegte und unwandelbare Erklärung an Unser Consistorium abgegeben worden, „daß er bereits seit langen Jahren mit seinem katholischen Bewußtsein zerfallen und um selbes gebracht sei, daß er ganz unabsichtlich, blos getrieben von Neugierde in die zu Wien stattgehabte Deutsch-Katholiken-Versammlung am 15. August getreten und allda in einem unbewachten Augenblicke von dem Gedanken überrascht worden sei, nach seiner jahrelang zurückgehaltenen Herzensüberzeugung dem Fortschritte auf dem Gebiete der Religion im allgemeinen öffentlich das Wort zu reden, worauf er von der Versammlung gedrängt war, noch einmal zu sprechen, was am 18. August über einige (angeblich) zeitgemäße Reformgegenstände geschehen ist, daß ihn die kirchliche Härte nicht länger mehr im Kirchendienste geduldet habe und seine inneren tiefgefühlten ihn durchdringenden religiösen Ueberzeugungen es sind, die ihn nicht länger mehr dulden in einer Kirche, für deren Dienste er eine Unmöglichkeit ist", wornach der mehrgenannte Priester, fußend auf die von Sr. Majestät unserem gnädigsten Kaiser §. 17 der Verfassungsurkunde allen Staatsbürgern gewährleistete volle Glaubens- Gewissens- und persönliche Freiheit sein Ausscheiden aus der römisch-katholischen Kirche unserem Consistorium kundgegeben und gebeten hat, seinen bisherigen Scheinverband mit der römischen Kirche für aufgelöst und ihn fortan außer der Kirche betrachten zu wollen.

Der Priester Joh. Hirschberger gesteht demnach, jahrelang die Geheimnisse des heiligen katholischen Glaubens mit ungläubigem Sinne und Herzen verwaltet und öffentlich eine religiöse Ueberzeugung geheuchelt zu haben, die seinem Innern fremd war, wornach von ihm ein schauerlicher Frevel an den heiligsten Mysterien der katholischen Kirche, ein arger Betrug an den seiner Obsorge anvertraut gewesenen Gläubigen geübt worden ist. Und da derselbe ferner den oben erwähnten heilsamen Erinnerungen kein Gehör gibt, in seiner Verblendung der Kirche Gottes, die er schwer beleidigt hat, die entsprechende Genugthuung verweigert und selbst um Auflösung seines bisherigen Verbandes mit der Kirche das Ersuchen stellt, so sind Wir äußerst unliebsam bemüßigt, gegen ihn nach den Vorschriften der heiligen Kanonen vorzugehen, welche auf das Beispiel der heiligen Apostel gestützt ein unheilbares Glied, das für die auf dasselbe angewendete Arznei unempfänglich ist, durch die Excommunication von dem Leibe der Kirche abgetrennt wissen wollen. In Anbetracht dessen erkennen Wir hiemit im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft der Uns als Erzbischofe der Olmüzer Erzdiöcese übertragenen Binde- und Lösegewalt, daß der Priester Joh. Hirschberger aller einem katholischen Christen und

Priester zustehenden Rechte verlustig, von der kirchlichen Gemeinschaft der katholischen Christen getrennt, von unserer heiligen Mutter der Kirche Gottes ausgeschlossen und excommunicirt sei, so lang bis er in sich geht, wahrhafte und grundhältige Buße übt und der von ihm schwer beleidigten Kirche Gottes die seinem Frevel entsprechende Genugthuung leistet.

Der Herr wolle ihm die Gnade dazu verleihen, damit er dereinst im Gerichte des Herrn bestehen und seine Seele gerettet werden möge, am Tage unseres Herrn Jesu Christi.

Gegeben in Unserer Fürsterzbischöflichen Residenz
zu Kremsier 13. September 1848.

Maximilian Joseph,
Fürst-Erzbischof.

Nicolaus Lenau im Leben und Dichten.

Erinnerungen von Eugène Obermayer.

Als es mir gelungen, mich dem größten elegischen Dichter der Deutschen, dem Schöpfer unserer lyrischen Epik vorzustellen, gegönnt war ihm immer näher zu stehen, war sein Ruf, sein Ruhm schon unbestritten im In- und Auslande. Er war allgemein als eine Größe ersten Ranges anerkannt. Die weichen Accorde seiner melancholischen Lieder, seine Durchdringung der Natur mit Gefühl und Geist, die Urkraft seiner lebendigen Schilderungen, die eigenartige kühne Bildlichkeit seiner Sprache hatten auf die weitesten Leserkreise einen unwiderstehlichen Zauber ausgeübt. Die dichterisch veranlagte Jugend schwärmte für ihn in so hohem Grade, daß Alfred Meißner in der Geschichte seines Lebens sich keineswegs einer Übertreibung schuldig macht, wenn er erzählt, für ihn und seine jungen Freunde habe das Erscheinen eines neuen Buches von Lenau die Bedeutung eines neu entdeckten Welttheils gehabt! Mit welcher Begeisterung er in Schwaben aufgenommen, wie liebevoll er dort gepflegt und behütet worden, bedarf hier keiner Wiederholung; in Wien fand er einen auserlesenen Kreis von literarischen Freunden und vor allem jene hochherzige Freundin, die er als seine Muse feierte, von deren Freundschaft er sagte, daß er in ihr „stehe und wachse". Auch die Ertragsquelle seiner Dichtungen floß immer reichlicher, und dennoch — ich hab' ihn nie weder zufrieden heiter, geschweige denn glücklich gesehen. Erblickte man den bleichen Mann mit müdem Schritt vorgebeugt dahinwandeln, rief man unwillkürlich aus:

„O daß ein Mann von so viel Wissen
Kann sein im Herzen so zerrissen!"

Er trug schwer an seinem inneren Unfrieden:

„Weh' Dir, wenn sich in Deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle schlagen!"

Der unselige Zwiespalt seiner Seele: wehmüthige Sehnsucht nach frommem Frieden, ungestümer Drang nach geschichtlichen Kämpfen, klaffte wie ein offener Abgrund, ein unüberbrückbarer. Es that Einem in der Seele wehe, sah man, um mit Rudolf Gottschall zu sprechen, „diesen Geist von seltener Energie und Originalität Natur und Geschichte zwingend die Trauerfahne seiner Melancholie zu tragen" stets kämpfen wie ein unbesiegbarer Held und schließlich todtwund unterliegen!

Ich ehrte als „ein blitzgeweihtes Enelysion dieses Herz", diesen Geist, so hoch, so innig, daß ich heute noch kaum begreife, wie ich den Ausbruch seines Wahnsinns, der mich jahrelang betrübte, gefahrlos überstanden habe. Der mir unvergeßliche Meister tauchte wie oft in den algierischen Wüsteneien, ja mitten im geräuschvollen Paris leibhaftig als „Der traurige Mönch" unversehens vor mir auf, ich aber brachte die Frage:

„O sage, was dich kränkt,
Was dich so sehr bewege?"

nie über meine Lippen . . . .

Bald nach Lenau's Tod wurde ich von mehreren Seiten angegangen den Inhalt der folgenden Blätter zusammenzufassen und zu veröffentlichen. Dies erschien mir damals als die Zumuthung einer Entweihung: ich hätte sicherlich nicht aus freier Kehle sprechen können; hingegen war es mir willkommen als der von Lenau selbst hochgeschätzte Dichter L. A. Frankl mir den Wunsch aussprach, meine Aufzeichnungen für sein, wenn ich nicht irre, 1853 erschienenes Buch über Lenau zu benützen, konnte doch kein Berufener dem Verstorbenen in geistvollerer Weise gerecht werden. So sei denn ausdrücklich hervorgehoben, daß keineswegs alles, was weiter unten berichtet, zum erstenmal mitgetheilt wird.

Nur noch eine kurze Bemerkung. Daß ich mich jahrelang mit meinem Lieblingsdichter beschäftigt, die reiche einschlägige Literatur kenne, wird mir wohl jeder auf's Wort glauben. Nun denn: in der zweiten Auflage seines angeführten Buches versichert unser L. A. Frankl, die Briefe des wildleidenschaftlichen früh verstorbenen Vaters des Dichters mit der gegen den Willen der Familie heimlich mit ihm Verlobten, jener „engelsguten Mutter", die (nach Lenau's Schwestermann) unter ihres Mannes Leichtsinn furchtbar litt als sie Nicolaus unter dem Herzen trug, seien aufbewahrt und späterer Veröffentlichung vorbehalten. Obgleich ich nun kaum hoffe dieselben recht-

zeitig lesen zu können, bin ich doch überzeugt, daß sie die besten Schlüßel geben werden zu den dem großen Unglücklichen beherrschenden verhängnisvollen Stimmungen seines Gemüthes und Richtungen seines eigenartigen Geistes — womit ich mich als Anhänger des Dogmas der erblichen, der ererbten Vorstellungen bekenne.

* * *

Vor vierundvierzig Jahren trat ein junger Mann scheuen Schrittes in das sogenannte silberne Kaffeehaus des seligen Neuner, das sich im ersten Stock eines Hauses in der Plankengasse befand. Ich kann mit aller Bestimmtheit versichern, daß er ein solches Locale keineswegs zum erstenmal betrat, ja sogar hinzufügen, daß er gar oft der hitzigsten Billardpartie kalten Blutes zugesehen. Nicht so heute, er war sichtlich verlegen, man könnte sagen, beklommen. Sein Herz pochte so ungestüm, wie etwa vor der Ausführung eines gewagten Entschlusses. Woher, weshalb, diese Aufregung? Er selbst hätte es kaum zu erklären gewußt; mir aber, der ich diesen sanguinischen Jüngling jetzt besser kenne, als er damals sich selbst, mir fällt es noch heute nicht ein über diese seine Befangenheit zu erröthen; weiß ich doch, auch wieder besser als jeder andere, daß unser Held die Gedichte Lenau's im Herzen trug, daß es ihm ein Bedürfniß war, den genialen Dichter von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Nun war es allgemein bekannt, daß Lenau am häufigsten „beim Neuner" zu finden, dort also galt es ihm unter die Augen zu treten.

Es gelang auch, wie weiß ich wahrlich selbst nicht mehr. Wenige Minuten später saß ich neben Meister Nicolaus im einsamen Damenzimmer. Sein dunkles ernstes wildes träumerisches Auge weilte auf mir und allmählig konnte ich, nicht blos stammelnd, meiner begeisterten Verehrung Worte leihen. Sie mögen auf ihn überzeugend gewirkt haben. Er meinte lächelnd, auf einem so dankbaren Boden gesäet zu haben, müße jeden Dichter freuen, doch wünsche er mich als etwas Gediegeneres kennen zu lernen, denn als dythirambischen Improvisator. „Kommen Sie recht bald zu mir und bringen Sie einige Gedichte mit."

Selbstverständlich war ich schon am andern Morgen bei ihm (in der Schulerstraße). Der Dolch, den ich im Gewande trug, war ein zweischneidiger: zwei größere erzählende Gedichte, erschreckte ihn jedoch keines-

wegs, obwohl er wehrlos im Bette lag. Im Gegentheil, er hieß mich recht nahe rücken und „loslegen". Und ich las und las und er schwieg nicht ohne mit einem sprechenden Blick seiner beredten Augen etliche gelungenere Stellen, ja sogar einzelne glücklichere Ausdrücke, gleichsam zu unterstreichen. Als ich geendet, hub er fast mürrisch an: „Ich habe Ihnen gestern versprochen, Ihnen reinen Wein über Ihre poetische Begabung einzuschenken, und da kann ich denn heute nur die verfehlte Wahl der Stücke, die Sie ausgesucht, bedauern. Achten Sie etwa die Lyrik für geringwerthiger, als die andern Gattungen der Poesie? Da leg' ich Einsprache ein; sie ist vielmehr so recht die Seele aller Dichtung. Selbst der dankbarste epische Stoff wirkt nur prosaisch, wenn ihn die Lyrik nicht erwärmt, durchglüht. Und ich muß Ihnen schon gestehen, was an diesen beiden Gedichten gut, sind eben blos die lyrischen Anklänge, leider kommt es zu keiner Melodie. Ich meine, Sie miskennen Ihre Begabung und wünsche Sie eines besseren zu belehren. Bringen Sie mir nur recht bald viele Lieder, auch solche die Sie vielleicht für unbedeutend halten, mit und . . !"

Während er so mit gedämpfter Stimme sprach, ward ich blaß und bläßer, war es mir doch als hörte ich mich zu lebenslänglicher juridischen Kanzleiarbeit verurtheilen!

Da rief der nicht weniger unglückliche als große Dichter, der den Eindruck seiner Worte an meinen Wangen las: „Aber, O., seien Sie doch nur nicht so empfindlich; so kommen Sie doch her und geben Sie mir die Hand, Sie, kindischer Mann, und bringen Sie mir morgen Lyrica mit!" Ich verließ ihn tief ergriffen. Die Aufrichtigkeit seines Urtheils hatte mir wehe, die Herzlichkeit seines Zuspruchs wohl gethan. Ein großer Spaziergang im Prater vermittelte den Frieden in meinem Innern und getrost sah ich der Prüfung des nächsten Tages entgegen.

Ich wurde als alter Bekannter, scherzhaft, empfangen: „Amice, das ist schön, daß Sie heute wieder alle Ihre Mädchenfarben mitgebracht!" Er war so aufgeräumt, so gesprächig, als ich ihn im Verlauf der Tage nur selten gefunden, ging auf jedes Gedicht näher ein, rügte dies, lobte jenes, kurz er bestrebte sich sichtlich mich von dem gestrigen Schrecken dadurch zu heilen, daß er heute meine Versuche ernster Berücksichtigung würdigte. Mittlerweile hielt ich schon das letzte Blatt in Händen. Er wünschte es ebenfalls zu kennen. Mein guter Genius wollte, daß es ihm nicht nur von allen gelesenen am besten gefiel, sondern daß er es geradezu „ein gutes, ein schönes Gedicht" nannte. Dieses sein un-

bedingtes Lob hat mir die Verse, die ich folgen lasse, so werth gemacht, daß ich sie bisher für mich behalten. Die Leser des Oesterreichischen Jahrbuches, die bereits eine ziemliche Anzahl meiner Gedichte nachsichtig aufgenommen, mögen mir die Unbescheidenheit verzeihen in diesen Seiten, die eigentlich nur Lenau gelten, einmal in meinem Namen zu sprechen. Es dürfte ihnen vielleicht nicht ohne Interesse scheinen herauszufinden, warum ihn gerade die folgenden Reimpaare so besonders ansprachen.

Im Sturm.

Ich hab' gehört das letzte Wort
Des Baumes der gesunken dort.

„Es zerrt der Sturm mich hin und her,
Es ächzen meine Aeste schwer
Und unter dieser Marter doch
Beweg' ich mich gewaltsam noch.

Vor Zeiten, da es Frühling war,
Da ich ein munt'res Vögelpaar
Beherbergte und mich erhob,
Als gälte es des Waldes Lob,
Da mich ein sanfter West gekühlt,
Mein Stamm sich kerngesund gefühlt,
Da sehnt' ich mich ein breiter Baum
Zu werden in des Waldes Raum.
Doch fiel ein Wetter scharf mich an,
So war's um Muth und Kraft gethan.

Es ist umsonst! es blüht kein Baum
So stolz als wie sein Jugendtraum,
Und keiner wird so saftig grün,
Daß sich verlohnte sein Bemüh'n.
Im tiefsten Mark ein jeder fühlt
Wie heimlich ihn ein Wurm zerwühlt.

Viel besser wär's, als diese Qual
Der innern Kämpfe noch vielmal
Zu dulden, wenn ich Müder nun,
Im Augenblicke, könnte ruh'n.
Ein Sturm so schnell, so leicht befreit
Von aller der Erbärmlichkeit!"

Da kam der wilde Wirbelwind
Und faßt ihn an stark und geschwind,
Und ruft ihm zu ein lautes Wort
Und reißt ihn jubelnd mit sich fort.

Ich aber blieb betrübt dort steh'n,
Um noch betrübter heim zu geh'n!

Ein Beifall aus solchem Munde konnte nicht anders als mich rühren und ich mag wohl meine Freude, meinen Dank, mein Glück — in jugendlichem Uebermuth hielt ich mich schon für einen gekrönten Poeten! — mit einer Wärme ausgedrückt haben, die bis in das Innerste der abgeschlossenen trostlosen Dichterbrust gedrungen, denn Lenau behandelte mich von dieser Stunde an wie einen begabten Nachstrebenden, der ihm, als Mann und nicht als Dichter, nahe stand.

Ich fühle sehr wohl wie vermessen diese Behauptung klingt, doch darf ich sie mit Stolz aufrecht halten, kann sich doch keiner der andern jungen Poeten von anno dazumal einer so stetig zunehmenden freundschaftlichen Theilnahme Lenau's berühmen. Er ließ mich immer tiefer in seine poetische Werkstätte blicken, las mir und ließ sich von mir jedes einzelne der damals kaum entstandenen so überaus wehmüthigen „Waldlieder" vorlesen, ja er ertrug sogar jede wenn auch schüchterne, aber nicht weniger entschiedene, Ablehnung einer mir allzuschroffen Stelle. Eines Tages, es war in der zweiten Hälfte des April 1843, las er mir wieder eine Scene aus Don Juan, den er einen „Privatspaß" nannte und versicherte nie drucken zu lassen. Bei den Versen:

„Sei ruhig, Weib, und ohne Reue
Auf Erden gibt es keine Treue"

hielt ich nicht länger an mich; ich beschwor ihn sich nicht so undankbar an allen edleren Herzen zu versündigen. Er aber wollte nur im Sinne seines Helden gesprochen haben und zog herbe gegen meine kleinliche Auffassung los. Wir gingen, zum erstenmal, etwas verletzt auseinander. Und als ich nach einigen Tagen wieder bei ihm anklopfte, kam er mir herzlich entgegen, freute sich mir endlich die zwei Duodezbände seiner Gedichte schenken zu können, schlug, ehe ich nur zu Worte kommen konnte, das Titelblatt des ersten Bandes auf, deutete auf die Nebenseite und fragte: „Nun, ist's so recht, lieber Obermayer?" Dort aber stand zu lesen: „Seinem getreuen E. O. der Verfasser. Wien, 23. April 1843".

Daß der häufige Verkehr mit einem Manne von Lenau's geistiger Bedeutung kein nüchterner banaler war, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Unser Gespräch beschäftigte sich ausschließlich mit Literatur. Unsere persönlichen Verhältnisse, geschweige denn die Anderer, wurden fast nie berührt, nur selten ein Streifzug durch die damals niemanden anmuthenden politischen Zustände unternommen. Sogar jene hochherzige Frau, die er durch den an sie gerichteten Brief vom 14. Mai

1842 wie eine ihm vom Schicksal gegönnte zweite Mutter feierte, wurde nie erwähnt. Er, der „die Geselligkeit ein Laster für den Poeten" nannte, meinte immer, ist man erst mit der Schulbildung fertig, dann müße, wer sich als Mann von Kopf behaupten wolle, erst recht zu studiren anfangen. Selbstausbildung müße unser höchster Lebenszweck sein, sie sei der einzige Weg der zum Selbstgefühl, zur Selbständigkeit führe. „Ich habe oft studirt, daß mir der Kopf krachte"; allein es gehe nicht anders; denn man müße dem Talente nährende stärkende Stoffe zuführen. Was man dichterischen Fluß zu nennen pflege, sei eben kein Röhrwasser, das man blos zu pumpen brauche, sondern er springe, gleich dem artesischen Strahl, umso höher, je tiefer er gegraben. Sich in sich selbst zurückziehen, schulen, und vor allem ja nicht zu früh in die Oeffentlichkeit treten, das allein fördere, berechtige zu Erfolgen. Man müße den Muth besitzen gegen sich selbst streng zu sein und sich mit keiner einzigen Strophe genügen lassen, die den Gedanken nicht mit der größten Präcision ausdrückt. Diese stets und überall zu erreichen, das habe seine Schwierigkeit; er halte es aber für „eine wahre Belastungsprobe des Talentes". Und diesen Gedankengang verfolgend, schloß er mit den Worten: „Ich gehe nicht so weit wie jener deutsche Gelehrte, der da behauptete: der größte Fleiß ist am Ende die höchste Genialität, aber daß jede Kunst gründliche Arbeit voraussetzt, davon bin ich überzeugt."

Nicht weniger interessant waren mir seine Äußerungen über die Dichter mit welchen er in Beziehungen gestanden.

Von Rückert, den er auch gern den „Ewigjungen" nannte, erzählte er mir: „Als ich die Herausgabe des ‚Frühlings-Almanachs' übernommen, ersuchte ich in erster Linie ihn um Beiträge, kommt ein halbpfundschwerer Brief des Inhalts, er halte bei den Erzeugnissen seiner Muse dafür, daß sie durch die Masse den ihnen fehlenden Gehalt ersetzen müßen und überlasse mir die Auswahl des Zurückzulegenden. Ich druckte selbstverständlich alle ab, denn eine Ausmusterung von meiner Seite hätte sich einem solchen Meister gegenüber nicht geschickt". Die Schaffungskraft dieses Dichters hielt er geradezu für „eine Ehrfurcht gebietende". Von ihm erwähnte er bei einer anderen Gelegenheit: Rückert kam oft von Neußes aus nach Coburg zum Besuche des Ministers Wangenheim. So sei er eines Tages bei abscheulichem Wetter, mit aufgestülpten Beinkleidern plötzlich bei ihm eingetreten. Da er sich, wie gewöhnlich, sehr „salopp" trug, nicht einmal Handschuhe anhatte,

wohl aber einen Knittel in den Händen führte, war es leicht verzeihlich, daß ein Coburgischer Prinz, der sich in diesem Augenblick gerade allein im Empfangzimmer des Ministers befand, ihn für einen unberufenen Eindringling hielt und fast erschrack! Und bei einer anderen Gelegenheit: „Als, vor einigen Jahren, seine beiden Söhne gleichzeitig im Scharlach lagen, der besorgte Vater Tag und Nacht nicht von ihren Betten wich, gerieth er in eine so hochgradige Aufregung, daß er mit Frau und Kindern, ja sogar mit dem Arzte, nur in Reimen sprechen konnte. Erst als alle Gefahr vorüber fand er wieder den prosaischen Gesprächston".

Auf Justinus Kerner kam er nicht minder gern zu sprechen. Kein Wunder, waren sie doch schon vor Lenau's Amerikafahrt wochenlang beisammen — umso befremdender ist es, daß Justinus, wie wir aus dem 1853 erschienenen Buche Karl Mayer's ersehen, für die natürlichen Anlagen Lenau's, für die ihn beherrschende Schwermuth, für das was unser Dichter seinen „Dämon des Unglücks" nannte, so wenig Verständnis hatte, daß er 1834 an Mayer schreiben konnte: „Wo ist Niembsch? Der hat freilich ein freudigeres Leben und lebt nur in der Phantasie im Jammer"; Lenau hingegen ist nie am Gemüthe seines Freundes irre geworden, er liebte ihn um seiner seelenvollen Lieder willen, die er „fast krankhaft zart" nannte und verzieh ihm den behäbigen Schlendrian seiner Versification, von welchem er mir ein ergötzliches Stückchen zum besten gab: „Ich sollte den ersten Jahrgang des Almanachs abschließen und noch immer stand J. Kerner's Beitrag aus, da pochte ich endlich etwas ungestüm an sein Gewissen. Er ging in sich und ich hatte nach wenigen Tagen seinen köstlichen ‚Bärenhäuter im Salzbade' in meinen Händen. Aber in welchem Zustande! Es galt einen raschen Schritt, ich mußte mich entschließen selbst das Gedicht umzuarbeiten, ich that's in einer Nacht und Justinus war es zufrieden, obgleich keine dreißig von den ursprünglichen Versen darin geblieben waren". Ein andermal sprach Lenau die Ueberzeugung aus, das Aufsehen, das die ‚Seherin von Prevorst' erregt, habe der Nachwirkung der wirklich originellen ‚Reiseschatten' geschadet, sie in den Schatten gestellt, sie, deren ausgelassener Humor und barocke Phantasien erst einige zwanzig Jahre später, in Heinrich Heine's „Reisebildern", die sie vielleicht angeregt, übertroffen wurden.

L. Uhland's erwähnte er stets mit der größten Verehrung, namentlich dessen Balladen; er rühmte den spielenden Ernst mit dem er in der Behandlung der verschiedenartigsten Formen sich fast mit Chamisso

und Rückert messen könne; nur in Bezug auf jene kleineren lyrischen Gedichte, deren unbefangene Innigkeit ihn selbst so lange bezaubert, bemerkte er, sie wirkten jetzt, nachdem er Walther von der Vogelweide gelesen, nicht mehr so erfrischend auf ihn, es sei in der That überraschend wie treu Uhland den Ton des mittelhochdeutschen Dichters anzuschlagen und festzuhalten verstanden. Die Führerstelle in der schwäbischen Schule gebühre Uhland jedenfalls, doch wäre es ein Unrecht nicht Gustav Schwab als den ihm zunächst Stehenden anzuerkennen. Dieser sei keineswegs ein Nachahmer; alles was er dichte, trete selbständig auf, habe etwas Divinatorisches in sich, kurz er verdiene ungleich mehr Anerkennung, und dennoch gehen seine Gedichte schlechter, als seine prosaischen Schriften. Allein mit dem literarischen Unstern lasse sich nun einmal nicht rechten! „Wollen Sie einen neuen Beweis? Lesen Sie Betti Paoli's Gedichte und fragen Sie sich ob sie nach Verdienst geschätzt werden". Lenau wohnte bei seinem ersten Aufenthalt in Stuttgart einige Wochen bei dem mit Amtsgeschäften überhäuften Schwab, der nur selten den Schreibtisch verließ: „Hörte ich ihn ja einmal mit gewichtigen Schritten auf- und abwandeln, so wußte ich er dichte, das erklärte mir denn auch, warum der Rythmus seiner Verse so fest dahinschreitet."

Nun aber wollen wir mit den treffenden Worten, die Lenau über die Gedichte des geliebtesten seiner Freunde, über Anastasius Grün, äußerte, nach Wien zurückkehren. Diese lauten: „Bei Grün trifft man alle Secunden ein Bild, alle Minuten einen Gedanken und Poesie in allen Ecken." Beide hatten nicht nur die Wünsche zur gedeihlichen Entwicklung unserer inneren Zustände, sondern auch die Liebe zum großen Vaterlande gemeinsam, beide wollten nur als österreichische Dichter gelten. Ich erinnere mich lebhaft eines Tages, wo Lenau über die Bemerkung, er und Grün seien doch eigentlich deutsche Dichter, in schöner Erregung aufsprang und ausrief: „So? Ich habe die Mehrzahl meiner Gedichte, meinen Savonarola, wie Grün seinen Letzten Ritter, ganz hier geschrieben, und wir sind recht eigentlich österreichische Dichter ... denen die literarische Luft in Wien, wie es scheint, nicht eben übel bekam. Was mich persönlich anbelangt, verdanke ich, nach den ungarischen Jugendeindrücken und dem Meere, den oberösterreichischen Gebirgen jedenfalls das meiste und beste."

Gleich in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft verschaffte mir Lenau die Bekanntschaft des damals beliebten Compositeurs Dessauer,

der gern manchmal einen Kreis künstlerischer Freunde bei sich sah. Im December 1843 ward ich demselben zugezogen. Mit Lenau waren eines schönen Abends Bauernfeld, M. Hartmann, Baumann, van Haanen und mehrere deren Namen mir entfallen, erschienen, doch der Held des Abends blieb L. A. Frankl, der noch heute rüstig in der ersten Linie der österreichischen Schriftsteller steht. Er las uns verschiedene Bruchstücke aus seiner neuesten Dichtung, dem „Don Juan d'Austria" und erntete allseitigen Beifall. Aufmerksamer als Lenau hatte dem Dichter kaum jemand unter uns zugehört, er schritt auch zuerst auf ihn zu und wünschte ihm zu dieser meisterhaft durchgeführten poetischen Arbeit „Glück, das heißt, einen tüchtigen Verleger". Van Hoven (Vesque von Püttlingen) trug dann eine Anzahl, richtiger Unzahl, jener von ihm in Musik gesetzten Heine'schen Lieder vor, die eben von der Staatsdruckerei herausgegeben worden waren. Längst verklungene Weisen, die Lenau veranlaßten mir zuzuflüstern: er sei begierig zu hören wie „melodiös uns König Wismamitra etwas vorbrüllen wird". Dann nahm ein kränklich aussehender Knabe das Clavier ein und versetzte uns alle in ein fast unbehagliches Erstaunen durch den brillanten Vortrag ausschließlich Chopin'scher Compositionen. Er war ein Schüler dieses träumerischen Romantikers, dieses aufgeregteren aber auch unklareren Beethoven, dessen capriciöse Klangfiguren sich fast verwirrend in's Ohr schmeicheln. Man fragte sich unwillkürlich, versteht der unreife Jüngling, dessen Entwicklung ein früher Tod durchkreuzte, was er vorträgt, oder verleihen wir einer gewissen Vollendung der äußern Form nicht zu leicht den Adel einer echten Künstlernatur? Auf Lenau machte Filtsch geradezu einen „unheimlichen Eindruck".

Als ich am Neujahrstage 1844 früh bei Lenau eintrat, duftete das Zimmer nach Habana. Er stand, nach seiner Gewohnheit, mitten im Zimmer, die Geige in der Hand vor dem Spiegel und war guter Dinge. Zwischen den Fenstern, am Trumeau, lagen Chocolade-Bonbons; unter ihnen aufrecht stand ein behäbiges Männlein, salonmäßig gekleidet, mit einem Ausdruck von Eigendünkel und Naseweisheit; die ganze plumpe Figur war so putzig anzusehen, daß sie mich lachen machte. Da rief Lenau: „Sehen Sie doch wie hoch dieser süße Trottel die Nase trägt! Das ist der ganze Zeitgeist, nur schade, daß er auf schwachen Füßen steht, daß er sich bald überschlagen, von selbst zusammenbrechen wird. Den nehmen Sie sich zur Erinnerung an mich — ha! ha! ha! — mit, aber ver-

schauen Sie sich ja nicht in ihn." Ich machte zum guten Spiel gute Miene und bewahrte das humoristische Geschenk so lang es eben ging. Dann kam Schurz, Lenau's Schwager, dem er alle andern Süßigkeiten für seine Nichten zusammenraffte, der ihn kurz darauf verließ: unerläßliche Neujahrsvisiten! Auch ich hatte deren zu machen (damals nahm man derlei Förmlichkeiten noch viel strenger) und wollte ihn rasch verlassen. Das war ihm in seiner mittheilsamen Morgenstimmung wider den Strich. Ich mußte (!) absolut noch das mir neue duftige achte „Waldlied" hören und ging endlich hocherfreut von dannen. „Also auf recht bald!" Als ich vier Tage später zu ihm kam war er ein Anderer. Er sah recht mismuthig aus. Auf meine Frage, was ihm über die Leber gelaufen, erzählte er, man lasse ihm keine Ruhe, man wolle ihn mit aller Gewalt zwingen an dem Festessen theilzunehmen, das am nächsten Tage zur Feier von Grillparzer's dreiundfünfzigstem Geburtstag stattfinden werde. „Quod non!" rief er, „und sollten sie mir auch noch einmal den Stelzhammer über den Hals schicken, den großen Stelzhammer, der sich in rühmlicher Bescheidenheit nur als den sechsten Unsterblichen, erst nach Homer, Shakespeare, Calderon, Dante und Goethe nennt. An solchen Festfressereien hab' ich, selbst wenn sie mir zu Ehren stattfanden, nie theilgenommen und werde es umsoweniger zu Ehren Grillparzer's thun, der bisher von meiner Geburt noch nie Notiz genommen und ich theile nun einmal diesen Cultus nicht, mögen Halm oder sogar Castelli es auslegen wie sie wollen. Ich weiß, sie werden von Neid sprechen. Ad libitum. dieser Schluß scheint mir gerade so richtig, wie die mustergiltige Folgerung: baculus in angulo, ergo pluet."

Und dabei blieb's trotz aller Ueberredung, da ich als wohlmeinender Vermittler aufzutreten versuchte; seine Geduld hielt übrigens nicht lange vor: „Lassen wir das und feiern wir lieber ein Festessen zu zweien!" Er lud mich ein mit ihm zur „Stadt Frankfurt" zu kommen, wo wir bei zwei Flaschen köstlichen Weidlingers in der allerdiscretesten Weise auf das uralte: Was wir lieben! anstießen.

Wie so es gekommen, daß diese zwei eigenartigen Größen einander bis zu gegenseitiger Ungerechtigkeit entfremdet worden, dürfte wohl kein Literarhistoriker nachweisen. Mehrfach beglaubigt ist, daß Grillparzer welcher der ersten Vorlesung des Faust im Löwenthal'schen Hause beiwohnte, Lenau den „deutschen Dante" nannte; daß er sich über diese erste Hälfte der kühnen Dichtung Boerne gegenüber lobend,

warm aussprach; er muß also das originelle lyrische Talent Lenau's, dessen erster Band der Gedichte auf die deutschen Leser eine wahrhaft elektrische Wirkung ausgeübt, gekannt, gewürdigt haben und dennoch geht er im IX. Band seiner Gesammelten Werke so weit, zu erklären, das „hohle Grübeln", die „unselige Schwermuth" Lenau's verbreite für ihn „einen Qualm über diese Gedichte, der mir wenigstens, bei aller Anerkennung, höchst widerlich ist". Ein härteres Wort ist über unseren so rasch, so allgemein gefeierten Dichter wohl nie geschrieben worden. Um es einigermaßen begreiflich zu finden, dürften wir vielleicht andeuten, wie spät dasselbe Deutschland unserem großen Dramatiker erst gerecht wurde, während es Lenau, kaum daß er seine ersten Singraketen in die Luft geschleudert, zujubelte. Das mußte auch eine weniger empfindliche Dichterseele erbittern. Der Wiener Dramatiker wurde in der That, wie wir den Denkwürdigkeiten des Grafen Schack entnehmen, von Berlin aus mit der schreiendsten Ungerechtigkeit unterschätzt. Bevor der gediegene Karl Goedecke sich die Mühe gegeben den gelehrten Herren in Berlin Grillparzer's unabweisbares dramatisches Talent mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu beweisen, wiederholten dort Alle „er stehe unter Müllner", L. Tieck ließ ihn höchstens als „einen Dichter für Karaiben" gelten, ja der Aesthetiker K. Solger vergaß sich sogar so weit, von „Grillparzer und ähnlichem Schund" zu sprechen! Deuten wir endlich noch auf den scharfen Gegensatz in der geschichtlichen Auffassung der beiden Dichter hin, so stellt es sich klar heraus, diese beiden Männer konnten einander nie gerecht werden. Deshalb wollen wir auch Grillparzer entschuldigen, wenn er in einem hochmüthig unklaren Gedicht — im ersten Band der von Laube besorgten Gesammtausgabe — den erkrankten Lyriker und Lyroepiker mit verstimmtem Gemüthe meistert, ihm, „dem armen Mann" vorwirft, daß er es zu enge fand im Vaterlande, das Grillparzer doch selbst als den „beengten Raum" bezeichnet, daß er hinaus strebte, in Deutschland kämpfte, draußen siegte und schließlich ohne zur völligen Reife, zum harmonischen Abschluße gelangt zu sein, erlag . . .

Was Dich zerbrach, hat Staaten schon zerbrochen.
Dich hob, Dich trug und Dich verdarb die Zeit.

In den späten Tagen aus welchen meine Erinnerungen erwuchsen, hab' ich nach dem angeführten Gespräch Lenau nie wieder über den „morosen" Grillparzer reden hören, wohl aber Gelegenheit gehabt

mir möglichst treu eine seiner ausgeführteren Betrachtungen über die dramatische Poesie aufzuzeichnen:

„Wer die Griechen und Shakespeare genau liest, muß einsehen, daß er eigentlich kein Recht hat, ein Drama zu schreiben. Es ließe sich gewiß mit der Ausbildung dieser Kunstform noch Großes leisten, aber es müßte eine neue dramatische Kategorie aufgefunden werden. Ich habe diese Felder sehr aufmerksam durchgegangen, und weiß wo noch etwas zu leisten ist, wo nicht; nämlich etwas eigenfüßiges, bedeutendes. In der Lyrik z. B. da ist Keiner, Keiner, der mir entmuthigend entgegenstünde, wie im Drama. Lyrik und lyrische Epik sind zudem die beiden Gattungen, die sowohl der Zeit am nächsten treten, als in ihnen noch die frischesten Lorbeeren zu pflücken sind. Man muß sie freilich zu brechen wissen! Da waren die Alten andere Kerle! Die classische Tragödie ist noch ein ehrbares Weib, das auf Zucht und Sitte hält. Unser modernes Trauerspiel ist eine Buhlerin die ausgehalten werden will". Unmittelbar daran folgte eine Aeußerung über Halm's Trauerspiele: „er bietet uns Tragantfiguren, aufgelöst sind sie Leim und Zucker".

Nun aber mag es an der Zeit sein hervorzuheben daß wir schon tief in den Winter des für Lenau so verhängnisvollen Jahres 1844 vorgerückt sind. Er empfing mich stets mit der gleichen Vertraulichkeit, ward ein und das andere Mal sogar gesprächig, machte mir aber doch den Eindruck eines Leidenden; ich fand ihn fahler aussehen als früher, abgespannter trübseliger als im Vorjahr. Seine alten Gewohnheiten: der Genuß ungewöhnlich starken Kaffees, übermäßiges Rauchen beherrschten ihn förmlich, dazu kam noch die schädliche Unregelmäßigkeit seines Schlafens. Er brachte den größten Theil der Nacht lesend zu, während er sein müdes Haupt dann bis gegen Mittag den Träumen überließ, diesen „ungelehrigen Bestien". Dieser Misbrauch der natürlichen Ordnung veranlaßte mich, die Stunde meiner Besuche immer weiter hinauszuschieben, doch gelang es mir nicht mehr ihn zu heilsamer Bewegung in freier Luft zu vermögen, und wenn ich ihn ja angekleidet fand, was trieb er? Studien, die, wie man nach dem Erscheinen der Albigenser annehmen durfte, längst hinter ihm lagen! Schubert's Ansichten von den Schattenseiten der Natur kamen nicht von seinem Tisch, die Christliche Mystik von Görres fesselte ihn gewaltig. Aus einem Bande derselben, indem er viele Merkzeichen eingefügt, las er mir eines Tages mehrere bestrickend schöne Stellen vor, pries dann das offene Herz, die mächtige Liebe dieser

Mystiker und hob hervor wie diese Tauber, Eckhardt u. a. m. in ihrer gottseligen Trunkenheit ohne es auch nur zu ahnen, ganz pantheistisch denken. Da ersuchte ich ihn mir einen Band des letzterwähnten Werkes zu leihen, erhielt jedoch zur Antwort: „Das thue ich nicht, lieber O., Sie sind noch zu weich für solch ein Buch", und er fügte, gleichsam begütigend, die Frage hinzu, ob ich ihm nicht das neunte seiner „Waldlieder" vorlesen möchte. Als es geschehen, warf er hin: „So, wo kein Stoff vorliegt, da dichte ich am liebsten . . . Jetzt aber sagen Sie mir aufrichtig, welches Lied der nun abgeschlossenen Reihe Ihre Gefühle am tiefsten berührte". Ich erwiderte ohne Bedenken: das dritte. Und er mit einem feuchten Blick: „Ah das dritte! das sprechen Sie mir aus der Seele . . . worin der Reiz eines Liedes liegt, das läßt sich eben nicht beschreiben . . ."

Als ich das nächstemal zu ihm kam, waren seine Lieblingsbücher durch eine Anzahl geschichtlicher Werke aus ihrem Ehrenplatze verdrängt; sie alle bezogen sich auf die Napoleonische Zeit. Ich erstaunte darüber. Lenau lächelte geheimnisvoll und meinte, in wenigen Tagen würde ich wahrscheinlich noch mehr überrascht sein, unter Einem lud er mich ein, ihn in die Hofbibliothek zu begleiten. Da er damals im Bürgerspital wohnte, hatten wir nicht weit zu gehen. Er schritt wortlos neben mir wie in Gedanken verloren. Erst im Stiegenhaus fand er sich wieder: „Amice, kommen Sie ja bald wieder, ich werde wahrscheinlich Ihre Intervention in Anspruch nehmen". Ich fand es unschicklich alsogleich um eine nähere Auskunft zu bitten und empfahl mich.

Als ich drei Tage später bei ihm eintrat, schien er eben die Feder weggelegt zu haben, seine Augen leuchteten ungewöhnlich, seine Wangen waren geröthet. Die Ueberraschung, die er mir vorhergesagt, bestand aus nichts geringerem als aus dem großartigen „Prolog zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl". Ich bewunderte den enggeschlossenen Gedankengang seiner sieghaft vordringenden Verscolonnen und freute mich darüber daß er sie zu Ehren des Siegers von Aspern in's Feuer geführt, Er, den falsche Freunde nicht als österreichischen Dichter gelten lassen wollten! Diese Aeußerung fiel auf einen dankbaren Boden; er ergriff meine Hand und bat mich alsogleich, noch vor Tisch, zu Meister Anschütz zu gehen und ihn mit meiner „gewohnten Wärme" zu bewegen den Vortrag des Gedichtes zu übernehmen. Vergebens machte ich geltend, daß ich dem berühmten „Königs-

agenten" gegenüber einen schweren Stand haben dürfte; ich mußte die mir zugedachte Rolle übernehmen. In der That empfing mich Anschütz mit herablassender Grandezza; er lieh mir wohl, während ich in Lenau's Namen seinem Talente huldigte, ein geneigtes Ohr, setzte mir aber mit pathetischer Breite — jedes seiner Worte fügte sich wie eine gewichtige Quader in den Satzbau seiner Rede — auseinander, daß er absolut nicht in der Lage in so kurzer Zeit (es waren noch acht Tage!) ein so bedeutendes Poem in wirksamer Weise zur Geltung zu bringen; er sei alt, kurz dieses gewiß ehrenhafte Ansinnen gehe über seine Kräfte. Die Nadeln auf welchen ich während dieses oratorischen Vortrags saß, thaten mir schon so weh als ob sie spitze Lanzen wären; ich benützte rasch die nächste Pause des auf sich selbst hörenden Declamators um ihm zu erklären, daß ich leider von ferneren Bitten abstehen müße, und eilte zu Lenau zurück. Mein Bericht kam ihm unbequem; endlich meinte er, so müße Löwe darankommen. Ich versäumte keinen Augenblick in ihn zu dringen, diese Sendung nicht mir, sondern jemand der zu Löwe in Beziehungen, anzuvertrauen; er sah die Berechtigung meiner verhüllten Ablehnung ein. Es sei also keine Minute zu verlieren, meinte er, ergriff seinen Hut um ich weiß nicht zu welchem Bekannten Löwe's zu eilen; denn persönlich wolle er nun einmal durchaus nicht um die Ehre bitten von einem dieser eingebildeten großen Herren declamirt zu werden. Mein Stellvertreter war übrigens nicht viel glücklicher als ich. Löwe übernahm die Aufgabe nur unter der Bedingung daß er vortretend erklären dürfe wie lebhaft er bedauere den Prolog so spät erhalten zu haben. Sein Erfolg war, wie vorauszusehen, nichtsdestoweniger ein durchgreifender, hinreißender.

Wenige Tage später verließ Lenau Wien um die siebente Auflage seiner Gedichte zu besorgen. Schweren Herzens begleitete ich ihn zum Eilwagen. Ahnte mir daß meine Erinnerungen an ihn ihren trüben Abschluß finden sollten? . . Ich sah ihn nicht mehr, den theuern mir unvergeßlichen Freund. Als ich ihm zum letztenmal die Hand gedrückt, mußt' ich unwillkürlich an sein Sonett „Der Seelenkranke" denken, das er mir einstens als „das liebste und beste, weil wahrste aller seiner Sonette" gerühmt hatte und das da mit den unheimlichen Worten anhebt:

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen . . .

Aus dem Naßwald.

Photographien nach dem Leben von **Friedrich Steinebach.**

Die Kirchenglocken erschallen weithin in dem wildromantischen Naßwald, und ihr feierlicher Klang macht einen ergreifenden Eindruck in dieser Einsamkeit. Ein sonniger Morgen ist angebrochen, die Wiesen erglänzen in der Pracht zahlloser Thautropfen, und der würzige Waldesduft erfrischt die Lüfte ringsum in Berg und Thal. Die weihevolle Stille eines Sonntags ruht auf Wald und Feld, denn dieser Tag allein bringt für die arbeitsamen Wäldler, welche zum größten Theile schlichte Holzknechte sind, die kurze Ruhe nach der Woche voll Mühen und Plage.

Die weithin verklingenden Töne der drei ungemein gut gestimmten Glocken aus Gußstahl rufen die Naßwalder soeben zum Gottesdienst in den kleinen Ort, dem sie sofort in ihrer einfachen aber malerischen Landestracht stundenweit aus den einsamen im tiefsten Walde gelegenen Hütten zahlreich entgegeneilen.

Leise verklingend tönt das Geläute bis zu Pehofer's Gasthaus, welches auf einer Anhöhe unfern vom Eingange in das Reißthal gelegen ist, dessen Felsenwildnis Staunen und Bewunderung erregt. Aus dem Thore dieser reizenden Wirthschaft tritt soeben ein Mädchen, das in einem kleinen Bündel seine geringe Habe trägt und die freie Hand wie einen Schirm über die tiefblauen Augen erhebt, da die Strahlen der aufgehenden Sonne voll ihre Gestalt beleuchten. Die Dirne bietet in dieser Stellung ein reizendes Bild, ihre Gestalt ist voll Ebenmaß, ihre Glieder sind, obwohl sie kaum vierzehn Jahre zählt, bereits vollkommen entwickelt, und ihre Züge sind bildhübsch. Wie gesponnenes Gold umgeben die dichten Haare das zartgeschnittene Gesicht, und über ihre ganze Erscheinung ist eine solche Anmuth gebreitet, daß dieselbe an dieser Stelle

und bei einer Wäldlerin nahezu befremdet. Wie aber ihre Kleidung mehr einen städtischen Zuschnitt besitzt, ist auch ihr Name „Hertha" absonderlich in diesen Bergen, und zeigt daß sie kein Bauernkind sein dürfte, was sie auch thatsächlich nicht ist.

Als Waise nach dem frühverstorbenen Schullehrer im Naßwalde, welcher einst bessere Tage gesehen hatte und welchen widrige Schicksale kurz vor seinem Ende in diese ziemlich dürftige Gegend verschlugen, war die Dirne von der Gemeinde versorgt worden, obwohl diese selbst mit irdischen Gütern nur ärmlich bedacht erscheint. Im Winter hatte Hertha wie die Kinder der Wäldler Unterkunft und Pflege in dem Schutzhause gefunden, welches Kaiser Franz Joseph als sprechenden Zeugen wahrer Humanität für die armen Schulkinder in dieser Waldeinsamkeit errichtet hat, und den Sommer über ersetzten ihr die braven Wirthsleute, soweit als thunlich, das Elternhaus und sorgten für die Erziehung und Bildung der Dirne.

So groß diese Wohlthaten waren, scheint aber die schöne Hertha dieselben nicht nach Gebühr zu würdigen und leichten Herzens von der Stätte ihrer Kindheit zu scheiden. Mindestens hat sie im Hause von den Wirthsleuten nur einen kurzen Abschied genommen und Frohsinn lacht aus ihren Zügen, als sie den Hügel hinabeilt und dem Thale entgegenschreitet. Dennoch ist für sie heute der Wendepunkt in ihrem Leben gekommen, denn sie soll soeben ihre bisherige Heimat verlassen und wandern in die weite weite Welt, ihre Zukunft zu gründen.

Als sie zum letztenmal zum Gehöft da oben zurückblickt und sie die alten Leute sieht, welche ihr zuwinkend unter dem Thore stehen, da grüßt sie wohl noch einmal lebhaft zu ihnen hinauf und Wehmuth verdüstert ihre Züge, so daß Thränen in den Augen schimmern. Aber rasch haben der frohe Sinn und die Jugendlust wieder gesiegt, und am Ufer der „Naß" im dichtesten Walde wandernd singt sie mit ihrer lieben glockenhellen Stimme das Volkslied:

„Dö Fischerln im Bach
Und d' Vögerln am Boam,
Dö wissent wo s' hing'hörn
Und hab'n ihr Dahoam.
Nur 'n Menschen treibt's G'schick
Oft hinaus in die Fremd,
Wenn er glei vor' Hoamweh
Und Herzload d'erkämmt!"

Mit einem lauten langgedehnten Jodler schließt sie das Lied und damit ist auch jede Spur einer ernsten Stimmung verschwunden. Frohsinn und Lebenslust verklären ihre Züge, sie eilt so lustig, leicht beschwingt auf dem Waldpfad weiter, als könnte sie es gar nicht erwarten, die Beschränktheit der bisherigen Verhältnisse zu verlassen, und die ihr märchenhaft schön erscheinende weite Welt zu erreichen. Lustige Liedchen schallen von ihren Lippen, und wie sie so leichtbeschwingt den Waldpfad verfolgt, umgibt so viel Anmuth ihre Gestalt, als wäre sie eine Elfe als Mädchen verkleidet.

In den tiefsten Waldesgründen des Schwarzriegelberges, im Volksmunde der „Heufuß" genannt, welcher die entgegengesetzte Seite des Naßthales abschließt, findet zur selben Zeit ebenfalls ein Abschied statt, welcher aber weit herzlicher und ergreifender ist. Zwischen Schroffen und Abgründen, umgeben von Felsen und dichten Waldungen liegen in tiefer Einsamkeit vier schlichte Holzknechtshütten. Aermlich und ebenerdig gezimmert sind dieselben mehr als eine Wegstunde vom Orte „Naßwald" entfernt erbaut, bestehen aus einer niedrigen Stube und einer primitiven Küche, die nicht einmal einen Schornstein besitzt, so daß der Rauch des Herdfeuers durch die winzigen Fenster und Hausthüre den Ausgang suchen muß. Dort fristen die Wäldler ihr sorgenvolles Dasein, welches im Winter mit unsagbaren Mühen und Entbehrungen verbunden ist. In der ersten derselben haust der Holzknecht Mathias Daugel mit seinem kränklichen Weibe und seiner Tochter, in der Gegend „'s Luiserl" genannt. Durch Jahre fristeten sich diese drei Menschen hier das Leben in kümmerlicher, aber ehrlicher Weise, genügsam und zufrieden, durch das Band treuer Eltern- und Kindesliebe vereint, bis eine unselige Stunde das Unglück in diese Hütte brachte.

Ein großer fallender Baum hat dem Mathias den rechten Arm gebrochen, und die Weisheit eines Dorfbaders behandelte den Leidenden so genial, daß schließlich der Arm als unheilbar von einem Professor im Spitale zu Wien abgenommen werden mußte. Der Ernährer war seines Verdienstes für alle Zeit beraubt und Noth und Elend kehrten in der schrecklichsten Gestalt bei diesen armen Leuten ein. Die Eltern erhielten ihr Leben durch alle möglichen kleinen Dienste in der Nachbarschaft nach Möglichkeit, bald als Bergführer, durch Botengänge oder leichtere Arbeit. Die Dirne aber wurde von der Gemeinde erzogen, zur Schule geschickt und unterrichtet, um dereinst selbst sich erhalten zu

können. Nunmehr ist 's Luiserl in dasselbe Alter wie Hertha getreten und es war Zeit für sie, in der weiten Welt sich fortzubringen, denn die schlichten Wäldler hatten noch für andere Kinder zu sorgen und schwer genug waren die Lasten, welche sie in wahrer Menschenliebe auf sich genommen hatten.

Beim ersten Frühroth schon ist die Dirne sonntäglich, wenn auch recht ärmlich, gekleidet, öffnet leise die niedere Hausthür und steht schwer aufathmend auf der Schwelle. Ihr Auge ist von Thränen verschleiert, ihre Blicke irren durch die Gegend, um Allem „Lebe wohl" zu sagen, was bisher ihre Welt gewesen war. Die Ziege im Stall, den Hund in der Hütte, den alten „Ammerling" im schlichten Bauer — sie alle besucht sie und herzt und küßt die Lieben; sie geht hinauf zur nahen Wiesenquelle, über den Steg zur Holzbank, auf der sie so oft den Untergang der Sonne bewundert hatte, und kniet darnach lange unfern vom Waldweg vor dem halb verwitterten Votivbilde, das dort seit Menschengedenken unter einer knorrigen Eiche steht. Sie betet recht innig für das Wohl ihrer Eltern, welche jetzt erst erwacht sind und sie zum letzten bescheidenen Frühstücke rufen.

Die Dirne ist groß und stark für ihr Alter, Gesicht und Arme sind von der scharfen Luft und der Sonne etwas gebräunt, aber Gesundheit und Kraft verkünden die gerötheten Wangen. Die schwarzen Augen blicken lebhaft und tiefsinnig in die Welt, ihre ebenfalls schwarzen Haare sind in breiten Zöpfen um den Kopf geschlungen und die ganze Gestalt ist von dem reinen Schimmer der vollendeten Herzensgüte und Unschuld wie verklärt. Bald tritt auch sie mit einem kleinen Bündel auf die Schwelle, um zu scheiden, — aber im selben Augenblicke übermannt sie die Wehmuth des Abschiedes so sehr, daß sie ihre bescheidene Habe zur Erde fallen läßt und die Eltern heiß und innig umarmt, wobei das Weinen ihre zarten Glieder durchzittert.

Schließlich wird vom Vater die Thüre mit dem vorgelegten Holzriegel geschlossen und die Eltern begleiten, schweigsam wie 's Luiserl, ihr Kind hinab in den fernen Ort, zum letztenmal zusammen den Gottesdienst in der Dorfkirche zu feiern.

Im nahen Oberhof versammelt sich später nahezu die ganze Gemeinde, sobald dieselbe die Kirche verlassen hatte, und die beiden Dirnen sind der Gegenstand der allgemeinsten Theilnahme. Reichlich werden sie von vielen Seiten bewirthet und sowohl mit guten Lehren

wie mit Beiträgen zur Wegzehrung versehen. Die Gemeinde läßt übrigens dieselben nicht unbeschützt in die Fremde wandern, im Gegentheile hat sie auch weiter väterlich vorgesorgt. In dem Hause des reichen Fabrikanten Hartmann zu Wien ist ihnen die Unterkunft in einem netten Stübchen durch die Wohlthätigkeit dieses Besitzers kostenfrei gesichert. 's Luiserl ist als Spielgenossin für die kleine Tochter Hartmann's auserwählt und wird je nach Thunlichkeit daselbst auch an dem Unterrichte der Kleinen theilnehmen, sowie die freie Verpflegung erhalten. In gleicher Weise ist Hertha bedacht, indem sie tagsüber sich im Hause des Banquiers Rosenfeld aufhalten wird, welcher auf einer Vergnügungsreise die Dirne gesehen und besonders lieb gewonnen hat. Um aber für die Zukunft beider durch diejenige Ausbildung zu sorgen, welche deren natürlichen Anlagen am besten entspricht, sind Freiplätze in den entsprechenden Instituten gesichert worden. 's Luiserl hat für weibliche Arbeiten besondere Vorliebe und zeigt Talent für Sprachen, daher sie im Frauenerwerb-Verein den Lehrcurs für Spitzenarbeiten, für kunstgewerbliche Maltechnik und die Zeichenschule, sowie die Curse für die französische und englische Sprache besuchen soll. Hertha dagegen ist wegen ihren außergewöhnlichen musikalischen Anlagen dafür bestimmt, im Conservatorium für Musik die Gesang- und Instrumental-Schule zu frequentiren.

Auch für die Fahrt auf der Eisenbahn von Payerbach bis Wien sind bereits die Karten für beide Dirnen besorgt und bei der Ankunft in ihrem neuen Bestimmungsorte sollen sie, die Unerfahrenen, sofort auf Veranlassung des Fabrikanten erwartet werden, um sicher in ihre neue Zufluchtsstätte zu gelangen. Die beiden Dirnen selbst hatten nur den Weg durch die Berge bis Payerbach am selben Tage noch zurückzulegen, für alles andere war bereits liebevoll vorgesorgt.

Sie sind wohl ein braves tüchtiges Volk diese schlichten Naßwalder, denn der beste Vater könnte nicht herzlicher für seine eigenen Kinder sorgen, als sie es für diese armen Waisen gethan hatten. Eben deshalb geht es lebhaft, aber ergreifend herzlich im Oberhof beim Abschiede zu, denn jeder Mann, jede Frau, jedes Kind wollte den Scheidenden noch etwas liebes erweisen; sie alle waren nur eine große Familie, wohl nicht durch das Blut, aber durch das edle Band der reinsten Menschenliebe vereint.

Bevor die Scheidestunde schlägt, tritt auch der alte ehrwürdige Pfarrer in den Hausgarten, wo die Dirnen heute den Mittelpunkt des

großen Kreises bilden, welcher sie umgibt. Beide küßen seine Hände und bitten um seinen Segen für die bedeutsame Reise in eine neue fremde Welt.

Segnend legt der greise Priester seine etwas zitternden Hände Beiden auf den Scheitel und Worte, welche tief in alle Herzen dringen, kommen ermahnend von seinen Lippen: „Gott mit Euch auf allen Euren Wegen. Bleibt gut und fromm und rein so wie bisher, damit er sich nicht zürnend von Euch wende. Gedenkt der großen Wohlthaten, welche die brave Gemeinde Euch gespendet hat, und dankt Ihr dadurch, daß Ihr derselben Ehre macht in jeder Lebenslage; denn Undank wäre jeder Fehltritt und Undank ist eines der größten Laster. Bei allem, was Ihr thut, denkt an die Eltern, an Euer Dörferl, an Eure Wohlthäter, an Euren alten Pfarrer zurück und handelt nur so, wie Ihr vor ihnen selbst handeln würdet ohne Erröthen. Sobald Euch bei Gedanken oder Werken bang wird um's Herz, weicht rasch zurück, denn Ihr steht an der Schwelle des Lasters. Glaubt nicht den heißen Wallungen der Sinne, nicht den heißen Schwüren der Leidenschaft, denn starkes Feuer verbrennt rasch, und nur das sanfte ruhige Glimmen in der Brust des Menschen ist von Dauer und begründet das Glück. Dieses selbst aber erringt der Mensch nur durch Arbeit und Tugend; alles andere ist eitler Schaum. Schönheit, Erdengüter, Leidenschaften können für kurze Zeit entzücken, aber dauerhaft beglücken kann nur treue Pflichterfüllung ganz allein, das merkt Euch, liebe Kinder! Gott mit Euch auf allen Euren Wegen!"

Die schlichten, aber tief empfundenen Worte haben auf die Leute mächtig gewirkt und sie in eine feierliche, nahezu andächtige Stimmung versetzt, daher ein längeres Schweigen folgt und nur die älteren Leute hört man, zugleich mit dem Pfarrer „Amen, Amen, Amen!" flüstern.

Es ist auch ein bewegender Anblick: von riesigen Bergen umgeben, deren tiefdunkle Nadelwälder ab und zu von großartigen Felsenzacken unterbrochen werden, breitet sich das paradiesische Thal aus, auf dessen Feldern der Gottessegen wogt und dessen Wiesen prachtvollen Blumenteppichen gleichen, dazwischen hin glänzt das Auge der Landschaft — das Wasser — in drei spiegelklaren Forellenbächen. Das goldige Sonnenlicht verklärt die Gegend, über welcher ein wolkenloser Himmel blaut, und in dieser erhabenen Schöne der Natur ist die kleine Gemeinde versammelt, welche dem Worte des Seelenhirten lautlos zuhorcht; der Mittelpunkt dieses Bildes sind aber zwei junge Menschenkinder im Frühroth ihres Lebens.

Ein großer Theil der Wäldler begleitet die scheidenden Dirnen durch das Dorf bis zum letzten Hause desselben, welches der Reithof genannt wird, in dessen weitläufigen Gehöften sich die einzelnen Gruppen vertheilen. Am Weg dahin geht 's Luiserl ziemlich still zwischen Vater und Mutter, welche vom weiten Marsch schon rechtschaffen ermüdet sind und nur durch die Elternliebe noch aufrecht erhalten werden. Die Kleine halst und küßt bald das eine bald das andere, sucht sich aber möglichst zu beherrschen und lustig zu scheinen, um den Abschied nicht noch mehr zu verbittern. Wohl zuckt es oft verdächtig um die Mundwinkel und die großen schwarzen Augen werden feucht, aber dann sieht sie rasch zur Seite und bezwingt tapfer ihr pochendes Herz, denn sie verläßt hier ja alles was sie liebt und kennt, und ihr bangt vor der fernen fremden Welt. Hertha's leichter Sinn dagegen hält die Erde für ein Zauberschloß in einem Feenmärchen, in welchem tausend Freuden sie erwarten, für die sie daher leichthin die stille Ruhe und Eintönigkeit der Heimat opfert. Sie springt lustig wieder hin und her, lacht und plaudert heiter bald mit den Kindern, bald mit älteren Leuten und als man scheidet, ergreift sie fröhlich Luiserl's Hand, um den Weg zur „Singerin" anzutreten.

Indeß diese letztere still und tiefbewegt an ihrer Seite schreitet, singt sie weithin schallende Jodler, wobei ihre Stimme klar und glockenrein ertönt. Als sie aber beide zusammen allein die Brücke über die „Naß" betreten haben und den ansteigenden Waldweg verfolgen, liegt mit eins und zum letztenmal das ganze schöne Thal und dadrüben der reizend gelegene Friedhof vor ihnen, auf welchen sie durch eine Lichtung auf der Anhöhe den Ausblick haben. Da läßt Luiserl den kleinen Bündel zur Erde gleiten, breitet ihre Arme aus und ruft mit einer Stimme, in welcher ungeweinte Thränen zittern: — „Ade! Liebes Dörferl! Ade! Ade!" Ihre Züge verklärt unsagbare Wehmuth, welche vom blutenden Herzen aus ihren Leib durchbebt. Da verstummt selbst die leichtblütige Hertha, läßt ihr kleines Handkofferchen ebenfalls zu Boden fallen, und umarmt die liebe Genossin lang und innig, ihren Mund durch ihre Lippen verschließend.

Darnach nehmen beide ihre Bürde wieder auf, aber keines von Beiden spricht ein Wort: stumm ist ja die höchste Freude, wie der tiefste Schmerz. Um den Nacken schlangen sie sich die Arme, und wandern in dem Waldesschatten weiter; hinter ihnen rücken die Felsen bei einer

Biegung des Weges zusammen wie eine steinerne Wand, welche die Vergangenheit abschließt und sie hinauszuwandern zwingt in die unbekannte Fremde — der Kampf um's Dasein beginnt.

* * *

An der „Singerin“ vorüber, durch das großartige Höllenthal zum Kaiserbrunnen, und von da über Hirschwang und Reichenau bis Payerbach geht der Weg, welchen die beiden Dirnen zu durchwandern haben. Es ist dies wohl eine Gegend, welche durch Naturschönheit und Erhabenheit geeignet ist den Wanderer zu entzücken, die Naßwäldlerinen aber sehen heute nichts davon, denn die paradiesische Umgebung scheint ihnen in einen grauen Schleier gehüllt. Auch das lebhafte Treiben in dem Bahnhofe, die ihnen neue Fahrt auf der Eisenbahn und das Gewoge der Leute und Wägen, der Lichterglanz in den Straßen und das Häusermeer zieht betäubend wie ein wacher Traum an ihnen vorüber. Sie finden keine Worte, fühlen die Brust wie von einem schweren Gewicht belastet in dieser fremden neuen Welt voll betäubender Eindrücke. Scheu und verschüchtert sich an den Händen haltend, folgen sie der Magd des Fabrikanten, welche sie bei der Ankunft in Wien erwartet, und sie athmen erst wieder freier auf, als sie in dem Fabriksgebäude am Ende der Vorstadt Wieden angelangt sind, wo man sie freundlich empfängt und in das nette Giebelstübchen führt, das ihnen als Wohnung dienen soll. Das schlicht, aber praktisch und freundlich eingerichtete Zimmer scheint ihnen prachtvoll zu sein, denn solche Betten wie hier, so hell glänzende Möbeln, einen hübschen Spiegel wie sie hier sehen, haben sie noch niemals gekannt, und sie finden kein Ende alles zu bewundern, in den Kästen ihre geringe Habe zu ordnen und sich wohnlich einzurichten, bis die Ermüdung von der weiten Reise ihre Augen schließt.

Die Giebelstube befindet sich in einem theils aus Fachwerk, aber solid erbauten Seitenflügel des nur einen Stock hohen Wohngebäudes. Das Fenster ist gegen den Hof gerichtet, in dessen Mitte ein kleines Gärtchen voll Blumen angenehme Düfte verbreitet. Die Wirthschaftsgebäude, Werkstätten und Magazine kann man von dieser Kammer aus übersehen, denn dieselben liegen unfern von der Rückseite des Wohnhauses und nehmen einen großen Flächenraum ein. Als am nächsten

Morgen die Dirnen die Augen aufschlagen, herrscht in der Fabrik schon reges Leben, die Maschinen lärmen, die Hämmer pochen, dichter Rauch wirbelt aus den Schlotten in die Lüfte, denn Schmiede, Schlosser, Tischler und ihre Genossen sind längst an der Arbeit.

Sobald sich die Dirnen zurecht gefunden haben und wissen wo sie eigentlich sind, kleiden sie sich rasch an und eilen an das Fenster; was sie hier übersehen, erfüllt sie mit Staunen und Bewunderung. 's Luiserl denkt an die Eltern, an Berg und Wälder daheim, und sendet ein herzinniges Gebet zum Himmel, aber sie ist entschlossen, brav und rüstig an ihre Pflicht zu gehen. Sie unterdrückt die Thränen und Wehmuth, welche sie befallen wollen; still und ernst, jedoch ohne Zögern folgt sie dem Rufe, welchen das Leben so gebieterisch an sie gerichtet hat. Hertha dagegen ist voll Frohsinn und Lustigkeit, denn ihr lebhaftes Gemüth fühlt sich angenehm angeregt von allem Neuen und sie ist begierig, all die Süßigkeiten des Daseins zu genießen, von welchen sie manches gehört und noch mehr geträumt hatte. Sie lacht und singt und tanzt in der Stube umher, als lägen ihr alle Schätze der Erde zu Füßen.

Doch auch für sie kommt der Ernst des Lebens; die Dirnen werden in die Familien des Fabrikanten Hartmann und Banquiers Rosenfeld eingeführt, um ihre Dienste daselbst anzutreten, und zugleich beginnen ihre Lehrstunden im Frauenerwerbs-Vereine, wie im Conservatorium für Musik.

Der Segen all der daheim genossenen Wohlthaten zeigt sich auch hier noch, denn sie werden in den genannten Anstalten mit Freude aufgenommen. Man war nämlich darauf gefaßt, zwei Bauernmädchen zu begrüßen welche auf der untersten Stufe der Bildung stehen, und war überrascht als dieselben ihre Talentproben ablegten. Die Dorfschule im Naßwald ist eben vorzüglich eingerichtet und der Pfarrer, wie der Lehrer und seine Frau sind bemüht, den Kindern nicht nur alle Elementarkenntnisse beizubringen, sondern dieselben in allen Zweigen thunlichst auszubilden, welche für das praktische Leben werthvoll sind. Hand in Hand mit diesem Unterrichte geht aber auch die moralische und sittliche Bildung, so wie die Entwicklung des echt religiösen Sinnes. So kommt es, daß alle Kinder frei von jeder localen Mundart rein deutsch sprechen, daß man niemals ein bettelndes Kind daselbst antrifft und daß — wofern die Kleinen von Fremden freiwillig beschenkt werden — in ihnen

nicht der Gedanke erwacht, diese Gaben für Genußmittel zu vergeuden, sondern sie auf Befragen ernsthaft erwidern: „Was ich bekomme, wird in meine Sparcassa gelegt!" Thatsächlich besitzt jedes Kind im Naßwald eine solche — wenn auch nur irdene — Cassa. Die Selbstachtung der Menschenwürde spricht sich auch darin aus, daß die Kinder selbst der allerärmsten Leute niemals unrein oder schmutzig getroffen werden, noch in zerrissenen Kleidern gehen. Mag der Anzug noch so ärmlich und verflickt sein, er ist tadellos rein wie die Kleinen, selbst dann wenn die bittere Noth sie zwingt als „Barfüßeln" durch das Dorf zu wandern. Allerdings vereinen sich die thätigen kerndeutschen Wäldler mit dem Pfarrer und Lehrer in dieser Richtung, um die Kinder zu bilden, denn in der ganzen kleinen Gemeinde ist jede, selbst die dürftigste Hütte weiß getüncht und im Innern rein und nett gehalten, ja alle der Armuth zugänglichen Mittel werden angewendet, um einen wohlfeilen Schmuck der Räume anzubringen und die Außenwände mit Schlingpflanzen zu umkleiden, so daß diese schlichten Häuser einen anheimelnden trauten Eindruck machen. Wie sehr daselbst Zucht und wahre Religion herrschen, beweist die Thatsache, daß man einen festen Verschluß der Häuser ganz entbehren kann, und factisch nicht einmal Hunde antrifft, welche die Nacht über zu wachen hätten. Die beiden Dirnen treten daher unter den glücklichsten Vorbedingungen in ihr neues Leben ein und entwickeln sich im Laufe der Zeit geistig und körperlich in der raschesten und günstigsten Weise.

's Luiserl ist der allgemeine Liebling der Vereinsdamen; denn sie ist ein Muster an Eifer und Thätigkeit, ihr Sinn ist ganz auf den Ernst des Lebens gerichtet, und in allen Handarbeiten, besonders aber im Spitzenklöppeln erringt sie rasch die Meisterschaft. Ihre vollendete Unschuld, Herzensgüte und Tugend gewinnen ihr alle Herzen; dazu ist sie voll entwickelt, von blühender Gesundheit, wohl keine fesselnde Schönheit, aber von einem gewinnenden Liebreiz, der ihrem unentweihten Gemüthe, ihrem edlen Herzen entspringt. Hertha dagegen ist rasch eine geradezu bezaubernde Schönheit geworden, überquellend von Frohsinn und Heiterkeit, für Künstler, ihren Zügen, wie ihrer üppigen plastisch tadellosen Gestalt nach, ein Ideal zu nennen und findet daher die allgemeinste Bewunderung. Im Conservatorium jedoch ist sie unter den Eifrigsten nicht zu finden, sie lernt wohl spielend leicht, aber ihr fehlt der Ernst, das Ausharren im Vorwärtsstreben. Sie liebt es durch das Leben lustig

zu gaukeln, ist sich bereits der Macht ihrer Reize bewußt geworden, und sie sucht alles zu erringen, was sie an Lust, Freude und Genuß so reichlich umgibt. Bald nennt die Umgebung sie nur den „Schmetterling“ während minder Galante sie als die Personification des „Quecksilbers“ bezeichnen.

* * *

Die Giebelstube, deren Fenster von außen die Ranken des wilden Weines malerisch umgeben, ist bereits ein anheimelnd lieblicher Raum geworden. Weiße Vorhänge zieren das Fenster, eine kleine Schwarzwälder Uhr tickt an der Mauer hängend, geheckelte Decken sind über die Betten gebreitet und ein durch das Licht aus seiner Ruhe aufgestörter Zeisig zwitschert leise in seinem Bauer. Auf dem Tische steht eine brennende kleine Lampe und bei deren Licht arbeitet Luiserl an einem wundervoll zarten Spitzenkragen. Rasch gleiten die Klöppeln durch ihre Finger und sie ist in ihre Arbeit so sehr vertieft, daß sie die Flucht der Stunden gar nicht beachtet. Mitternacht ist nicht mehr fern, als sie aufblickt und ihr Werk beendet sieht. Befriedigt betrachtet sie das Werk ihrer Hände, stellt sich vor den Spiegel und probirt den Kragen, indem sie denselben über ihr schwarzes Kleid um den Hals legt. Der Effect ist vollkommen und sie legt denselben in Seidenpapier gewickelt auf den Tisch, holt dazu aus ihrem Kasten ein Dutzend Kinderstrümpfe, nebst einigen andern wollenen Bekleidungsstücken für Mädchen und Knaben, und helle Freude verklärt ihre Züge, als sie ihre Arbeit, welche sie sich für ihre freien Stunden selbst auferlegt hatte, somit beendet sieht. Allein sofort erst wird sie es gewahr, daß sie sich noch immer allein befindet, von Hertha ist nichts zu hören. Wohl ist sie es gewohnt, daß die Genossin unter Vorwänden aller Art gar lang abwesend bleibt und daß sich dieselbe weder um die Nettigkeit oder Ausschmückung der Stube kümmert, noch überhaupt sich mit Handarbeiten abgibt, aber bis nach Mitternacht war sie noch niemals fortgeblieben. Allerdings hatte sie erzählt, es werde an diesem Abend beim Banquier Rosenfeld eine kleine Tanzunterhaltung stattfinden, und sie sei bestimmt dazu, dem Koch daselbst zur Seite zu bleiben, um sich in der Bereitung der Speisen auszubilden.

Dennoch kann Luiserl sich eines bangen Gefühles nicht erwehren und es stimmt sie traurig, daß sie gar so allein blieb mit dem sie beglückenden Werk ihrer Hände.

Eben hat es ein Uhr nach Mitternacht auf dem nahen Kirchthurm geschlagen, als sich außen auf der Treppe rasche flüchtige Schritte vernehmen lassen. Die Thüre der Stube wird hastig geöffnet und leise wieder geschlossen, nachdem Hertha eingetreten ist. Sie ist heftig aufgeregt, aber strahlend von Heiterkeit und Frohsinn, ihre Toilette ist nicht ganz sorgsam geordnet und ihre Haare sind ein wenig zerrüttet. Sie wirft Hut und Mantel ziemlich achtlos von sich und umarmt und küßt Luiserl, indem sie leise spricht:

„Hat man um mich gefragt?"

„Nein, denn von den Herrenleuten ist niemand zu Hause, dieselben sind in der Stadt bei Verwandten eingeladen."

„Ah das trifft sich prächtig. Ich hatte schon etwas Furcht."

„Weshalb, Du warst ja bei Rosenfeld in der Küche?"

„Pah! Küche? Das wäre langweilig gewesen. Ich habe mich aber gottvoll unterhalten."

„Und wie kommst Du so spät in das Haus? Ich hörte nichts davon, daß das Thor geöffnet wurde?"

„Liebe Unschuld, man hat seine Wege. Sieh her, dieser Schlüssel öffnet die kleine Seitenpforte, welche da drüben aus der Nebengasse hereinführt. Du kennst den bildhübschen Sohn des Fabriksdirectors, wir begegnen uns oft, wenn ich abends heimkehre und, da er zwei Schlüsseln besitzt, hat er mir letzthin einen geschenkt."

„Geschenkt und wozu?"

„Das siehst Du ja heute. Deshalb brauchst Du mich nicht mit Deinen Blicken zu durchbohren."

„So habt Ihr Euch heute nachts unterhalten, statt daß Du gearbeitet hast? Was sagt denn der Koch dazu? Der wird Dich verklagen."

„Der liebe herzliche Monsieur Chapelle, welchen sich die stolzen Rosenfeld's extra aus Paris verschrieben haben, der sollte mich verklagen? Was Du nicht denkst! Mit dem kann ich thun, was ich will, der ist ein galanter feingebildeter Mann, welchen auch ich allerliebst finde."

„Wirklich? und derselbe konnte Dich heute nachts unterhalten?"

„Ach, warum nicht gar. Mit diesem verliebten Franzosen plaudert es sich angenehm, und ich bin ihm wirklich gut. Aber — nun, Du wirst mich ja nicht verrathen?"

„Verrathen nicht, aber warnen möchte ich Dich!“

„Pah, laß' diese Schullehrermiene“, ruft Hertha, setzt sich auf Luiserl's Schoß, küßt die Freundin voll Leidenschaft und drückt dann ihr schönes erröthendes Gesicht an deren Wange, indem sie ihr leise in das Ohr spricht: „Mir steht ein großes Glück bevor, mehr als ich durch Arbeit und Plage erreichen kann. Schon lang verfolgt mich der Sohn des Grafen Stettenheim, der so oft zu Rosenfeld kommt, mit Betheuerungen seiner Liebe, er schwört mir ewige Treue und wird mich heiraten, denn auch ich liebe ihn mit ganz unaussprechlicher Leidenschaft. Da wir uns aber so selten allein sehen und sprechen können, hat er mich heute in einer Maske zu „Schwender“ geführt. Bei Chapelle hatte ich mich schon vormittags unwohl gemeldet und — Luiserl ich sage Dir, ich habe mich gottvoll unterhalten.“

Hertha schweigt nun und erwartet Luiserl's Antwort, aber diese bleibt stumm und als sie aufsieht, sind ihre Augen voll Thränen, so daß die Freundin ausruft:

„Was hast Du denn? Nimmst Du gar keinen Antheil an meinem Glücke?“

„Ach, daß ich mich freuen könnte! Glaubst Du denn solchen Lügen? Er hält Dich zum Besten, lacht sodann über Deine Thorheit und Du bist zugrunde gerichtet — das ist das Ende vom Lied!“

„Lüge? wer sagt das? Mein Emil lügt nicht, er hat mir heilige Eide geschworen. Er ist frei und unabhängig, und sollte sein Vater unseren Bund nicht segnen, so hat es gar nichts zu sagen. Er ist großjährig, hat ein Vermögen von seiner Mutter und wir werden dann nach Paris oder nach Italien übersiedeln und glücklich sein.“

„Und daran kannst Du glauben? Ein Graf wird eine arme Naßwalderin heiraten? Du unwissende Dirn' sollst unter so vornehmen Leuten aufgenommen werden? Du willst Dich zwischen Vater und Sohn drängen und fürchtest nicht die Sünde? Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser, deren Fluch reißt sie aber ein; das ist ein Wahrwort, das bedenk'. — Und woher stammt denn das breite goldene Armband, das Du trägst und das sich jetzt wohl gegen Deinen Willen aus den Aermel vorgeschoben hat?“

Bis unter die Haare erröthend sieht Hertha den verrätherischen Schmuck, welcher von ihr unbeachtet sichtbar geworden war, während sie denselben unter dem Kleiderstoff wohl verborgen glaubte.

„Nun was ist daran so sonderbares? Mein Emil hat ihn mir als ein Andenken an den heutigen Tag gegeben, an dem wir uns ewige Treue geschworen haben", spricht rasch sich ermuthigend Hertha, weicht aber dabei den Blicken der Freundin aus und beugt sich auf das Armband nieder, es näher betrachtend.

Luiserl's Augen aber haften mit einem Ausdrucke tiefster Wehmuth auf ihren schönen Zügen, es zuckt wie Schmerz um ihre Mundwinkel und von einem unwiderstehlichen Zuge des Herzens getrieben, schlingt sie hastig ihre Arme um deren Nacken, indem sie sagt:

„Kehr' um, liebe Hertha, auf der Bahn, die Du betreten hast, sie führt Dich zum Abgrund, eh' Du es ahnst. Glaubst Du, ich weiß es nicht, daß Du mit dem Sohn des Fabriksdirectors wiederholt im Gasthof „zur goldenen Krone" gewesen bist? Daß Du den saubern Monsieur Chapelle weit öfter in seinem Zimmer, als in der Küche siehst, und daß von ihm die oft kostbaren Näschereien und Nippsachen stammen, die Du nach Hause bringst? Und daß Du meistens die Balletschule des Signore Manzoni aus Mailand besuchst, wenn Du in der Musikstunde sein solltest? Daß ‚Dein Graf' Dich zum Besten hat, möcht' ich beschwören! Du bist schön, und alle Männer schmeicheln Dir, aber wie kannst Du das für Wahrheit nehmen? Wie kannst Du so leichtsinnig mit allen scherzen und tändeln? Das Leben ist ernst und das Glück will verdient und erworben sein durch Arbeit und Pflichterfüllung; wer aber nur in Genuß, in Freuden und Wohlleben sein Ziel sucht, der geht unter, verliert sich selbst und seine Tugend, nur Schand' und Unehr' sind das Ende vom Lied'! Denk' an den alten ehrwürdigen Pfarrer, eh' es zu spät ist!"

„Schau, Du kannst ja predigen, wie ein hochwürdiger Herr! Den Herrn Pfarrer in Ehren, aber er ist noch ein Mann der alten Zeit mit überwundenen Ansichten. Die neue Zeit ist freier aufgeklärter geworden, wovon man im Naßwald allerdings nichts weiß, weil die Leut' dort um fünfzig Jahr' in der Bildung zurück sind. Immer sich plagen, immer arbeiten, roboten und sich abmühen, das verlohnt nicht der Mühe des An- und Ausziehens am Morgen und Abend. Warum hat der Herrgott die Welt so schön geschaffen, wenn man nicht genießen sollte, was möglich ist? Wer sich selber zum Lastthier erniedriget, ist ein Armer im Geiste, Freude und Lebenslust erfrischen Herz und Gemüth. Du aber Luiserl sei mir deshalb nicht neidig und verstell' Dich nicht so schein-

heilig vor mir! Oder meinst etwa, ich weiß es nicht, daß Dir der Werkmeister Franz dadrüben in der Maschinenwerkstätte gefällt, daß Du oft an Sonntagen mit ihm aus der Paulaner-Kirche kommst, und in seine Wohnung in der Krongasse gehst? — Ha! ha! ha! Wer selber Butter auf dem Kopfe hat, soll nicht in die Sonn' geh'n, das ist auch ein Sprüchwort, das Du beherzigen sollst. Wie weit Du schon voraus denkst, beweisen wohl die Kinderstrümpfe, Kinderdecken und Kleider, die dort liegen. Hab' ich Dich errathen? Warum wirst denn so roth, und schaust mich an, als wolltest mich vergiften?"

„Weil Du eine Verläumderin bist und das selber weißt. Zu Dir, in Deinen Leichtsinn möchtest Du mich hinabzieh'n, um Dein Treiben zu beschönigen. Wenn Franz mich in der Kirche trifft, so geschieht es, weil wir beide das Bedürfnis haben am Sonntag zu unserm Vater im Himmel zu beten, Dich trifft man freilich an anderen Orten. Wenn ich mit ihm in sein Daheim gehe, so weißt Du daß ich dort seine Mutter besuche bei der er wohnt. Sie ist zu alt und augenschwach, um seine und ihre Wäsche auszubessern, deshalb thue ich es in meinen freien Stunden am Sonntag-Vormittag. Von Lieb' und Gernhaben ist zwischen uns nie noch ein Wort geredet worden, denn wenn's auch werden sollt' — so steht es im weiten Feld'; denn ich bin eine arme Dirn' die noch lernen muß, und er ist ein fleißiger Arbeiter, aber sein Verdienst reicht kaum hin für ihn und seine leidende alte Mutter, die er pflegt und ehrt, wie ein braver Sohn. Der schöne Spitzenkragen dort gehört für Frau Hartmann, deren Namenstag übermorgen gefeiert wird. Für so viel Wohlthat als wir von ihr genossen haben, möcht' ich doch eine Kleinigkeit aus Dankbarkeit bringen. Das wenige Geld, das dort im Brief bereit liegt, schick' ich morgen meinen guten lieben unvergeßlichen Eltern in die Heimat, damit sie sich eine Gutthat gönnen können in den nächsten Feiertagen. Ich hab' mir's abgespart von meinem kleinen Nebenverdienst und bedauer' nur, daß es nicht mehr ist. Die Kinderstrümpfe und -Kleider aber, die sind für das Schutzhaus im Naßwald bestimmt, für die armen Kleinen, wie wir selbst einst waren, daher ich's weiß, wie unsagbar eine solche Gutthat wohlthut. Siehst Herterl, das sind meine Freuden und Du glaubst nicht, wie glücklich, heiter, zufrieden sie mich machen. Wie ich oft und oft meinem Gott danke, daß er so weit die arme bettelarme Waise vom Henfuß beschützt hat, damit ich jetzt Andern ein wenig wohlthun kann, statt immer nur zu empfangen. Bleib' einmal abends daheim bei

mir und arbeit' mit mir. Du glaubst nicht wie man dadurch froh und in sich zufrieden wird. Wenn ich so sitz' und für die Lieben thätig bin, da bevölkert sich das Stüberl mit den Gestalten derselben, sie reden zu mir und lächeln mir zu. Ich seh' den grünen Wald, das Elternhäuserl, ich hör' die Naß rauschen, den Finken und Ammerling zwitschern, der Herr Pfarrer nickt mir freundlich zu und ich fühl' beinahe den Kuß der Eltern, die Gott erhalten möge; da ist mir so wohl um's Herz und ich fühl', daß ich meine Pflicht gethan habe die Wochen über, das sagt mir mein Gewissen, wenn ich Sonntags in der Kirche vor meinen Himmelvater steh'. Komm Herterl, leist' mir Gesellschaft und frag' Dich selbst, ob Dir bei Deinen Abenteuern, geheimen Besuchen, Lustbarkeiten und Schmausereien ebenso wohl um's Herz ist, und ob Dich Dein Gewissen gar nicht drückt wenn Du auf das goldene Armband, auf Deine Ringe oder Deine schönen Toilettensachen schaust, die Du nicht Dir selbst durch Arbeit verdient hast, nein! die Du geschenkt erhalten hast mit Gedanken, die das Tageslicht scheuen."

Luiserl spricht in ergreifender Weise, denn ihre Worte quellen vom Grunde des Herzens um die Freundin zur Umkehr zu bewegen. Selbst der leichte Sinn Hertha's vermag ihr nicht ganz zu widerstehen und indem sie derselben die Wange küßt, sagt sie seufzend:

„Ja, Luiserl, Du hast recht; es soll anders werden, aber jetzt ist's schon spät, laß' uns schlafen gehen."

Luiserl kennt es recht wohl, daß diese Worte sie nur beschwichtigen sollen, der Sinn Hertha's war nicht bekehrt, sie dachte anders, als die Lippe spricht.

Nicht eben heitern Sinnes geht Luiserl zur Ruhe und genießt bald darnach jenen tiefen ruhigen traumlosen Schlaf, welcher einem reinen Gewissen allein entspringt. Hertha dagegen findet keine Ruhe, sie sitzt noch lang in tiefstem Negligé am Bettrand in lustige Gedanken versunken, ja sie erhebt sich wiederholt, stellt sich vor den Spiegel und lächelt selbstzufrieden ihrem schönen Ebenbilde zu, welches sie die verschiedensten Stellungen annehmen läßt. In ihren Träumen geht es gar lustig zu und wie anregend diese Bilder sind, beweist ihr unruhiger Schlaf und die Worte, welche ihre feuchten Lippen flüstern.

Einige Tage später unterhält sich Hertha so eben mit der Tochter des Banquiers, als Manzoni, der berühmte Balletmeister und glühende Verehrer Hertha's eintritt, um mit der Frau Rosenfeld eine vertrauliche

Besprechung zu haben. Da man, wohl aus guten Gründen, es so einzurichten gewußt hatte, daß seine Beziehungen zu dem Mädchen vor der Welt geheim blieben, so begrüßt er, von den Andern ungesehen, die Erröthende recht zärtlich, und betritt sodann rasch den Salon, an dessen Schwelle ihn die stattliche Hausfrau erwartet. Der Banquier, welcher vor kurzem einen ausländischen Orden erhalten hatte, war nunmehr auch geadelt worden, und diese langersehnte Auszeichnung will die Hausfrau durch eine kleine Abendunterhaltung, verbunden mit einem Concert und lebenden Bildern feiern. Der schöngeistige Balletmeister nun ist ausersehen, dieses Fest zu dirigiren und zu veranstalten, namentlich so weit es die künstlerischen Genüße betrifft. Seine Phantasie hat rasch eine Zusammenstellung bewirkt, welche den vollsten Beifall der Frau erhält. Er hat auch unter den Herrn und Damen, welche dieses Haus besuchen, bald die Mitwirkenden gefunden, nur für das Schlußtableau, welches Sensation erregen sollte, fehlt ihm die Hauptperson, da er behauptet, keine Dame sei ihm ganz entsprechend für diese Rolle. Da fällt sein Blick auf Hertha, welche im nächsten Zimmer sich mit ihrer Genossin tanzend hin- und herbewegt und sein Plan ist rasch gefaßt. Er weist auf die zum malen schönen Stellungen des Mädchens, und bittet die Frau vom Hause die Mitwirkung Hertha's zu gestatten. Die stolze Dame, welche das schlichte Mädchen nicht für würdig erachtet, zugleich mit den Freundinen des Hauses sich von einer so angesehenen Gesellschaft bewundern zu lassen, widerstrebt zwar anfangs, wird aber schließlich durch die Gründe des schlauen Italieners überwunden, und gibt die Zustimmung zu seinem Vorhaben. „Amor und Psyche" sollen natürlich unter entsprechender Wahrung des Anstandes in sechs Bildern vorgeführt werden, und zwar in der Art, daß die Gestalten allmälig unter Musikbegleitung aus einer Stellung in die nächste übergehen. Jedenfalls eine schöne aber schwierige Aufgabe, welche die Tochter des Hauses als „Amor" Hertha aber als „Psyche" durchführen sollen. Der leidenschaftliche Italiener hofft nun zwei Ziele unter einem hier zu erreichen. Sein kundiges Auge ist dessen gewiß, daß die schöne Gestalt und natürliche — noch fast unbewußte — Anmuth des Mädchens ihm vor der großen Gesellschaft einen Triumph seltener Art bereiten werde. Weiters aber rechnet er schlau auf die Gefallsucht und fast unglaubliche Eitelkeit Hertha's, welche ihm wohl besonders zugethan und geneigt werden mußte, sobald er ihr Gelegenheit verschaffte, ohne Plage

und Mühe durch ihre Schönheit und Grazie allein den Beifall und die Bewunderung der eleganten Gesellschaft zu erringen. Der heißblütige Balletmeister war übrigens Sachkenner genug, um zu wissen, daß sich beim Einstudiren dieser Rolle in dem ziemlich durchsichtigen Costume genügende Gelegenheit bieten werde, um sich unauffällig dem Mädchen in so vertraulicher Weise zu nähern, daß dessen Blut in Wallung kommen mußte, und die Hoffnung gegeben war, es werde die — bisher unbewußt voll leichten Sinnes mit der Leidenschaft gleichsam spielende Schöne aus diesem Halbschlummer erwachen und seine Wünsche erfüllen, wornach er bisher vergebens gerungen hatte.

Der Erfolg krönte seine Erwartungen, denn Hertha war entzückt, berauscht von der gestellten Aufgabe, und sie, welche jede ernstere Mühe, selbst in der Musik, zu fliehen suchte, war ganz Hingebung für diese Art der Kunstleistung, welche ihren Sinnen so sehr schmeichelte. Am Abende der Vorstellung erringt sie daher einen großartigen Triumph, und das elegante Publicum wird nicht müde, sie zu bewundern. Drei — viermal mußte jedes Bild gezeigt werden, und nach der Vorstellung wird Hertha wie ein neuer Stern am Kunsthimmel gefeiert, umschmeichelt und bewundert. Ihre ganze Persönlichkeit scheint in einem Meer von Wonne und Entzücken zu schwelgen und ihre Dankbarkeit für ihren Meister spricht sich bei der Heimfahrt so feurig aus, daß der zärtliche Lehrer die kühnsten Pläne entwirft. Daheim weiß die Schöne dem Luiserl nicht genug von ihrem Glücke zu erzählen, welches so sehr ihre Augen blendet, daß sie es gar nicht beachtet, wie traurig die Freundin über ihre Schilderung wird, wie wortlos und kopfschüttelnd sie ihr zuhört und wie sie die Begeisterte mit feuchten trüben Blicken betrachtet. Luiserl sagt aber heute nichts dagegen, denn sie weiß es, daß jede Warnung oder Ermahnung in dieser Stimmung fruchtlos wäre. Mit Thränen in den Augen steht die engelsgute Dirne noch einige Zeit recht ängstlich besorgt bei dem Lager Hertha's, als diese schon längst von lockenden Träumen umgaukelt, unruhig schlummernd, vor ihr liegt. Luiserl erkennt es, daß bereits Gefahr im Verzuge ist, um die Freundin dem ernsten geordneten ruhig thätigen Leben zu retten, das ihr als das einzig wahrhaft glückliche und ehrbare Dasein erscheint. Sie überlegt, welche Mittel am ehesten zum Ziele führen könnten und ob es nicht angezeigt wäre, der gütigen Frau Hartmann alles mitzutheilen, um deren Hilfe in Anspruch zu nehmen. Kein Schlummer kommt die ganze

Nacht hindurch in ihre Augen, ihr edles Herz ist zu tief um die Freundin besorgt, erst gegen Morgen umfängt sie Ermüdung, so daß sie wie von bleierner Schwere sich erdrückt fühlt. Als sie aber, später als sonst, die Blicke erhebt und sich zu ermuntern sucht, ist Hertha nicht mehr daheim, denn ihr erhitztes Blut hat sie beizeiten schon fort aus der engen Stube getrieben.

Von diesem Tage an ist Hertha ganz befangen von dem Entzücken dieser Schaustellungen, von welchen sie nur die blendende Seite kennt. Dieses Gaukeln, Glänzen und Bezaubern ist ihr Ideal geworden und der Meister, welcher sie in diese Welt einführen soll, in welcher sie nur Genuß, Reichthum und Wohlleben ohne Mühen ahnt, beherrscht ihr Denken und Fühlen. Alle Lehrstunden, sogar das Singen und die Musik, werden vernachlässigt, selbst ihre frühere Schwärmerei für „ihren Grafen" ist erkaltet, und zwar so sehr, daß sie eines Abends lachend der Freundin eine Verlobungs-Anzeige vor die Augen hält, welche den Grafen Emil von Stettenheim und die Comtesse Irma Airoldi betrifft. Warnungen und Bitten der lieben Luiserl sind ebenso fruchtlos als die Ermahnungen, ja strengen Befehle der Frau Hartmann, bei welcher von allen Seiten Klagen und Vorstellungen über das Mädchen einliefen, welches seine Wege wählte, ohne einer andern Stimme als der der eigenen Leidenschaft zu folgen.

Dem gegenüber will selbstverständlich der Fabrikant kein müßiger Zuseher bleiben und nicht ein Mädchen länger unterstützen, das eine abschüßige Bahn so rücksichtslos verfolgt. Er hält es als das beste Mittel, Hertha zur Umkehr zu bewegen, wenn sie für längere Zeit aus der großen Stadt entfernt würde. Ihr jede Wohlthat zu entziehen, sie den Ihrigen zurückzugeben und in der Einsamkeit des Naßwaldes dieselbe durch Entbehrungen und strenge Zucht aus dem Taumel ihrer Sinne zum Ernst des Lebens zu erwecken, hieß die Cur, welche beschlossen wurde. Im Geheimen ist man gern geneigt, die armen Ihrigen zu unterstützen, das Mädchen aber soll nichts davon ahnen und die bittere Schule des Lebens neuerlich empfinden. Ohne Zögern wird dies der Hertha angekündigt, alle Hilfsquellen werden ihr entzogen und rasch ist auch der Tag der Abreise festgesetzt. Aber auf die Ungehorsame macht diese Ankündigung nicht den gehofften Eindruck, sie hört die erhaltenen Weisungen mit finstern Mienen, aber schweigend und äußerlich ruhig an, zuckt es gleich um ihre Mundwinkel und trüben sich auch vorübergehend

die Augen, sie will nicht gedemüthigt, nicht schwach erscheinen. Selbst den Bitten und Ermahnungen Luisen's gegenüber bleibt sie kalt und verschlossen, nur böse Blicke hat sie für dieselbe, denn sie hält die Freundin für die Verrätherin, die keines Wortes mehr würdig erscheint.

Der Morgen, welcher für die Heimreise in den Naßwald bestimmt ist, bricht trübe und neblicht an, aber Hertha ist abends nicht nach Hause zurückgekehrt, ihr Bett ist leer und als man nachforscht, entdeckt man es erst, daß ihre werthvollere Habe verschwunden ist. Vergebens sind alle Nachforschungen, an keinem Orte, wo man sie vermuthen kann, ist sie zu finden, ihre Spur scheint verloren zu sein. Auch Maestro Manzoni wird aufgesucht, um Aufschlüße zu geben, aber man kommt zu spät; denn es heißt, er habe eine längere Erholungsreise angetreten, es aber vermieden, eine Mittheilung über deren Richtung zu hinterlassen.

* * *

's Luiserl ist über die Flucht der Freundin bis in die Seele betrübt, ihr erscheint deren Undank gleich einem schweren Verbrechen und dieser Gedanke ist der erste Schmerz in ihrem stillen Glück. Für sie liegt ihre Welt in dem anheimelnden Stübchen, von welchem aus sie tausend zarte Fäden mit der Außenwelt, namentlich mit der lieben Heimat verbinden. Nicht über ihre Verhältnisse hinaus schwärmen ihre Wünsche, nicht neidisch sieht sie auf reicher mit Gütern Gesegnete, nein! sie blickt auf die Hunderttausende, welche in drückender Noth mit dem Leben ringen und sie ist zufrieden mit ihrem bescheidenen Loos. Sie nimmt nicht den glänzenden Schein in der Welt für dessen Wesenheit, nicht die gleißende Schale für den reellen Kern, sie hat den Ernst des Kampfes um's Dasein erfaßt und in demselben tapfer ihre Pflicht gethan. Eben deshalb hat sie endlich alles gelernt, wozu im Frauenerwerb-Verein die Gelegenheit geboten ist, sie ist dort der allgemeine Liebling geworden und nunmehr mit genügenden Kenntnissen ausgerüstet, um nicht mehr von Wohlthaten leben zu müßen. Frei unabhängig selbstthätig kann sie eingreifen in's Leben, auf eigenen Füßen stehen, sich erhalten durch eigene Kraft. Eine unsagbare Wonne durchströmt sie bei diesem Gedanken, es hebt sich ihre Brust mit stolzem Bewußtsein, sie ist an Fertigkeit und Wissen ebenso entwickelt, wie am Körper, der keines Reizes entbehrt und der von Gesundheit erfüllt sie befähigt, rüstig ihre Bahn weiter zu verfolgen.

Allerdings schlägt bei längerm Nachsinnen ihr Herz etwas bang, wenn sie an den ersten Schritt denkt, welchen sie ganz allein zu unternehmen haben wird, denn ihre Welt war bisher eng begränzt geblieben. Außer dem Hause des Fabrikanten und ihrem Stübchen darin, war sie nur in die Lehrstunden gekommen und später zur Mutter des Franz Rotter, welcher in der Fabrik des Herrn Hartmann als geschickter Eisenarbeiter sehr beliebt ist. Ihm ist die Leitung einer Werkstätte für Erzeugung von Maschinenbestandtheilen anvertraut und sein Lohn ist ein guter, so daß er von dem Verdienst ansprechend leben könnte, würde nicht die leidende alte Mutter besondere Pflege bedürfen, wodurch seine Ausgaben ungewöhnlich gesteigert werden. Dennoch bringt er freudig jedes Opfer, denn er hängt mit inniger Liebe an derselben und versagt sich gern andere Vergnügungen, um ihre Tage zu verlängern. Eben deshalb aber steht er ziemlich vereinsamt und allein im Leben; denn wer sich von Gelagen, Festen und lustigen Partien ausschließt, gewinnt heutzutage keine Genossen, findet kaum einen innigen herzlichen Anschluß wahrer Freunde, und für hohle, nur äußerliche Kameradschaften hat er kein Begehren. In Folge dessen ist Luiserl's Besuch bei seiner Mutter für beide ein freudiges Ereignis, die liebe herzliche Dirne erheitert nicht nur die alte Frau, hilft nicht allein im Hauswesen werkthätig nach, auch Franz fühlt seine gleichgestimmte Seele zu ihr hingezogen und bald ist es ein Festtag, wenn er sie sehen und sprechen kann. Diese Freude nun wird ihm seit Hertha's Flucht oft bereitet, denn dem Luiserl ist es in dem einsamen Stüberl bisweilen abends gar zu traurig und düster; dann nimmt sie ihre Arbeit zusammen und besucht die nahe Wohnung der alten Frau Rotter, wohin später auch Franz kommt, sobald sein Tagewerk vollbracht ist. Alle Drei sitzen dann bei der Lampe an einem kleinen Tisch, die alte Frau mit Stricken, Luiserl mit einer feinen Arbeit beschäftiget, während Franz entweder eigene Schreibereien besorgt, oder aus einem Buche vorliest, was den Zuhörenden ein Genuß ist, den sie besonders lieben. Reisewerke, welche ferne Länder Sitten und Gebräuche schildern, Bücher über die neuesten Erfindungen, und an Feiertagen Schriften zur Erbauung und Erhebung, wechseln dabei ab und bieten Anregung zu Gesprächen, die sonst nur die Tagesereignisse betreffen.

Bisweilen rückt dabei der Zeiger der Schwarzwälderuhr rascher vor, als diese Glücklichen ahnen, die Hände der alten Frau erlahmen, das Strickzeug sinkt in den Schoß, das Haupt neigt sich herab und die

Augen schließen sich vor Ermüdung. Franz sieht kaum diese Rast eintreten, so hält er alsbald mit dem Lesen inne, schließt das Buch und deutet nach der Schlafenden, als Luiserl verwundert aufblickt. Er hat offenbar etwas auf dem Herzen, wovon er reden möchte, aber er findet nicht gleich die Worte, so daß einige Zeit Stille herrscht, während sie ruhig weiter stickt, er dagegen sein Gegenüber mit herzinnigen Blicken betrachtet. Endlich fragt er mit ziemlich unsicherer Stimme:

„Sind Sie bös' auf mich?"

„Bös' — ich auf Sie? wie kommen sie auf solche Gedanken?"

„Weil Sie mich so selten ansehen, fast meine Blicke zu meiden scheinen. Sie sind oft stundenlang bei uns und doch blicken Sie kaum ein paarmal auf mich, der dadurch so sehr erfreut wäre."

„Wer arbeitet, kann seine Augen nicht spazieren schicken und was können Ihnen die Blicke einer einfältigen Naßwalder Dirne bedeuten. Wenn es Ihnen aber doch Freude macht, will ich gern öfter Ihnen in das Gesicht sehen, bin ich Ihnen doch so viel Dank schuldig! Sie lesen so viel und lang fast täglich vor und dadurch lerne ich eine Menge, was mir von Nutzen ist. Ich habe einst im Naßwald vornehme Herren zusammen sprechen gehört als ich noch ein Kind war, und Einer derselben sagte: ‚Ja es ist wahr, Wissen ist Macht!' Damals verstand ich die Worte nicht und sagte sie öfter vor mich hin ohne deren Sinn zu finden, seit ich aber in Wien, seit ich älter geworden bin, begreife ich dieses Wahrwort vollkommen und alles, was mich bildet, aufklärt, ist mir ein Segen. Auch erzählen Sie selbst so vieles, Sie reden so angenehm, Ihre Stimme ist dabei so wohlthuend weich, so daß unser Beisammensein hier mich unaussprechlich glücklich macht und den ganzen Tag über freue ich mich auf den Abend. Dank, tausend Dank dafür, daß Sie sich so viel Mühe mit einem armen Dorfkinde geben, und da ich eben mit dieser Stickerei zu Ende bin, will ich Sie recht lang ansehen und mit Ihnen plaudern. Da — sehen Sie mich nun nach Herzenslust an, was sehen Sie denn in diesen Augen?"

„Mein Glück, meine Seligkeit, meinen Himmel!"

„Aber Franz, wer hat Sie diese Uebertreibungen gelehrt? Ich hätte sie von Ihnen nicht für möglich gehalten."

„Wenn Sie in mein Inneres blicken könnten, würden Sie es begreifen, denn längst gehört Ihnen allein jeder Herzschlag in mir. Würden Sie für mich ebenso fühlen, so würden Sie mich nicht so kalt abweisen, nicht so fremd mir gegenüber bleiben."

„Fremd, kalt? Glauben Sie es wirklich, daß nur derjenige fühlt, welcher von himmelstürmenden Worten und Schwüren die Lippen überfließen läßt? Da irren Sie, bester Franz! Was tief im Innern lebt, und wächst und Blüthen treibt, aber unausgesprochen bleiben muß, das ist das wahrste ächteste Gefühl! Das Auge sieht nicht, das Ohr hört nicht, was in der Menschenbrust vorgeht, aber der es selbst empfindet, für den ist es ein heiliger Schatz."

„So sind Sie mir dennoch gut?"

„Gewiß, vom Grund der Seele!"

„Wirklich, so gut wie sonst keinem in der Welt? So gut, daß Sie mich nie verlassen, mir für's Leben angehören möchten?"

„Ach, Franz! Sie gehen schnell vorwärts und fragen viel in wenig Worten; wie gern gäbe ich Ihnen eine kurze, eine recht heißblütige Antwort, die uns für immer binden würde, aber ich kann, ich darf es nicht, die Pflicht heißt mich schweigen, und wenn Sie Ihrer Leidenschaft Folge geben, muß die Naßwalder Dirn' ruhiger bleiben und für unser gemeinsames Beste, für unser Heil und Seelenglück denken."

„Luiserl! Sie lieben mich — lieben mich wahr und innig?"

„Nennen Sie es also, wenn es Ihnen Freude macht, aber lassen Sie uns darüber nicht die Wirklichkeit vergessen, sonst versündigen wir uns nur zu leicht, und unsere Reue kommt zu spät. Was soll, was kann jetzt aus unserer Liebe werden? Sie sind ein braver Arbeiter, der für sich und seine gute Mutter sorgt, ich bin eine Dirn' vom Land, die noch fleißig lernen muß, um sich erhalten zu können und selbständig leben zu können. Sind wir uns auch noch so herzlich zugethan, wir können, wir dürfen uns nicht angehören, ein Bund zwischen uns wäre nur der Anfang vom Elend für uns beide, geschweige denn, wenn wir noch später für Andere zu sorgen hätten. Bald wäre ich Ihnen eine Fessel, eine Kette die Sie nachschleppen, eine Last für's ganze Leben, wenn eines erkrankt, wenn Unfälle eintreten, wenn wir hilflose Dritte erhalten sollten! Wir sind noch jung und rüstig, wir können auf die ferne Zukunft hoffen, aber weiter nichts. Ernst und emsig müssen wir unsern Lebensweg gehen, das Weitere dem Ewigen anheimstellen, wir dürfen uns aber nicht durch Betheuerungen, Schwüre und durch das Erregen der Leidenschaften das Blut erhitzen, denn das wäre der erste Schritt zu unserem Unglücke, dem immer nur zu schnell die andern folgen, und das thu', das will ich nicht, um keinen Preis, zu Ihrem Besten, wie zu meinem, das hab' ich mir

geschworen. Darum, lieber Franz, habe ich geschwiegen von dem, was in mir für Sie lebt und mich glücklich macht, darum lassen Sie uns davon schweigen, bis wir Beide fühlen, daß die Zeit gekommen ist, wo wir uns angehören dürfen in Zucht und Ehren und — das halt' ich für meine heilige Pflicht, d'rum zürnen Sie mir nicht — denken Sie darüber nach, ich glaub', Sie werden mir schließlich recht geben. Für heute — gute Nacht!"

Sie will sich erheben, aber Franz blickt unwillig zur Erde, indem er, halb für sich, flüstert:

„Sie reden ja so schön und gelehrt, wie ein Professor!"

„Ich red', wie's mich die Eltern, der Herr Pfarrer und der Lehrer gelehrt haben, ich red', wie's mir mein Gewissen schafft, wenn ich an meine Wohlthäter denk', denen ich durch ehrenvollen Wandel allein danken kann. Hab' ich Unrecht, so beweisen's mir meinen Irrthum, lieber Franz!"

„Sehen Sie Luiserl aber auch auf meine Lag'! Ich steh so allein in der Welt, und das ist traurig, nicht zum sagen. Meine liebe Mutter wird mich bald verlassen, ihre Tage sind gezählt, darauf hat mich heute der Doctor vorbereitet, und schließen sich diese Augen für immer, dann bin ich ganz verlassen in der Welt. Wofür plag' ich mich, wofür spar' ich soviel ich kann, für wen sorg' ich und was kann mir die Zukunft versprechen? Da sinkt dem Menschen endlich doch der Muth, trostlos und düster wird die Aussicht und man muß doch ein Herz, ein Menschenleben auf Erden besitzen, das uns ganz und ungetheilt angehört, für das wir sorgen, wirken, das mit uns theilt Leid' und Freud', das mit uns lebt und stirbt. Da hab' ich denn gemeint, daß Sie das Herz in der Brust hätten, das mich ganz versteht, das alles aufgeben könnt' für mich und mein Glück. Ich hab' ein paar Gulden in der Sparcassa liegen; nach meinem verstorbenen Bruder, der auf einem Schiff verunglückt ist, soll ich aus England ein paar tausend Gulden noch bekommen, damit könnt' ich ein kleines Geschäft eröffnen und glücklich sein."

„Und was hindert uns daran?"

„Ihre Bedenken, Ihre Vorwände, die Sie nur vorbringen, weil Sie mich nicht wirklich lieb haben."

„Lieber Franz! Ich hab' Ihrer Leidenschaft nicht nachfolgen wollen, die ich in Ihnen auflodern gesehen habe, die hätt' uns freilich rasch an's Ziel Ihres Begehrens, aber ebenso rasch in's Unglück gebracht. Ich kenn's Leben nur wenig, aber so viel versteh' ich doch schon, wie rasch

bei jungen Leuten die Liebesworte zu Liebesthaten werden, und eben weil ich Sie recht herzlich lieb habe, wollt' ich mir und Ihnen nicht blind vertrauen — ich bin ein armes Dirndl, und Sie ein schlichter Arbeiter, wir können nur ein einziges Gut verlieren: unsere Ehr, lassen's uns das einzige Gut sorgsam verwahren."

„Luiserl! Ja Sie haben recht, Sie sind ein Engel und ich bin ein Hitzkopf ... Aber frei laß' ich Sie doch nicht, denn sonst fischt Sie ein Reicherer, ein gnädiger Herr mir doch weg, bevor ich es ahn' — Sie müßen mir schwören."

„Wozu solche Faxen? Wer sein ehrliches Wort nicht hält, hält seinen Schwur auch nicht. Da ist meine Hand, ich lieb' Sie in Züchten und Ehren für's ganze Leben, und können wir zusammen einen Hausstand gründen, dann gehör' ich Ihnen mit Leib' und Seel' an, als ein braves, ein treues Weib, das ist mein Wort."

„Und wenn Andere abreden —"

„Sie müßen mich doch gering achten, wenn Sie so klein von mir denken können. In der Lieb' gibt's kein Ab- und Zureden bei einem ehrlichen Menschen, das Herz allein spricht, und was dadrin laut wird, ist Gottes Stimme, und nur der folg' ich, so lang ich am Leben bin."

Franz faßt ihre Hände, und sie erwidert herzhaft den Druck derselben. Wohl fühlt er sich angeregt, noch weiter in der Besiegelung ihres Bundes zu gehen, aber im selben Augenblicke öffnet die alte Mutter ihre Augen. Es ist schon ziemlich spät in der Nacht geworden, und nach kurzem Abschiede eilt Luiserl nach Hause.

Wenige Tage später wird der Namenstag der Frau Hartmann gefeiert, und zwar wie es in einem soliden alten Wiener Bürgershause Sitte ist, nicht nur von den Familiengliedern, sondern auch von alten Bediensteten und Arbeitern in der Fabrik. Wohl sind die Worte schlicht, und die einzelnen Angebinde höchst bescheiden, aber alle werden mit Herzlichkeit aufgenommen, denn hier schätzt man deren Werth nicht nach dem materiellen Preise, sondern nach der edlen Empfindung welche die Gaben bietet. Selbst schlichte Wald- und Feldblumen fehlen nicht, die in ihrer tausendfältigen Pracht wohl von den meisten Menschen gering geachtet werden, bei näherer Würdigung aber an Duft und Zartheit die prunkvollen Gebilde kunstvoller Zucht weit überragen.

Als die große Menge der Gratulanten schon zu Ende geht, kommt auch 's Luiserl in ihrer einfachen, aber allerliebsten Kleidung der Naß-

walderinen. Sie ist sehr feierlich und ernst gestimmt, denn was sie heute bewegt, ist bedeutsam für dieses junge Menschenleben.

Der kostbare Spitzenkragen, welchen sie nach einem stylvollen Muster aus dem Museum für Kunst und Industrie gearbeitet hat, findet die allgemeinste Bewunderung und noch mehr Freude herrscht über das Zeugnis, das sie vorlegt und worin von dem Frauenerwerb-Verein in den lobendsten Worten bestätiget wird, daß Luiserl in allen Zweigen, welche dort gelehrt werden, vollkommen den Spruch der Reife erlangt hat. Tausend Dank sagt sie für alle Gutthat welche sie die lange Zeit hindurch genossen hat, und Thränen verschleiern ihre liebe Stimme, als sie es einbekennt, daß es nun ihre Pflicht sei, selbst für sich zu sorgen. Noch weitere Wohlthaten anzunehmen wäre ein undankbarer Misbrauch und ein Raub an einer andern armen Person, welche nun an ihre Stelle treten und unterstützt werden könnte. Die Hausleute ehren und achten wohl diese schöne edle Gesinnung, von einem Scheiden wollen sie jedoch nichts wissen, Luiserl ist ihnen zu lieb und werth geworden. Frau Hartmann trägt ihr daher eine Stelle im Hause selbst an und dies umsomehr, als sie auf Anrathen des Arztes gezwungen ist, mindestens für ein halbes Jahr mit ihrer Tochter in ein südliches Klima zu reisen, womöglich nach Arco, um deren Gesundheit zu stärken. So jung Luiserl noch ist, kennt sie doch deren ernsten Charakter zur Genüge, um ihr das Hauswesen anvertrauen zu können. Diese ist ganz entzückt, in ihrem lieben Stüberl bleiben zu können, und für Herrn Hartmann, ihren hochverehrten Wohlthäter, und dessen Bedürfnisse im Hause sorgen zu dürfen. Rasch ist das Dienstverhältnis geordnet und es wird ihr freigestellt, dasselbe ungescheut lösen zu dürfen, wenn ihr eine bessere Lage geboten würde, oder wofern sich ihre Verhältnisse ändern sollten. Ein bescheidenes, aber herzliches Fest, welches der Fabrikant allen seinen Leuten gibt, beschließt den glücklichen Tag. Als spät abends Frau Hartmann mit Luiserl allein geblieben ist und diese sich eben von ihr verabschieden will, hält sie das Mädchen noch bei sich zurück und sagt mit ihrer freundlichen mütterlichen Milde:

„Heute Luiserl, ist ein wichtiger Tag für Dich gewesen. Deine kostbare Arbeit hat Deine Meisterschaft bewiesen, und durch den Austritt aus dem Unterricht bist Du eine selbständige Person geworden, befähigt Dich selbst zu erhalten. An diesem Tage möchte ich mit Dir noch etwas bereden, aber ganz unter uns, was möglicher Weise Dein größtes

Glück werden kann und Deine ganze Zukunft umwandeln dürfte zum Guten."

„O, wie soll ich so viel Gutthaten lohnen, die Sie mir schon erwiesen haben?"

„Nun, es geht nicht von mir selbst aus, sondern ich bin gebeten worden von einer dritten Person mit Dir zu reden; und da ich ehestens werde nach Arco fortreisen müßen, so wollt' ich zuvor noch Gewißheit erlangen."

„Eine dritte Person? Ich bin ja wildfremd hier?"

„Du kennst den reichen Müllermeister von Ebenfurth Hanns Ruffmann?"

„Ja, vom Sehen aus, hier in der Fabrik, weiter nicht."

„Nun, was denkst Du denn über ihn?"

„Das steht mir jungen Dirn' eigentlich nicht zu, aber er scheint mir ein braver tüchtiger Hausvater, ein grundehrlicher Geschäftsmann zu sein; sein offener Charakter und sein guter Humor leuchten ihm aus seinen freundlichen Augen."

„Schau, das trifft sich ja herrlich: er gefallt Dir; und ebenso spricht er recht herzlich von Dir. Er ist wohl der jüngste nicht mehr, aber ein rüstiger Mann und ein biederes Herz, ist Witwer und hat zwei kleine Buben, denen die Mutter fehlt. Er hat Dich öfter geseh'n, Du hast ihn förmlich verzaubert und er hat vorläufig bei mir angefragt, ob für ihn keine Aussicht wär' Dich kennen zu lernen, um Dich zu heiraten, es wär' sein größtes Glück."

„Ich — Frau Ruffmann? um keine Welt!"

„Warum regt Dich das so auf? Es ist ja nur eine Frage. Du wärst glänzend versorgt, er würde Dich auf den Händen tragen, gewiß achten und ehren nach Gebühr, und daß Du eine brave treue Hausfrau wärst, dessen bin ich sicher; denn obwohl noch jung an Jahren, hast Du doch schon einen ernsten festen Charakter."

„Um keinen Preis der Welt!"

„Warum denn aber? Ich bin ja Deine zweite Mutter, zu mir kannst Du offen reden: was ist Dir nicht recht dabei? Ist er Dir zu alt, sind Dir die Kinder lästig, oder willst Du nicht fort mehr auf's Land?"

„Das alles ist wohl Nebensach' im Leben", sagt nach längerem Schweigen und Sinnen 's Luiserl. „Aber — ich kann's nicht so recht

sagen, denn ich bin eine einfache Dirn'; wenn ich mir denk', ich soll zeitlebens Einem eine brave treue Hausfrau, sein angetrautes Weib sein, so müßt' die Stimm', die Kraft dazu tief aus meinem Herz, aus meiner Brust kommen, ihm zujauchzen wenn ich ihn seh', meine Gedanken müßten nur ihm gehören wenn er von mir weggeht, im Wachen und Träumen müßt' alles mich an ihn mahnen, und wenn ich recht andächtig bet' in der Kirchen, müßt' unwillkürlich auch ein Gebitt für ihn aus meiner innersten Seel' aufsteigen zum Vater im Himmel. In allem mir gleich und gleich, im Denken und Sinnen wie ein's müßten wir sein, nur dann könnt' ich ein braves Weib sein — sonst gäb's kein wahrhaftes Glück. Seien Sie mir nicht bös' — ich kann's nicht recht sagen, aber fühlen kann ich's wahr und leibhaftig!"

„Nun, liebes Luiserl, wenn Ihr Euch näher kennen lernt, könnte es ja so werden. Natürlich will ich Dich zu nichts überreden, denn in solchen Dingen gilt nur die freie Wahl, aber Du kannst es ja überlegen, bedenken."

„Ich brauch' keine Ueberlegung, ich sag' es für alle Zeit: mich ehrt sein Antrag, aber ich lehn' ihn ab, ich — muß, ich kann nicht anders!"

„Schau, bist Du so entschieden? Da hast Du wohl schon ein anderes Verhältnis?"

„Jesus, Maria! — Ich, ein Verhältnis? In dem Haus, wo ich nur Wohlthaten empfangen hab'? Können Sie so schlecht denken von mir?"

„Warum wirst Du denn blutroth und erschrocken über meine Frage? Du zitterst ja sogar und fangst zu weinen an?

„Wie soll ich anders, wenn Sie so denken von mir!"

„Aber Luiserl, meine Rede war ja nicht übel gemeint. Ich sprach von keinem Verhältnis, wie es gemeinhin die Leute meinen und wodurch Deine Ehre leiden könnte. Aber aus Deinen Worten höre ich es klar und deutlich, daß Dein Herz schon erwacht sein muß und daß Du den Antrag des Müllermeisters nicht annehmen kannst, weil es in der Welt einen andern gibt, den Du recht lieb hast vom Grund' Deines Herzens. Nun Luiserl, hab' ich Unrecht? Sieh mich an recht treuherzig und offen?"

„Sie sind meine zweite Mutter, Sie können wissen, was sonst niemand zu erfahren braucht. Ja, den Werkführer Franz Rotter hab' ich lieb vom Grund' der Seele, für ihn könnt' ich leben und sterben,

das fühl' ich. Er ist ein braver fleißiger Arbeiter, ein engelsguter Mensch und ein Sohn, wie es wenige gibt."

„Aber Ihr seid Beide arm und es wird lang' dauern, bis Ihr ein Paar werden könnt. Dein Schicksal wird nicht ein glänzendes sein, Du wirst rechtschaffen arbeiten müßen, vom Glück wirst Du wenig erobern, mein Kind."

„Braucht man denn mehr, als sich lieb zu haben, um glücklich zu sein, erhalt' uns der Herrgott nur stark und gesund? Sein Glück sich selbst zu verdienen ist ja die größte Freud', was uns so leichthin zufliegt hat wenig Bestand, noch weniger Werth."

„Gottes Segen mit Dir, wenn Du nur Dein Ziel erreichst, ich wünsch' Dir's von Herzen."

„Ob wir uns einmal werden angehören, uns heiraten können, das liegt in Gottes Hand, wenn's aber auch niemals sein sollt' — — meiner Lieb', meinem Herz werd' ich nicht untreu — in Ewigkeit nicht! Ich kann's aber nicht glauben, daß der Himmel mich so hart strafen und mir für immer das einzige versagen sollt', was den Menschen wahrhaft glücklich macht: einen zufriedenen Hausstand. Ich hab' ihn ja nicht erzürnt, bin niemals schlecht gewesen gegen meinen Schöpfer, und der ist gerecht. Aber sollt's dennoch sein — so werd' ich in Züchten das Kreuz tragen, das mir auferlegt ist, deswegen aber immer eine ehrbare Dirn' bleiben, keine Schand' auf mich laden, ist doch meine Bravheit der einzige Dank für all die Wohlthat, die ich im Leben genossen hab'! Glauben Sie mir's Frau Hartmann, zweifeln Sie nicht an mir, bin ich gleich nur eine einfache Dirn'."

Luiserl hat mit tiefer Erregung gesprochen, und wie sie aufsieht zur Frau vor ihr, stehen ihre schönen schwarzen so treuherzigen Augen voll Thränen. Auch die Fabrikantin kann sich einer mächtigen Rührung über diese herzinnigen Worte nicht erwehren, sie zieht die Dirne zu sich heran, und sagt, sie in die Arme schließend:

„Laß' Dich küßen, Du Engelsherz, Gott erhalte Dir Dein reines unschuldsvolles goldenes Gemüth .... Und nun, gute Nacht — schlafe friedlich und träum' von Deiner heimlichen Lieb'."

* * *

Den Herbst und Winter, selbst einen Theil des Frühjahres verlebt Frau Hartmann mit ihrer schwächlichen Tochter in Arco, und das süd-

liche Klima scheint günstig auf diese zarte Natur gewirkt zu haben. Für Luiserl ist diese Zeit aber eine sehr angestrengte; denn sie ist von einem wahren Feuereifer erfüllt, um das Hauswesen in musterhaftem Zustande zu erhalten und jeden Wunsch Herrn Hartmann's zu erfüllen, bevor er noch ausgesprochen ist. Wäre es in ihrer Macht gelegen, so würde über der Fabrik immer der wolkenloseste Himmel geblaut haben, aber über ihre Kraft hinaus hat die Schickung des Himmels manche trübe Stunde beschieden. Im tiefsten Winter schloß die alte Mutter des Franz ihre Augen, um sie nicht mehr zu öffnen, bis zu ihrer letzten Stunde sorgsam gehegt und gepflegt. Franz bezog darnach ein Zimmer in der Fabrik selbst, welches ihm zur Verfügung gestellt worden war, da Herr Hartmann seine gediegenen Leistungen anerkennt und die dortigen Werkstätten unter dessen unmittelbare Aufsicht zu stellen wünscht. Luiserl sieht er daher nur selten, da sie diese Räume fast niemals betritt und überdies im Wohnhause vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht beschäftiget ist. Will die Dirne doch, trotz aller aufhabenden Pflichten, ihre Eltern, die Heimatsarmen und die frierenden Schulkinder auch in diesem Jahre nicht vergessen, so muß sie jeden freien Augenblick emsig ausnützen, um für die Weihnachts-Ueberraschungen zu arbeiten. Durch das Opfer halber Nächte gelingt ihr auch diesmal ihr edles Werk und zur gedachten Zeit wandern zwei Kistchen durch die Post in die fernen Wälder des Naßthales hinaus — schlichte und doch kaum mit Gold aufzuwiegende Zeichen der treuen Liebe eines vortrefflichen Frauenherzens.

Das Neujahr aber bringt dem Hause Hartmann eine traurige Gabe. Die Socialisten und Anarchisten haben das Gift ihrer Lehren bis nach Oesterreich einzuschwärzen gewußt und obwohl der Fabrikant ein wahrer Vater seiner Leute genannt werden muß, bricht sogar unter seinen Arbeitern ein roh und plötzlich inscenirter Strike*) aus, welcher ihn bis in das tiefste verwundet und den Gang seines Geschäftes nahezu zum stocken bringt. Allerdings schließt sich nur der kleinere Theil der Leute activ diesen Umtrieben an, aber die besseren Elemente werden von den Strikenden*) mit Gewalt an der Fortsetzung der Arbeit gehindert, und dem Arbeitsgeber werden Bedingungen gestellt, welche seinen Ruin zur Folge haben müßten. Nur acht Stunden Arbeitsdauer, nahezu der doppelte Lohn und überdies Antheil am Ertrage fordern die frech auftretenden

*) Sprich: Streik, Streikende.

Leute, und daß er dies unmöglich zugestehen kann, erfüllt den Menschenfreund mit unsagbarer Trauer. Allein darauf achten diese Aufwiegler nicht, im Gegentheil ist es ihnen nur darum zu thun, alles Bestehende, alle Ordnung zu zerstören, um auf deren Trümmern ihre Habgier zu befriedigen. Durch kluges Vorgehen und die energische Unterstützung der Behörden gelingt es nach mehreren trüben Wochen die Ordnung wieder herzustellen, aber einige der Ungeberdigsten mußten entlassen werden, und die Rädelsführer suchten sich unter Drohungen und Verwünschungen dem Arme der Gerechtigkeit durch die Flucht zu entziehen.

An einem trüben neblichten Abend begibt sich etwa eine Woche später Herr Hartmann nach beendetem Tagewerk in den Gewerbeverein, wo die Geschäftsleute sich über die Lage wie über die zu ergreifenden Maßregeln berathen wollen. Bis tief in die Nacht dauert diese sehr lebhafte und bedeutsame Besprechung, während in der ganzen Fabrik und im Hause des Fabrikanten schon längst volle Ruhe und Stille herrscht. Luiserl hat sich in ihr Giebelstübchen begeben, durch ein paar Stunden noch emsig genäht, und war dann, in ihrem Lehnsessel sitzend, entschlummert. Sie hatte den ganzen Tag über keine ruhige Minute gefunden, war rechtschaffen ermüdet und tiefer Schlaf senkte sich auf ihre Augenlider. Leise hob und senkt sich ihr Busen, ihr hübsches Köpfchen ist an die Lehne des Stuhles zurückgesunken und die Hände mit der Näharbeit ruhen in ihrem Schoß. Sie merkt es nicht, als das Licht in der kleinen Lampe erlischt, und tiefe Finsternis sie umgibt. Luiserl träumt eben gar angenehm und sieht sich daheim bei ihren Eltern mitten in den Bergen, aber in einem großen schönen Hause frei von Sorgen und Noth, da sie mit Franz daselbst ein Sägewerk mit einer Mühle am Naßfluß errichtet hat, das sie alle reichlich ernährt.

Da wird mit eins ihr Schlaf unruhig, ihr Athem geht schwer, ein Dunst, ein Qualm scheint in das Zimmer zu dringen, vor dem Fenster zuckt ein heller Schein wiederholt empor und nächst der Thür scheint es leise zu knistern. Mühsam öffnet sie die schweren Augenlider, schüttelt den dumpfen Druck von sich ab, und erhebt sich nur gewaltsam die Gedanken sammelnd, um sich zu besinnen, wo sie sich befindet, was sie denn so schwerathmend traumbefangen macht. Da zuckt ein heller flackender Schein vor dem Fenster empor, mit einem markerschütternden Schrei wankt sie dahin — Feuerschein beleuchtet das Haus — Flammen schlagen ihr entgegen — keuchend flieht sie zur Thür — aber entset-

licher erstickender Qualm dringt ihr entgegen. — Sie will schreien und kann nicht — der Athem stockt — alles dreht sich um sie im Kreise — stöhnend sinkt sie zu Boden, während Geschrei Rufen und Lärm von außen ertönen und nur wie chaotische Laute vor ihren Ohren verhallen, womit ihr Bewußtsein schwindet.

Lautlose Stille folgt — bis eine kräftige Hand von außen das Fenster in Trümmer schlägt — eine Männergestalt schwingt sich über die Brüstung in das Zimmer — rings um sich tappend durchsucht er dasselbe — findet den regungslosen Körper Luiserl's — wickelt denselben rasch in das mitgebrachte von Wasser durchtränkte Tuch und wankt zum Fenster zurück. Mit letzter Kraft der Verzweiflung erreicht er den Hofraum mit seiner schweren Last, dort aber sinkt er bewußtlos, von Rauch und Qualm betäubt, vom Feuer vielfach beschädigt, zur Erde nieder.

Als plötzlich das an drei Stellen hervorbrechende, offenbar böswillig angelegte Feuer wahrgenommen worden war, hatte sich niemand mehr in die Giebelstube gewagt, da dieselbe auf allen Seiten vom verzehrenden Elemente schon bedroht war. Franz aber wird kaum die höchste Noth gewahr, in welcher die wahrscheinlich schon schlafende Luiserl bedroht ist, so schwingt er sich — da die Stiege nicht mehr betreten werden konnte — an dem schwachen Spalier das diese Wand bedeckt, empor, und erreicht sodann, mit seiner schweren Bürde im Arm, auf einer Strickleiter, die man inzwischen herbeigeschafft hat, das Freie.

Luiserl kommt bald wieder zur Besinnung, nachdem die freie reine Nachtluft sie erfrischt hat, Franz aber hat so manche Brandwunde im Gesicht, an den Armen und Händen erlitten, so daß er eiligst in das nahe Wiedener Spital überbracht werden muß, wo Luiserl nur mit sanfter Gewalt von dem Lager desjenigen entfernt werden kann, der um ihretwillen so schwer leidet.

Bevor das Feuer die Innenräume erreichen und zerstören kann, haben die vortrefflichen Feuerwehren Wiens mit vereinten Kräften das zerstörende Element erstickt und vor Mitternacht ist jede Gefahr beseitiget.

Herr Hartmann, welcher kurz nach dem Ausbruche des Feuers vor seinem Hause angekommen ist, sorgt vor allem für seine Leute, für Luiserl und Franz, und ist überall thätig, wo es zu helfen gibt. Der materielle Schade erweist sich als verhältnismäßig nicht bedeutend, aber

die tiefste Betrübnis erfaßt den Fabrikanten deshalb, weil das Feuer offenbar gelegt worden war. Verschiedene Verdachtsmomente, mehrere Zeugenaussagen und sogar Aeußerungen voll befriedigter Rachsucht bringen bald den Schuldigen an das Licht des Tages. Einer der socialistischen Agitatoren, ein aus der Fabrik entlassener Arbeiter hatte das Zerstörungswerk seiner Partei fortsetzen wollen, wurde in seinem Schlupfwinkel ausgeforscht und der Gerechtigkeit übergeben, um den Lohn seiner lichtscheuen Thaten zu erhalten.

* * *

Viele, traurige Monate verfließen für Franz im Spital, denn die Brandwunden heilen nur langsam. Erst an einem sonnigen Frühlingstag wird er entlassen, nachdem er auf das sorgsamste verpflegt und von Herrn Hartmann mit allem Nothwendigen versorgt worden war. Er ist ein rüstiger bildhübscher junger Mann wie früher, von den erlittenen Brandwunden ist kaum eine Spur im Gesicht zu entdecken, und unsagbare Wonne durchströmt ihn, als er wieder frei in die Welt tritt. Sein erster Schritt führt ihn zum Luiserl, dem er für zahllose kleine Aufmerksamkeiten während seines Leidens zu danken hat, und zum erstenmal betritt er ihr trauliches Stüberl. Ein Freudenruf begrüßt ihn, sie drücken sich die Hände, aber Franz ist in trüber Stimmung und sieht zur Erde, indem er spricht:

„Luiserl, ich komm' zu Dir, um tausendmal für alles liebe zu danken, das Du mir in meiner Krankheit erwiesen hast."

„Danken, mir danken? Ich bin's ja, die Dir ihr Leben verdankt, für mich hast gelitten, Gott lohn' es, ich bin zu arm dazu."

„Ich hab' nur gethan, was jeder anständige Mann thun mußt' — alles weitere ist Fügung gewesen. Ich bin nun als geheilt entlassen, aber ein halbes Jahr etwa, sagt der Doctor, darf ich keine schwere Arbeit thun, damit die Kräfte sich ganz erholen von der starken Erkältung, die ich damals erlitten hab', auch mein Augennerv' braucht eine Stärkung, damit ich so gut seh' wieder wie früher. Dazu soll ich fort aus der Stadt, aus dem Staub, Dunst und Qualm hinaus in die stärkende Waldluft, dort erst, sagt er, werd' ich vollständig rüstig werden wie jemals. Nun, so will ich denn den Rath befolgen, will hinausgeh'n auf's Land und da möcht' ich Dich bitten, daß Du mir manchesmal ein paar Wort' schreiben möchtest."

„Franz! Franz! und Du kannst es glauben, daß ich Dich allein lassen werd'? Nein, so schlecht kannst nicht denken von mir!"

„Ich denk' von Dir, wie man vom Liebsten denkt, das man hat auf der Welt — aber ich muß" . . .

„So hast Du ganz vergessen, was wir uns einst versprochen haben für Zeit und Ewigkeit?"

„Wie könnt' der Mensch vergessen, was seither mein einziges Glück war, was — wie die Stern in der Nacht — mein ärmliches Leben so schön beleuchtet hat?! Aber seither hat sich alles verändert: die Mutter ist gestorben und nachdem ich alles berichtigt hab', bleibt mir nur wenig Erspartes; statt den paar Tausendern die ich erben sollte, hab' ich kaum einige hundert Gulden erhalten, das andere hat die theuere englische Gerechtigkeit verschluckt; ich selbst kann jetzt nicht arbeiten wie sonst, muß mich pflegen und abwarten, wie's mit mir wird — da darf ich Dich an Dein Wort nicht erinnern, ich darf Dich nicht in meine dürftige Lag' mit hinabzieh'n, meine Pflicht ist's, Dich frei zu geben, denn Dir blüht ein großes Glück, sobald Du frei bist von mir. Glaubst, ich weiß es nicht, daß so mancher wohlhabende Mann ausschaut nach Dir, daß Du in sorgloser Zukunft eine ansehnliche Hausfrau werden kannst. An mein ungewisses Schicksal das Deine zu ketten, wär' eine Sünd' von mir — das muß ich bedenken und Du selbst wirst es einsehen, wenn Du reiflich nachgedacht hast!"

„Bedenken? Ich?! Franz, hast Du Dich bedacht, für mich in's Feuer zu springen, hast Du Dich bedacht, mein Leben um den Preis des Deinen zu retten?! Bei Dir ist mein Platz und nichts kann uns trennen, wir beide sind jung und stark und haben uns lieb, wir beide sind durch's Schicksal und unsere Herzen vereint für's ganze Leben und Du willst Dich trennen von mir?! Franz, Du hast einstens so gern in meine Augen geschaut — da, schau mich an recht tief und innig, und sag's: kannst Du leben ohne mich?!"

„O mein Alles, mein Engel, mein Luiserl!" sind die letzten Worte, welche er spricht, dann halten sich Beide umschlungen. Endlich sagt er: „Nun, wie Du willst, so sei's! Hör' auch meinen Plan! In unserer Tischlerei arbeitet ein alter Mann, der im Naßwald geboren ist, derselbe kennt ein kleines Häuserl, am Weg zum Preinthal gelegen, das wohl schlicht und klein, aber um einen Spottpreis von einem Schmied verkauft wird, der sofort die Gegend verlassen will, weil er ein großes

Anwesen in Schwarzau geerbt hat und in dasselbe mit Weib und Kindern übersiedelt. Zum Glück ist in der Nähe ein Hammerwerk, das einem Bruder des Primarius im Wiedner Spital gehört. Dasselbe wird ehestens vergrößert und renovirt, und dort wollt mir der Herr Doctor eine Bedienstung verschaffen. Das Haus mit dem dazu gehörigen Feld ist wohl klein und abseits gelegen, und das Eisenwerk ist auch nicht groß, daher mein Lohn nicht bedeutend, aber ich hätt' die schwere Arbeit erst im Winter anzutreten, und wenn wir fleißig arbeiten, möcht' es doch langen für einen glücklichen Hausstand."

„Arbeiten! fleißig arbeiten wollen wir Beide, denn Arbeit ist Glück und bringt Segen. Du wirst wieder in der Waldluft kräftig und lustig werden, ich hab' ja so vielerlei gelernt und kann dadurch Geld verdienen, was brauchen wir mehr?! Wieder zurück in die Berg' und Wälder, wir zusammen in einem Häuserl, der Gedanke macht mich schon glücklich! Ich will Dir schon alles schön zurichten, wie Du es gern hast. Weil Du sie gar so liebst, weiße Vorhänge vor die Fenster — Schlingpflanzen außen um die Mauern — eine Amsel, deinen Lieblingsvogel neben der Hausthür — einen kleinen Küchengarten beim Häuserl, eingefaßt mit Wald- und Wiesenblumen — ach! ich sieh schon alles so lebhaft vor mir, als wär's wirklich und wahr! Am Mittag, wenn Du heimkommst, erwarte ich Dich schon vor der Hausthür, und abends sitzen wir im Freien auf der Bank, singen zur Zither oder plaudern vom Hausbedarf, oder Du mußt mir vorlesen, wenn ich viele Arbeit hab' bis in die Nacht. Denn weißt, ich hab' an Frau Hartmann und mehreren Kaufleuten gute Abnehmer für meine Spitzen und andere Sachen, die ich anfertigen kann. Eben d'rum komm' ich nicht mit leeren Händen in die Wirthschaft, ich hab' die Jahr' her rechtschaffen gespart und hab' ein schönes Gelderl auch in der Sparcassa liegen". So plaudert Luiserl unerschöpflich weiter in ihrem edlen Feuereifer, den Leidenden zu erheitern. So viele Bedenken sie früher betreff der Heirat hatte, jetzt dachte sie an nichts weiter, als den zu trösten, zu erfreuen, der für sie so ruhig und standhaft ertrug, was ihn getroffen hatte. An sich selbst dachte sie keinen Augenblick, nur eine Pflicht, nur ein Streben gab es für sie, denjenigen nicht zu verlassen, der in seiner traurigsten Zeit niemand auf der Welt hatte, als sie, die bereit war, um den Preis seines Glückes allem zu entsagen. Ihr edler Eifer, ihre Selbstlosigkeit ergriff Franz auf das tiefste und ein freudiges Lächeln erhellte seine

ernsten Züge, gleich wie der Sonnenstrahl durch dunkle Wolken bricht. Beide erheben sich sodann: Franz um zu Herrn Hartmann, Luiserl um zu dessen Frau zu gehen und dieselben von ihrem Entschlusse zu verständigen und um ihre Entlassung zu bitten. Nach reiflicher Erwägung und eingehender Rücksprache wurde in liebvollster Weise ihrem Wunsche entsprochen. Der Fabrikant erklärt es als seine Sache, die Hochzeit der braven Leute selbst zu veranstalten, auch sichert er dem Franz zu, ihm die erste Einrichtung des kleinen Hauses beistellen zu wollen, Frau Hartmann übernimmt die Ausstattung für's Luiserl und verspricht ihr, sie öfter in ihrer neuen Heimat zu besuchen. Kurze Zeit darnach reist Franz ab für einige Tage, um den Kauf wegen des schlichten Anwesens in Ordnung zu bringen, indeß seine Braut daheim noch thätig ist, um alles vorzubereiten für den Ehrentag und den nahen Umzug. Beide leben neu auf in der Hoffnung auf kommende glückliche Tage, in denen sie sich ganz angehören sollen mitten in der reizenden Waldeinsamkeit, fernab vom lauten Getrieb der Stadt, vereint im schönsten Bund, den das Menschenleben besitzt.

* * *

Zur selben Zeit geräth die Theaterwelt Wiens in großartige Aufregung, denn ein Ereignis, welches einen seltenen Genuß verspricht, steht bevor. Seit langer Zeit wissen nämlich die Zeitungen von einer Tänzerin zu berichten, deren seltene Schönheit alle Welt geradezu bezaubert. Dieselbe erscheine bald dort bald da, durcheile einem Irrwisch gleich ganz Europa, lasse sich nirgend fesseln, sondern sei nur für Gastrollen zu gewinnen. In Paris, London, Neapel und Petersburg war sie gleich einem Stern am Theaterhimmel erschienen, und von überall folgt ihr der Ruf ihrer unvergleichlichen Schönheit, der unerschöpflichen Launen und Abenteuer, und kaum ein Ort ihres Wirkens ist zu nennen, von welchem die Eingeweihten sich nicht eine piquante Scandalgeschichte zugeflüstert hätten. Ueber ihre Kunst wußten ihre Verehrer geradezu märchenhaftes zu berichten, und ihre Bravour wird als phänomenal bezeichnet. Ihr witzsprühender Geist, ihre Freigebigkeit, ihr für Wohlthaten stets offenes Herz, ihre unerschöpfliche Phantasie werden mündlich und schriftlich in allen Sprachen der Welt durch Wort und Bild bis in den Himmel erhoben. Ruhig Denkende meinen allerdings ihre Kunst sei

fern vom Schönheitssinn und wirke nur durch die gewagtesten Freiheiten und sinnlichen Anregungen von fast unglaublicher Kühnheit. Aber diese in der entschiedenen Minderheit befindlichen Besonnenen werden als philisterhaft bezeichnet, und deren Stimme verhallt unbeachtet in dem Beifallsjubel der Menge, so daß die Schöne großartige Triumphe feiert.

Dieses Ideal der Kunstliebhaber nun war endlich für sechs Gastrollen in Wien gewonnen worden, und die Theaterkreise sahen bereits den Himmel voll Paradieseswonnen vor sich geöffnet. Die Gefeierte und ihr Anhang scheint das „Geschäft wie man berühmt wird" trefflich zu verstehen; denn die Reclame arbeitet mit Dampfkraft und „die große Glocke" wird mit einer Energie gezogen, daß es nahezu betäubend wirkt.

Nicht nur in den Zeitungen, auch in den Salons gewisser Kreise, welche sich besonders lebhaft für die „Kunst" — eigentlich für Künstler und Künstlerinen, wie für deren allerintimste Verhältnisse — interessiren, wird hierin freiwillig Heerfolge geleistet; es werden ganze Romane erzählt und gläubig aufgenommen, welche den Nimbus der Gefeierten auf das Höchste steigern.

Auch in dem Salon des Banquiers Rosenfeld hat sich hiefür ein fruchtbarer Boden seit der Zeit gefunden, da der Hausherr in den Adelsstand erhoben worden. Man will sich daselbst möglichst nobel und aristokratisch geberden, protegirt daher auch die Kunst und deren Jünger, und was nur immer aus dieser Welt an intimen Geheimnissen aufgespürt werden kann, wird hier mit einer Leidenschaft aufgenommen, als gelte es weltbedeutende Fragen. Herr Tivadar Schulze ein „verkanntes Dichtergenie" hat sich, in Ermanglung jeder andern Berühmtheit, in diesem großen Kreise den Ruf des Großmeisters in der chronique scandaleuse erworben, und auf seine Worte schwören seine Getreuen. Er wird daher bei der nächsten Soirée von allen Seiten mit Fragen über die Heldin des Tages bestürmt und seiner Würde bewußt, läßt er sich lang bitten, bis er seine Weisheit glänzen läßt:

„Die Gefeierte heißt Sennora Sarolta, es ist dies aber nur ein Theatername, hinter welchem sich ein großes Geheimnis verbirgt. Sie ist eine Schönheit seltenster Art, indem sich in ihr nordisches Blut mit südlicher Glut vereint. Ihr Vater ist ein russischer Fürst, Besitzer von unerschöpflichen Diamantgruben im Ural, und ihre Mutter ist eine Spanierin aus dem Geschlechte der Herzoge Medina-Sidonia zu Sevilla. Die junge Prinzessin ist aus Spanien geflohen, weil man sie zu Madrid

mit einem kranken Greise, einem Grand von Spanien, verheiraten wollte. Sie wurde von den Verwandten förmlich in Gefangenschaft gehalten, um ihren Sinn zu erweichen, aber sie wußte ihre Wächter zu bestechen und entfloh nach Paris. Da sie fest entschlossen war, nur demjenigen anzugehören, den sie wahrhaft liebte, und um ihre Spur den Verfolgern nicht zu verrathen, lebte sie daselbst lange in bescheidensten Verhältnissen, fast so bescheiden wie eine Grisette, bis der russische Fürst sie lieben lernte und mit sich auf seine Güter in Rußland nahm. Ihre Heirat aber mußte, da die Spanierin noch minderjährig war und damit den Verwandten ihre Spur verborgen blieb, vorläufig verschoben werden. Bevor der ersehnte Zeitpunkt ihrer Selbständigkeit eintrat, ereilte sie der Tod, nachdem sie einem Mädchen das Leben gegeben hatte. Dieses Mädchen nun ist Sennora S a r o l t a; ihre Eltern sind längst gestorben und haben ihr einen fabelhaften Reichthum hinterlassen. Die begeisterte Liebe für die Kunst bewog sie ihrem Lebensberufe nach innerem Drange zu folgen und ganz selbständig unter fremdem Namen zu leben. Sie macht einen fürstlichen Aufwand, um Handel und Industrie nach Kräften zu fördern, Nothleidende finden bei ihr stets eine offene Hand, denn wie sie an Schönheit der aus dem Meeresschaum entstiegenen Venus gleicht, hat sie nebst junonischen Formen das Herz eines Engels. Es gleicht einem Romane, wenn man vernimmt, wie sie von den beiderseitigen Verwandten verfolgt wird, welche ihr durch Processe ihren fabelhaften Reichthum zu entreißen suchen. Ebenso zahllos sind die Abenteuer, durch welche sie sich den Annäherungen der Verehrer entzieht, um ihre Ehre, ihre Tugend zu wahren. Ueberall liegt ihr die Männerwelt zu Füßen, aber sie ist unnahbar, streng in ihren Grundsätzen. Mehrere Duelle mit traurigem Ausgange haben ihrerwegen stattgefunden, Andere haben sich durch Verschwendungen aller Art sogar zugrunde gerichtet, in der Hoffnung ihr näher treten zu dürfen; sie aber ist unschuldig an diesen Ereignissen und lebt nur für ihre Kunst allein. In das Detail ihrer Erlebnisse einzugehen würde zu weit führen; die Herrschaften werden alles genau verzeichnet finden in der Biographie, welche ich demnächst in drei Bänden veröffentlichen werde, und welche das Resultat meiner eingehendsten Studien enthalten wird."

Alle Zuhörer horchen gespannt auf diese Offenbarungen des vermeintlichen Orakels, und der Berichterstatter einer Zeitung stenographirt im Geheimen seine Rede, um daraus in dem nächsten Morgenblatte

reiches Capital zu schlagen. Unbeschreiblich ist daher der Eindruck, als der ebenfalls anwesende Graf Emil von Stettenheim, welcher schon längere Zeit hindurch einen Lachreiz nur mühsam unterdrückt hatte, nunmehr das allgemeine momentane Schweigen der Bewunderung durch ein lautes homerisches Gelächter unterbricht, indem er schließlich, so ruhig als es ihm möglich ist, dem verkannten Genie entgegnet:

„Ich will Ihren gründlichen Forschungen nicht nahe treten, aber so viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß die schöne Sarolta, in Wahrheit Hertha Steinbauer heißt, die Tochter eines Dorfschullehrers ist, im Wiener Conservatorium ausgebildet werden sollte, es aber vorgezogen hat — in die weite Welt zu gehen. Vor diesem Abgang habe ich die Dirne aus dem Naßwald gekannt."

Dynamitbomben können keine größere Wirkung ausüben als diese Worte; sofort theilt sich die Gesellschaft in zwei feindliche Lager und das Piquante der Sache war dadurch nur erhöht. Da aber der Graf zu discret war, um der schönen Tänzerin schaden zu wollen, er sich daher ziemlich reservirt verhielt, so behielten die Schreier die Oberhand, man erklärt seine Mittheilung als die Folge einer Verwechslung und die Zeitungen wie die öffentliche Stimme fährt fort, fabelhafte Ereignisse der Gefeierten anzudichten, wodurch ihr Triumph noch immer gesteigert wird.

Als Luiserl am selben Tage, dem ersten Mai, mit der Tochter des Fabrikanten in der Hauptallee steht, um zum erstenmal in ihrem Leben die berühmte Wiener Praterfahrt zu bewundern, schwirrt um sie mit eins der Name „Sarolta", eine besondere Aufregung macht sich im Publicum bemerkbar und jedermann drängt vor gegen eine höchst elegante vierspännige Equipage, auf deren seidenen Polstern eine Dame von fesselnder Schönheit in wahrhaft blendender Pracht der Toilette ruht. Dieselbe ist von zwei jungen Dandys begleitet, welche mit ihr eine sehr laute von hellem Lachen zeitweise unterbrochene Conversation führen.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt es Luiserl bei dem Anblick dieser Dame, deren Wagen sogar ein paar Reiter grüßend und courbettirend umschwärmen. Diese großen schönen tiefblauen Augen, dieses goldblonde Haar, diese feingeschnittenen Züge, welche allerdings nach der abscheulichen Parisermode dermal geschminkt sind, hat sie schon vor Jahren gesehen und sie kann die weit geöffneten Augen nicht abwenden von dieser

eleganten Erscheinung, welche im Schritt wie im Traume an ihr vorbeischwebt. So flüchtig diese Begegnung ist, hat die Fahrende doch die erstaunte Zuseherin bemerkt und indem ein kaum merkliches Lächeln über deren Züge gleitet, neigt sie grüßend — aber wie zufällig, den kostbaren Elfenbeinfächer nach der Richtung, in welcher Luiserl noch immer sprachlos steht.

Am nächsten Vormittag rauscht es auf der Stiege des Seitenflügels im Hause Hartmann's von einem schweren Seidenstoffe mit langer Schleppe, es wird an die Thüre der Giebelstube geklopft und im nächsten Augenblicke tritt die vornehme Dame aus dem Prater auf die Schwelle. Mit königlicher Grandezza — in der Haltung einer Hoheit gleich, die sich ausnahmsweise zu einer gewöhnlichen Sterblichen herabläßt — nimmt sie Platz und da Luiserl hocherröthend sie anstarrt ohne Worte zu finden, bricht sie selbst das Schweigen mit den Worten:

„Nun, kennst Du mich nicht mehr?"

„Ja — Hertha? — bist Du's denn wirklich?"

„Allerdings. Nicht wahr Du staunst über mein Auftreten, mein Glück, meinen Ruhm? Ich habe meinen Weg gemacht, und bin bewundert umschwärmt vergöttert. Du aber bist die ganzen Jahre über in dieser elenden Kammer geblieben, trägst noch die fast unmögliche Kleidung der Waldlerinen und bist ein armes Hascherl, wie vor und ehe? Sag' mir, wie kannst Du das aushalten? Das ist ja ein Hundeleben, nicht aber eine menschenwürdige Existenz! Mir steht alles zu Gebote was ich will, die Männerwelt liegt zu meinen Füßen, an allen Orten finde ich reiche Verehrer, Gold fließt mir in Strömen zu, und ich lasse es ebenso weiter rollen, habe die halbe Welt durchschwärmt, alle Freuden genossen, welche die Erde bietet, und sobald ich eines Vergnügens oder der Leute und Anbeter an einem Orte überdrüßig werde, werfe ich das Spielzeug meiner Launen bei Seite und suche neuen Spaß, neue Genüße, neue Bewunderer auf — so verfließt jeder Tag, jede Nacht in traumhafter Wonne. — — Aber Du bist ja ganz verstummt? Oder beneidest Du mich um mein Glück?"

„Beneiden?! Glück? Sag' mir, bist Du denn wirklich glücklich?"

„Wie Du nur fragen kannst? Was ist denn Glück: jeweilig besitzen, wornach wir eben begehren! Du solltest sehen, wie man sich beeilt meine Launen zu errathen! Sind Andere unglücklich, bedürftig? Was kümmert's mich? Sorge jeder für sich selbst! Man gibt von seinem

Geld her und weiter habe ich keine Verpflichtung, mir durch Andere mein Vergnügen stören zu lassen. Und die Liebe? Mein Luiserl, man amüsirt sich damit zeitweise ganz köstlich, aber man darf sie nicht ernst, nicht tragisch nehmen. Die Männer sind in der Länge der Zeit alle treulos, herrschsüchtig, wollen uns zu Sclaven machen. Wie man dies merkt, sagt man sich Adieu und scheidet ohne Groll. Sieh, wenn man an diesem Bracelet auf diese Charniere drückt, öffnet sich der Obertheil und Du siehst fünf Mignon-Photographien. Diese Herren nun haben mich abwechselnd, zeitweise wirklich zu fesseln gewußt, aber ein Paar haben sich aus philisterhafter Eifersucht auf Tod und Leben duellirt, andere haben sich wie man sagt für mich ruinirt — da mußte ich sie aufgeben, denn ich liebe den Scandal nicht. Kann man mir eine Schuld geben, wegen dem, was sie gethan haben? Sie waren großjährig selbständig, und Thorheiten zu begehen habe ich ihnen nicht befohlen. Aber ich plaudere von mir, und Du sagst mir nichts, was Du thust und zu hoffen hast?"

Luiserl, welches beim Anhören dieser herzlosen Reden ganz betrübt zu Muth wird, unterdrückt nur mit Mühe ihre Thränen des Mitleides, fährt sich ermuthigend mit der Hand über die Stirne und sagt dann ernst und gemessen:

„Was kann dies Dich interessiren? Unsere Wege gehen weit auseinander. Ich habe emsig gelernt und mich gebildet; habe mir die Möglichkeit erworben, durch ehrliche Arbeit mich selbst zu erhalten und auch meinen Lieben daheim manches Gute zu thun. Ich habe einen braven ehrenhaften Mann gefunden, der mich wahrhaft liebt, wie ich ihn, und der mich in acht Tagen als sein Weib heimführen wird in das Preinthal."

„Wirklich, und wer ist dieser Herr?"

„Er ist ein Werkführer in der Maschinenfabrik. Wegen Kränklichkeit tritt er aber daselbst außer Dienst; wir gehen auf's Land, wo er Arbeit gefunden hat die ihm zusagt, und dort werden wir zusammen in einem kleinen Anwesen leben."

„Aber Luiserl, wie kannst Du ein solches Leben ertragen? Das heißt ja, sich wegwerfen! Bist Du denn glücklich dabei?"

„Vom tiefsten Grund der Seele! Wir lieben uns innig, werden uns angehören mit Leib und Seele, und haben Arbeit uns zu erhalten, was brauch' ich noch mehr?!"

„Das sagst Du, weil Du das Leben selbst und seine Freuden

noch gar nicht kennst und Dich hier einsperren, tyrannisiren ließest. Komm zu mir, ich engagire Dich als meine Gesellschafterin oder Haushälterin, da sollst Du erst lernen, was genießen heißt! Du bist bildhübsch geworden, hast eine schöne volle Gestalt, Du wirst dann ein ganz anderes Glück machen. Bisher bist Du hier verrostet und versäuert durch lernen, arbeiten, dulden und entbehren; nun willst Du Dich in einer Einöde begraben, von einem ordinären Mann beherrschen und ausnützen lassen, etwa Kinder ernähren, erziehen müßen, mit Mangel kämpfen und um's liebe Brod besorgt sein — kurz ein alltägliches Philisterleben führen — puh! mir schaudert davor. Denk' nach, sieh mich an, vergleiche unser Dasein und komm' zu mir, sei gescheidter als bisher."

„Ich zu Dir? Um keinen Preis der Welt! Eben weil ich uns zwei vergleichen kann, bleib' ich, wie ich bin. An Deinem Glücke will ich keinen Antheil haben, denn mir scheint es nicht mit Ehren erworben. Du Hertha! hast wohl Schönheit Genußsucht Leichtsinn und ein weites Gewissen, aber Herz und Gemüth, Gefühl und Gottvertrauen hast Du nicht; ich kann Dich nur bedauern."

„Ha! ha! ha! Wie Du mich anschaust, als wär' ich der Böse, als könntest Du mich vergiften! Glaubst Du etwa mich durch Deine Reden zu kränken? Gott bewahre! Deine Worte stammen daher, daß Du durch's ewige plagen, sitzen und arbeiten ein dickes gallichtes Blut bekommen hast, weiter ist's nichts. Ich kenn' das Leben besser, für mich ist es ein Champagnerglas, aus dem man den herrlichen Schaumwein trinkt, ist der genossen, mag das Glas in Scherben gehen, mich kümmert's wenig. ... Aber Deine Uhr mahnt mich an's Scheiden, ich habe keine freie Zeit mehr. Du aber besinn' Dich, und bist klüger geworden, so zieh' moderne Kleider an, komm' in's Hotel Imperial, dort bin ich zu finden. Zu Deiner Hochzeit in acht Tagen kann ich leider nicht kommen, denn ich bleibe nur für drei Wochen hier und bin schon für alle Tage mit Einladungen überhäuft, aber einen Beitrag zur Ausstattung wirst Du mir schon zu geben gestatten, Du weißt ja besser, als ich, was Dir am Nothwendigen noch fehlt." Mit diesen Worten erhebt sich die Sprechende und schiebt eine Note zu Hundert Gulden unter den Klöppelpolster, welcher auf dem Tische steht.

Luiserl aber ergreift das kostbare Papier mit bebenden Händen, vor Aufregung zitternd am ganzen Körper, und schiebt dasselbe rasch

wieder in Hertha's Tasche. Diese sieht sie erstaunt und sprachlos an. Erst nach einem peinlichen Schweigen sagt sie:

„Was soll diese Beleidigung wieder, einer einstigen Freundin gegenüber?"

Die Gefragte aber ist kaum eines Wortes mächtig und flüstert kaum hörbar:

„Ich bin eine schlichte Dirn, aber Almosen nehm ich nicht. Wie Du gibst, gibt man kaum einem Bettler. Ein Herz hast Du nicht für mich, Dein Geld will ich nicht — geh' mit Gott, und sucht Dich etwa doch einmal das Unglück heim, dann komm' in's Preinthal zu mir."

Glühende Zornesröthe überzieht die Züge der Tänzerin, und sie will leidenschaftliche Worte entgegnen, aber sie beherrscht sich und geht dem Ausgange zu. An der Schwelle aber wendet sie sich noch um und sagt hochmüthigen Tones:

„Fast hätte ich vergessen, daß mich eigentlich eine Bitte zu Dir geführt hat. Du wirst begreifen, daß ich in meiner Stellung mit meinen Beziehungen und Bekanntschaften von früher der hohen Connexionen wegen sehr vorsichtig sein muß. Deshalb bin ich heute auch nicht in einer der mir zur Verfügung gestellten Equipagen oder Unnumerirten zu Dir herausgefahren, sondern habe durch ein Seitenthor das Hotel verlassen und habe anderwärts einen fremden Fiaker genommen. Wenn Du mich also öffentlich oder in Gesellschaft meiner Freunde sehen solltest, so hoffe ich, daß Du mich nicht compromittiren wirst. Deine Bauerntracht und Deine gewöhnlichen Manieren passen nicht für feinere Kreise, denen ich Rücksichten schuldig bin. Wenn es sein muß, können wir uns unter vier Augen sprechen — Du wirst mich verstehen? Somit Leb' wohl!" Damit hält sie ihr die Hand zum Abschied hin, welche diese aber nicht beachtet. Luiserl bleibt bei dem Tische stehen und sagt mit fast tonloser Stimme:

„Sei ganz ruhig — ich kenne Dich nicht mehr!"

Im nächsten Augenblick ist Hertha aus dem Zimmer verschwunden; aus Luiserl's Augen aber fließen reiche bittere Thränen um die verlorne Freundin ohne Herz und Gemüth.

Sarolta feiert auch in Wien großartige Triumphe, macht in den weiteren Jahren eine Tour durch ganz Amerika, wornach sie in Spanien und Italien Sensation erregt. Ihr Leben gleicht überall einer Orgie,

einem Bacchanal und ihr Treiben gleicht dem Samum, der tödtlich wirkt für denjenigen, der nicht seinem giftigen Hauche zu entfliehen weiß.

Acht Tage später wird Luiserl mit Franz um neun Uhr Morgens in der Paulaner-Kirche getraut, und die menschenfreundliche Familie Hartmann bereitet ihnen eine schöne heitere Hochzeitsfeier. Am nächsten Tage verlassen die jungen Eheleute nach einem herzlichen Abschiede Wien und ziehen in ihre neue Heimat ein, wo sie ein neues Leben, eine neue ihnen noch unbekannte Welt erwartet.

* * *

Wer von der „Singerin" ausgeht und nach einer reizenden Wanderung in der Dauer von einer Stunde aus dem Waldesschatten tritt, um die Brücke über die „Naß" zu überschreiten, der hat zu seiner linken Seite ein Hammerwerk, welches von dem künstlich gestauten Fluße getrieben wird. Zur rechten Hand dagegen steht ein Wegweiser mit der Aufschrift: „In das Preinthal". Wenn man diese Richtung verfolgt, umfängt den Wanderer der volle Reiz der Alpenwelt. Den üppigen Thalboden durchfließt der spiegelklare Preinbach, welcher einer Mühle und Bretteräge die nothwendige Wasserkraft bietet; ringsum ist dieses anmuthige Bild von Bergriesen mit dunklen Tannenwäldern, abwechselnd mit Felsenriffen, eingeschlossen. Nur ein schmaler Fußpfad führt zwischen blumenreichen Wiesen und Hecken von wilden Rosen weiter aufwärts sanft ansteigend bis zu einer großartigen Schlucht und sodann stundenweit fort im dichtesten Waldesschatten. Bevor aber der Weg sich zu erheben beginnt, steht am Fuße des Berges, dem Bachufer gegenüber, ganz abgeschieden von der andern Welt, ein kleines ebenerdiges Häuschen aus einem Zimmer, einer Kammer und Küche bestehend. Zwischen grünen Ranken und Schlingpflanzen schimmert das Weiß der Außenwände, und die kleinen Fenster glänzen hell und rein dem Auge entgegen. Neben einer Kohlstätte befindet sich hier ein sorgfältig gepflegter Küchengarten, eingefaßt von einem Kranze vielfarbiger Blumen. Auf der andern Seite des Gebäudes steht der Holzanbau für Holz- und Futtervorräthe, der Stall für ein paar Ziegen und die allgemeine Vorrathskammer der Wirthschaft. Neben der Hausthür steht eine Bank, auf welcher so eben die schneeweiße „Mieze" ihre Ruhestunde abhält und nur bisweilen verstohlen nach oben „blinzelt" wenn die Amsel sich vernehmen läßt,

die sich neben dem Eingange ihres Daseins freut. Der dunkelbraune „Spitz“ sitzt auf der Schwelle, seiner Würde als Wächter des Hauses offenbar wohlbewußt, und er sieht aufmerksam nach der Richtung des Eisenhammers drüben, als sollte ihm von dort eine angenehme Person herüberkommen, wie es täglich geschieht, sobald die schweren Hammerschläge verstummen. Dermal aber erzittert noch der Boden von der geräuschvollen Thätigkeit, was ihm nicht eben zu behagen scheint, denn er gibt deutlich seine Ungeduld zu erkennen. Wie von außen, ist auch im Innern des kleinen Hauses alles einfach, aber spiegelblank und sauber gehalten, daß es anheimelnd das Auge fesselt.

Die weißen Vorhänge an den Fenstern, die gehäckelten Decken über den Betten, die Tischdecke aus buntem Stoff gewoben sind ebenso nett erhalten, wie die Einrichtung aus dunklem Holz. In der Zimmerecke fehlt der schön geschnitzte Christus am Kreuze ebenso wenig, wie das ewige Licht zu dessen Füßen. Neben den Betten endlich steht eine Wiege, in welcher ein kleiner Knabe mit rosig angehauchten Zügen lächelnden Angesichtes schlummert. Aus der kleinen Küche dringt der Wohlgeruch eines bereiteten einfachen Mittagsessens in das Freie, am Herde leuchtet ein langsam verlöschendes Feuer, und ein sanft verschwebender Rauch erhebt sich kräuselnd in die Lüfte. Es ist dies seit Jahren die Heimat für Franz und sein geliebtes Luiserl, die ihm vor anderthalb Jahren einen lieben kleinen Blondkopf geschenkt hat, welcher in der Taufe den Namen „Alois“ erhalten.

Dermal ist ringsum kein Mensch zu erblicken, denn es ist ein heißer sonniger Tag, nur eine Frau regt sich im Küchengarten, in dessen Mitte sie kniet, um emsig zu arbeiten. Einen Augenblick, wo ihr übriges Tagewerk, wie der Kleine, so eben vorübergehend ruht, benützt sie trotz der Sonnenglut, um ihre Gärtnerarbeit zu verrichten und sich des Gedeihens ihrer kleinen Plantage zu erfreuen, so wie das Unkraut zu entfernen. Sie hat ein buntes Tuch über den Kopf geschlungen und schafft rüstig weiter, nur ab und zu den Schweiß von der Stirne wischend, bis der langsam verhallende Klang der fernen Thurmuhr und sodann das Glockengeläute die Mittagsstunde verkündet. Bei dem in der Waldeinsamkeit so erhebenden Klange der Kirchenglocken, welcher so ergreifend wirkt als wäre er eine mahnende Stimme aus der andern Welt, erhebt sich Luiserl rasch und eilt in das Haus, wo sich so eben auch der Kleine vernehmbar macht.

Sie ist ein schönes kräftig entwickeltes Weib geworden, Jugend und Gesundheit verkünden ihre von der Sonne etwas gebräunten Züge und Glück und Heiterkeit strahlen aus ihren großen, glänzenden Augen, wie aus dem sonnigen Lächeln das ihren Mund umspielt.

Mit dem kleinen Buben auf dem Arm geht Luiserl den Wiesenweg hinab in der Richtung gegen den Eisenhammer, dessen Lärm so eben verstummt ist. Der Spitz und die Mieze laufen ihr zur Seite, während sie singt und den Kleinen liebkost. Bald antwortet ihrer Stimme ein Lied, das ein Mann singt, und kaum erschallt dasselbe, so stürmt der Hund bellend vorwärts, während das Kätzchen in seltsamen Sprüngen demselben nacheilt. Franz kehrt von der Arbeit heim, er ist längst vollkommen genesen, ein starker hübscher Mann, glückselig in seinem kleinen Anwesen, das ihm kostbar scheint wie ein Paradies. Kaum erblickt ihn der Hund, so springt er freudig bis an seine Brust empor, Mieze aber schmiegt sich schmeichelnd und miauend an seine Füße.

Luiserl grüßt ihn von weitem, und auch der kleine „Lois" streckt ihm die Arme entgegen. Rasch hat Franz sein liebes Weib geküßt, wiegt den Kleinen in seinen Armen und so gehen alle Hausgenossen still beglückt zurück in das Haus, gemeinsam das Mittagsmahl zu genießen.

Der Nachmittag gehört wieder der Arbeit im Hause und Hammerwerk bis der Spätabend die Ruhe im häuslichen Kreise bringt; im Sommer unter freiem Himmel am liebsten bei Zitherspiel und Gesang verbracht, im Winter in der Stube bei Lampenschein mit Lesen und Arbeit genossen. So verleben diese zwei emsig schaffenden Leute nahezu zehn Jahre im Innersten befriedigt, denn sie fühlen sich zufrieden mit dem, was sich von ihren einstigen Träumen erfüllt hat. Franz ist ein tüchtiger erfahrener Arbeiter, daher im Eisenhammer beliebt und bleibend angestellt. Luiserl ist rastlos erfinderisch in dem Streben die Einnahmen zu steigern und dem geliebten Mann eine Freude zu bereiten. In ihrer edlen Selbstlosigkeit strebt sie nichts für sich selbst an, ist aber seelenvergnügt, wenn ein Lächeln, ein Kuß oder ein inniges Wort ihr für ihre Opferwilligkeit dankt. In ihrer reinen Liebe ist ihr auch keine Arbeit zu schwer, und sie übt ebenso bereitwillig alle Fertigkeiten aus welche man sie in der Stadt gelehrt hat, als sie es nicht verschmäht das Reinigen der Wäsche sogar für den nahen „Reithof" zu besorgen, in welchem sich den Sommer über zahlreiche Fremde aufzuhalten pflegen. In dieser Thätigkeit fühlen beide sich nicht gedrückt durch die Verein-

samung, in welche sie im Laufe der Jahre gerathen sind; denn in sich und durch sich selbst beglückt bedürfen sie der Anregung und Zerstreuung von außen nicht. Thatsächlich aber haben die Anwohner ringsum sich merklich von ihnen fern gehalten; denn das Gefühl der Zusammengehörigkeit, allerdings eine Art von Kastengeist, ist bei den Leuten hier in den Bergen so mächtig, daß fast niemals eine Heirat mit Fremden von „draußen" vorkommt, und deshalb wird Luiserl wie eine Abtrünnige betrachtet und gemieden, während ihrem Franz jeder Anlaß verweigert wird, um sich anschließen, einbürgern zu können. Da nun Luiserl's Eltern längst bereits gestorben sind, brachten nur ein paar kurze Besuche der Familie Hartmann im Laufe der vielen Jahre eine vorübergehende Unterbrechung der Einförmigkeit und Ruhe in das schlichte trauliche Häuschen, abseits von andern Wohnungen einsam am rauschenden Preinbach gelegen.

Der Kampf um's Dasein, welchen sie einst mit vereinten Kräften so muthig aufgenommen haben und den sie ohne Klagen oder Zagen auch voll Gottvertrauen fortführen, ist aber dennoch bisweilen ernster und schwerer geworden, als sie es geahnt hatten, und erprobt alle ihre Kräfte. So hatten sie darauf verzichten müßen, das Anwesen als ihr Eigenthum zu erwerben, daher dasselbe nur gepachtet werden konnte. Wenn nun zeitweise Krankheiten, Unwetter oder Misjahre den Verdienst vermindern, oder im Laufe der Zeit Ausgaben unverhoffter Art an sie herantreten, gilt es allerdings so manche Einschränkung bis zum äußersten eintreten zu lassen. Aber sobald die trüben Stunden siegreich überwunden sind, fühlen sich beide durch das frohe Bewußtsein des errungenen Sieges neu gestählt, gehoben in dem Gefühle der gemeinsamen Liebe, die mehr vollbringt als schwache Seelen auch nur ahnen dürften. So leben sie nach zehn Jahren noch so froh und freudig in ihrer selbstgeschaffenen kleinen Welt, als sie daselbst eingezogen waren; ja die gemeinsam bestandenen Stunden voll Glück, oft aber auch an harten Prüfungen reich, haben ihr Gefühl noch vertieft, für alle Zeit gestählt und geheiligt.

* * *

An einem heitern Sommertage ist Franz so eben im Hammerwerk beschäftiget, während Luiserl am Rande des Preinbaches die Leinen zwischen den Bäumen zieht und ausspannt, um daran die Wäsche zu



trocknen, welche reingewaschen in großen Körben neben ihr steht und in den „Reithof" gehört, als sie lautes Wagengerassel vernimmt, welches von der fernen Landstraße bis zu ihr herüberdringt. Sie schützt die die Augen durch die vorgehaltene Rechte und sieht gespannt nach der Richtung dieses Weges hin. Dichter Staub wird aufgewirbelt und vier Landauer sind erkennbar, in denen eine elegante Gesellschaft angefahren kommt; offenbar Städter, welche hieher gekommen sind, um die Schönheiten dieser Gegend zu bewundern und spät abends wieder nach Reichenau oder Wien zurückzukehren. Während Luiserl diesen Ausflüglern weiter keine Aufmerksamkeit schenkt und in ihrer Arbeit fortfährt, ist die Gesellschaft zum „Oberhof" gefahren. Daselbst wird ein reichliches Diner bestellt, welches die vortreffliche Köchin und Wirthin dieses Hofes sicher kunstgerecht liefern wird, und dann zerstreuen sich die Herrschaften je nach Neigung, in mehrere Gruppen getheilt, nach den verschiedensten Richtungen im Freien. Kurze Zeit darnach schreitet eine große elegante Dame, von einer Bäuerin geführt, über den Hügel hinter dem „Reithofe" und am schön gelegenen Friedhof vorüber, geht über die Brücke, welche den ziemlich breiten, hier durch ein Wehr gestauten Preinbach überwölbt, und winkt mit dem kostbaren Parasol nach der Richtung, in welcher Luiserl so eben mit ihren Wäschstücken beschäftiget ist. Die Bäuerin weist auf diese selbst mit ausgestreckter Hand und wendet sich dann zum umkehren, indeß die Dame allein weiter geht. Nach ein paar Schritten steht dieselbe der erstaunt aufblickenden Frau gegenüber, an deren Kleid sich der kleine Alois hält, dessen helle liebe Kinderaugen die Fremde wie eine Fee anstaunen. Diese nimmt zuerst das Wort und sagt mit einem gönnerhaften Lächeln, indem sie ihre Hand dem Luiserl entgegenstreckt:

„Nun, Grüß' Gott! Da Du nicht zu mir kommst, muß ich mich doch wieder umsehen nach Dir. Wie ist's Dir die vielen Jahre hindurch gegangen? Hast Du hier Dein Paradies gefunden, von dem Du einstens geträumt hast?"

Der Ton, heißt es, macht die Musik, und der Ton, in welchem Hertha spricht, beweist es, daß sie nicht durch ihr Gemüth oder Herz hierher geführt worden ist, sondern durch ihren Hochmuth, ihre Sucht zu glänzen und womöglich ihre einstige Freundin zu demüthigen. Eben deshalb übersieht Luiserl die angebotene Hand, hebt den kleinen „Lois" auf ihre Arme und sagt: „Grüß' auch Gott, Hertha! Wenn Du unter dem Paradies ein schlichtes trauliches Heim, einen braven guten Mann,

ein liebes herziges Kind und ein Leben in Lieb' und Treu' verstehst, so hab' ich's gefunden, und dank' meinem Herrgott dafür. Hier außen ist die Luft gar heiß, komm' wenn Du willst in's Zimmer hinein."

Indem Beide auf die Schwelle treten, schleicht auch „Mieze" schmeichelnd herzu und der Spitz gibt sein Bellen erst auf, als er von Luiserl energisch zur Ruhe verwiesen wird. Mit nahezu königlichem Anstand, mit mitleidigem Lächeln auf die Umgebung blickend, schreitet die Tänzerin über die Stufen beim Eingange, setzt sich der Hausfrau gegenüber auf die Fensterbank und sagt dann:

„Unsere Ansichten über das Leben sind verschieden, und wir haben uns schon einmal deshalb entzweit, aber — sei mir nicht böse, wenn ich es sage: ich wollte es nicht glauben, ich mußte es sehen, daß Du Dich hier unter Bauern, in dieser ärmlichen Gegend aufhalten kannst. Welche Aussichten hättest Du gehabt, welche Freuden hätte Dir die Welt bieten können? Du aber hast eigensinnig alles von Dir gestoßen, um hier zu verbauern, denn da kann man nicht die Existenz ein Leben nennen, nicht einmal vegetiren kann der Mensch, der besseres gelernt hat." Sie ist im besten Zuge ihrer ironisirenden Laune die Zügel frei zu lassen, als sie in ihrer verletzenden Rede von einem trockenen Husten unterbrochen wird, welcher sie längere Zeit am Sprechen hindert. Deshalb schaut Luiserl besorgt zur Freundin auf und betrachtet sie genauer. Da erkennt sie es erst, welche große Veränderung in den letzten Jahren mit Hertha vorgegangen ist. Oberflächlich betrachtet ist dieselbe noch immer eine blendende Schönheit wer aber näher diese Persönlichkeit betrachtet, der muß es erkennen, daß nur die raffinirtesten Künste der Toilette und besonders die Schminke den beginnenden Verfall derselben zu maskiren vermögen. Nicht nur war mancher Reiz durch geborgte Mittel ersetzt worden, auch verrätherische Falten in der Haut, bedenkliche Rosen auf den Wangen und nun gar der trockene Husten beweisen es, daß diese Dame nur durch eisernen Willen den äußern Schein zu wahren weiß, um den Ruin ihrer Natur so lang als es noch möglich ist zu verbergen.

Eben diese Wahrnehmung drängt manches bittere Wort zurück, welches dem Luiserl schon auf den Lippen schwebt, und sie sagt sich zur Ruhe zwingend:

„Wir zwei, das weißt ja, werden uns niemals über diese Ansichten verständigen, also laß' das Streiten ohne Zweck. Wir leben jedes in einer andern Welt. In meiner Welt gibt es nichts von Triumphen,

Siegen, Abenteuern und Duellen zu berichten, in der ruhigen Stätigkeit liegt ihr Reiz. Dieses Glück liegt im Gemüth und kann nur empfunden werden. Willst Du es verstehen lernen, so komm heraus zu uns für ein Jahr und, ich wett', Du wirst auch zufrieden werden. Der innige Verkehr mit der Natur, das Beobachten des Wachsens und Vergehens, des Erblühens und Verwelkens hat zahllose Reize, aber man kann sie nicht in Worten wiedergeben. Was nützt es, wenn ich Dir sage, daß es im Eheleben zahllose Freuden voll reinsten Glückes gibt, daß ich beseeligt bin wenn ich meinem Franz eine frohe Stund' bereiten kann, daß ich meine Glückseligkeit in diesem lieben herzigen schlimmen garstigen Burschen da in meinen Armen halte, daß ich meine höchste Wonne in dem Gedanken finde, als braves treues Weib, als gute liebvolle Mutter meine Pflicht, meine Bestimmung erfüllt zu haben, wie sie unser Herrgott dem Weibe auferlegt hat. . . . Du wirst mich nicht verstehen, und wie ich sehe, Du lächelst nur über meine Einfalt. Dennoch möcht' ich nicht tauschen mit Dir, aber erzählen wirst Du viel können, was Du erlebt hast in diesen vielen Jahren in der alten und neuen Welt, und ich hör' gar gern von der weiten Welt berichten, während wir da friedlich leben in unserem traulichen Heim."

Ohne Zögern fließen Herthas Lippen von Worten über, welche ihre Triumphe, Siege und vielen Abenteuer lebhaft schildern, und sie läßt in ihrem Streben, die Hörerin in Staunen und Verwunderung zu versetzen, ihrer Phantasie die Zügel nur all zu frei, indem sie glaubt, die schlichte Frau ihr gegenüber dadurch vernichten und mit Neid und dem Bewußtsein ihrer Niedrigkeit lebhaft erfüllen zu können.

Luiserl aber hört diese märchenhaften Erzählungen ruhig und im Innern, nicht voll Neid, sondern mit Bedauern an, wornach sie theilnehmend fragt:

„Nun, und hast Du recht gespart, warst Du bedacht für Dein Alter?"

„Sparen? Das geht in meinen Verhältnissen nicht an: leben und leben lassen ist die Devise: noblesse oblige! Und ein Thor ist, wer an die Vergangenheit denkt die nicht mehr zu ändern, oder an die Zukunft die ungewiß ist. Das Heute, die Stunde sorglos genießen, das ist die beste Lebensphilosophie."

„Nun, ich denke nur, daß es namenlos schmerzlich sein muß, im Alter ganz allein zu stehen, ohne ein Herz das ganz uns gehört, das

mit uns gelebt, geliebt, gejauchzt und gelitten hat. Und wenn Deine Schönheit geschwunden ist, wenn Deine Kunst und die Künste aller Art Dir — versagen werden, was dann?" Diese wahren, aber herben Worte bringen Hertha in gewaltige Aufregung und sie ist im Begriff vergiftete Pfeile zurückzuschleudern, wobei sich ihre Wangen mit Purpur überziehen, ihre Augen wüthende Blicke schleudern und ihre zuckenden Lippen sich kräuseln, aber es bleibt nur beim Versuche, denn ein krampfartiger Husten hebt ihre Brust, der sie zu ersticken droht. Rasch versucht sie durch beruhigende Tropfen, welche sie aus einem kostbaren Flacon nimmt, den Anfall zu beheben, und als ihr dies nicht gelingt, sagt sie erschöpft:

„Hast Du ein Glas Milch?"

„Ja, Ziegenmilch kannst Du haben."

„Eben diese soll ich trinken — bitte, ein Glas voll, frisch gemolken und warm."

Luiserl eilt ihren Wunsch zu erfüllen, und die Zurückbleibende läßt die Maske fallen, sobald sie allein ist; man erkennt den Schmerz, den sie leidet, indem sie die weiße brillantfunkelnde Hand mit dem prachtvollen Spitzensacktuch auf die keuchende Brust drückt. Die Milch trinkt sie in einzelnen kurzen Zügen und erholt sich rasch wieder, während Luiserl recht besorgt ihr zuredet:

„Du bist nicht so gesund, als Du scheinen willst. Du solltest Dich schonen, Dein Leben ist zu stürmisch, Hertha! es reibt Deine Kräfte auf; glaub' mir, nur Ruhe kann Dich heilen."

Schon regt sich aber Stolz und Hochmuth in dem Innern der Tänzerin, die es erzürnt, vor ihrer Feindin sich für Augenblicke schwach gezeigt zu haben. Sie bezwingt sich mit Energie, und sagt, sich zum Fortgehen erhebend:

„Singst auch Du dasselbe Lied? Die Aerzte quälen mich genug damit, ich solle mich schonen und ruhen. Aber genießen, auskosten die Freuden der Welt, sich verjüngen in den irdischen Wonnen — das heißt leben; Entsagung — Ruhe? ist Tod!" . . . Da sie ein neuerlicher Schmerz im Reden hemmt, drückt sie das Spitzentuch an Augen und Stirne, dann sagt sie etwas herabgestimmt: „Bisweilen allerdings ist mir trüb zu Muthe — mich befällt es wie eine düstere Ahnung — nun wer weiß es? — etwa komm' ich doch bald zur Erholung heraus?! Aber, nein! — was rede ich? ich bin jung, habe noch viele Freuden vor mir — ich will nicht krank, nicht schwach sein — das geht vor-

über! — Also leb' wohl! Ich muß zur Gesellschaft zurück. Dir darf ich Deine Gastfreundschaft nicht vergüten, das weiß ich, es würde Dich erzürnen, aber der kleine Kerl da auf Deinen Armen hat wohl Freude an diesem glänzenden Dinge — nimm's Kleiner! es möge Dir ein Glückskreuzer sein. Lebt wohl alle Beide!"

Damit hat sie dem Kinde einen glänzenden Doppelducaten vor die Augen gehalten, so daß seine Händchen gierig darnach greifen, bevor die Mutter es wehren kann. Im nächsten Augenblicke ist Hertha schon über die Brücke gegangen und eilt der Anhöhe zu. Luiserl aber nimmt dem Kinde das Goldstück aus den Händen, und ist im ersten Augenblicke willens, dasselbe in den Bach zu werfen; denn ihr ist, als könnte dieses Geld ihnen keinen Segen bringen. Nur widerwillig steckt sie den Ducaten zu sich und sieht der Scheidenden nach, die so eben an einem lebenden Zaun etwas gebückt steht, welcher das Anwesen des „Hubmer" umfriedet. Es scheint sie ein neuerlicher Schmerz in der Brust zum Stillstehen gezwungen zu haben und voll Mitleid sieht Luiserl auf die schöne Gestalt hin, indem sie leise für sich flüstert:

„Armes Herz! hast Dich doch betrogen! Hast gemeint, es ließe sich der Kampf um's Dasein ganz verwinden, und man könne durch's Leben lustig tändelnd weiter schweben zwischen nichts als Blumen und Rosen? Starke Dornen müßen aber darunter verborgen sein, und haben Dich — — zu Grunde gerichtet! . . . Und um die Welt sollten wir jemand beneiden? Nicht wahr Loisi das fallt uns nicht ein, wir bleiben schön zufrieden mit dem Vater da in den Bergen und haben einander so lieb." Das Kind herzend und küßend geht sie in das Haus zurück. Rasch eilt sie wieder zur Arbeit, wobei ihre weiche und doch so kräftige Stimme mit lustigem Jauchzen laut in den Bergen widerhallt.

* * *

Als Hertha die Hütte am Preinthalwege verlassen hat, und am Friedhof vorüber bis zum Reithof gelangt ist, hat sie wirklich ein Hustenanfall bewogen stehen zu bleiben. Sie nimmt aus ihrem Flacon eine größere Menge von Kirschlorbeertropfen zu sich und schreitet dann rasch wieder weiter. Sie ist wieder vollkommen die elegante stolze Sennora Sarolta, welche die Männerherzen beherrscht, deren Schönheit unerschöpfliche Goldquellen erschließt und die in ihrem Hochmuth gar

nicht daran denkt, daß in ihrem Reiche die Sonne nur zu rasch untergehen kann. Erheiternd wirkt es auf sie, wenn sie es beobachtet, wie die Bewohner der einzelnen Häuser und Gehöfte auf ihrem Wege sie, die kostbar gekleidete und geschmückte Dame, gleich einer Fee anstaunen, in ihr die einstige Schullehrerwaise wieder zu erkennen glauben, in ihrer bescheidenen Einfalt aber es nicht wagen, ihren Gedanken Worte zu geben. Wie sollte es möglich sein, daß die arme Dirne sich in eine so blendende Erscheinung umgewandelt hätte? Sarolta selbst lächelt geschmeichelt über die Naivetät, sie hütet sich aber ihr Incognito zu lüften, denn ihr Herz zog sie zu niemand hin, auch dann nicht, wenn sie Einzelne noch von den Kinderjahren her erkannte, und ihr Hochmuth, wie die Rücksicht auf die Gesellschaft warnt sie, den Sagenkreis zu zerstören, welchen die Reclame mit so vielen Opfern um sie verbreitet hat.

Im Oberhof ist inzwischen ein reichliches Diner bereitet worden. Die schön geschmückte Tafel für sechzehn Personen ist in dem reizend gelegenen Schweizerhause gedeckt, welches mitten im schattigen Hausgarten steht. Küche und Keller haben erstaunliches geleistet, mehr als man in diesem Gebirgsdorfe suchen würde, selbst die silberbehelmten Köpfe der Champagnerflaschen fehlen nicht, welche aus eisgefüllten Kühlwannen hervorlugen.

Sarolta, die durch den unter Bäumen verborgenen Seiteneingang in den Garten tritt, wird bald erblickt und mit Jubel begrüßt, denn sie war schon allseitig vermißt worden. Sie gibt vor, auf einer Bank im nahen Wald, absichtlich allein, etwas geruht zu haben, denn die weite Fahrt hierher habe sie etwas nervös gemacht, nun aber sei sie wieder vollkommen wohl und zu jedem Vergnügen bereit.

Man sammelt sich eilig zu einer zwanglosen Reihe um die Tafel, genießt in sehr gehobener Stimmung das Gebotene, geht rasch zu Toasten, Liedern und sehr gewagten Improvisationen über, bis ein Herr auf dem bereit stehenden Pianoforte „die schöne blaue Donau" erklingen läßt, so daß sich alle Bande der Ordnung lösen, und Damen wie Herren tanzend singend lachend und schreiend chaotisch durcheinander wirbeln. Auf Wunsch Sarolta's, deren Augen fieberisch glänzen, deren Wangen glühen und deren ohnedem heißes Blut in Lava verwandelt scheint, füllen alle Anwesenden die Kelchgläser mit Champagner und Baron Lefèvre, ein renommirter Roué welcher der schönen Tänzerin

aus Paris hierher gefolgt ist, stimmt mit Clavierbegleitung die tollsten französischen Chansonetten an, deren Refrain die ganze Gesellschaft mitzusingen hat. In heiterster Laune sitzt und steht je nach Belieben jedermann im Kreise um den Vorsänger, und jeder Witz, jede Piquanterie steigert die zügellose Heiterkeit. Eben singt der Chor lachend einige sehr gewagte Zeilen, als ein markerschütternder Schrei namenlose Aufregung hervorruft. Senora Sarolta erbleicht, das Glas entfällt ihrer Hand, sie preßt die Rechte krampfhaft auf das Herz und sinkt stöhnend auf einen Armstuhl nieder. Die Orgie, die Posse ist mit eins in ein Trauerspiel verwandelt, Sarolta öffnet die Augen nicht wieder, ein Herzschlag hat ihrem Leben ein frühes Ende bereitet.

Da in der ganzen Gegend ein Arzt nicht zu finden ist, sondern im Bedarfsfalle von dem eine Wegstunde entfernten Orte Schwarzau geholt werden muß, werden vorläufig unter Anleitung eines eben auf einer Vergnügungsreise begriffenen Studenten der Medicin alle erdenkbaren Wiederbelebungsversuche vorgenommen, aber dieselben bleiben ohne Erfolg. Auch der herbeigeholte Arzt kann nur das erfolgte Ableben in Folge eines Herzschlages constatiren. Die Betrübnis ist allgemein, erschüttert kehrt die Gesellschaft in die Stadt zurück und am selben Abende noch trägt der Telegraph die Trauerkunde durch die ganze Welt. Die Leichenfeier ist eine großartige Kundgebung der Theilnahme, die kostbaren Kränze müßen auf eigenen Wägen nachgeführt werden; eine prachtvolle Gruft nimmt die Entseelte auf und ein künstlerisch vollendetes Monument verewiget den Namen Sarolta, so wie dasselbe in einem Epitaphium in Versen alle Tugenden derselben preist, welche der Dichter auf Wunsch ihrer Verehrer ihr bereitwillig zuerkennt. Alle Zeitungen bringen schwungvolle Nekrologe, nach welchen ihr Leben nur ein Sonnenbild ohne Schatten gewesen ist, ihr Porträt ist überall und in allen Formaten zu finden und trefflich gelungene Büsten und Statuetten, vom Gyps bis zum kostbarsten Marmor, werden aufgestellt, besonders in Kunsthallen und Theatern jeder Art. In allen Sprachen finden sich Werke auf dem Büchermarkte ein, welche Sarolta's Biographie in mehr oder weniger schwungvoller Weise enthalten, ihre Tugenden rühmen und das allzu rasche Untergehen dieses phänomenalen Gestirnes bedauern. Selbst in gelehrte Werke und Kunstgeschichten findet ihr Name Eingang, und es ist als ob mit ihrem Ableben selbst die Erinnerung an den geringsten Fehler in ihrem Leben Wirken oder Charakter für alle Zeit

ausgetilgt worden wäre. Alljährlich sowohl am Jahrestage ihres Ablebens, wie am Allerseelentage gleicht ihr Grab einem riesigen Blumenhügel; unter allen Kränzen aber dürfte kaum einer von einem tiefern Gefühl, von einem edleren Herzen gespendet sein, als derjenige aus schlichten Alpenblumen, welchen Luiserl selbst zusammengesucht, gewunden und auf die Gruft niedergelegt hat. Jährlich ist sie die erste, welche an dieser Stätte kniet und zu Thränen gerührt wird, wenn sie an die Vergangenheit denkt, wie alles gekommen ist, und wie es hätte froher glücklicher werden können. So oft ihr die Freundin früher, und selbst mit Absicht, wehe gethan hatte, mit dem Ableben war alle Erinnerung daran getilgt und vergessen von diesem engelsguten Gemüth, welches nur ganz im Stillen und ohne es gegen Andere auszusprechen darüber betrübt ist, daß noch auf dem kostbaren Monumente der Schein, die Täuschung, die Lüge fortgesetzt erscheint, welche Hertha's ganzes Leben beherrscht hatte; denn nur die „Sennora Sarolta“ war hier verewiget worden, der ehrliche schlichte Name, den sie im Elternhause bekommen hatte, war vergessen.

* * *

Sarolta's Goldstück scheint dem kleinen Lois kein Glück gebracht zu haben, denn er erkrankt in demselben Jahre noch an einem bösartigen Keuchhusten, welcher sein junges Leben frühzeitig beendet. Die Eltern wenden wohl alles auf, um ihren Liebling zu retten, Luiserl wacht Tag und Nacht an seinem Lager, aber die zarte Lebensflamme erlischt dennoch, was Franz und sein liebes Weib mit tiefem Kummer erfüllt. Es ist dies der erste trübe Schatten, welcher ihre selbstgeschaffene engbegränzte Welt voll innerm Glück verdüstert, und in das sonst immer sonnige Gemüth der nun vereinsamten Mutter zieht um so mehr eine bisher nicht gekannte Schwermuth ein, als ihr im Laufe der nächsten Jahre nicht mehr der Segen beschieden ist Mutter zu werden. Arbeit, emsiges Schaffen in Haus und Feld sind aber die besten Palliativmittel gegen das Hangen und Bangen in Schwermuth und ziellosem Trauern, und Luiserl folgt willig dieser Pflicht, ihr auferlegt von ihrer tiefen Liebe zu Franz. Nur ab und zu zieht es wie ein düsterer Schatten über ihre Züge, wenn sie oft nachts, vor dem Klöppelpolster sitzend, ein wenig ausruht in der Beschäftigung der angestrengten Hände und

die Erinnerung an ihr weiches Frauenherz pocht. Aber sie ermannt sich rasch wieder, läßt den geliebten Mann nichts ahnen davon, gibt sich derselbe doch fortwährend die größte Mühe, auch ihr jeden Kummer zu ersparen und wo möglich ein Lächeln auf ihre schönen Züge zu zaubern.

Jahre verleben beide im stillen Genügen, und wieder ist der Spätherbst gekommen, welcher hier in den Alpen bisweilen schon sehr streng und unwirthlich auftritt. Da gilt es eine große gut bezahlte Bestellung einer Bahnverwaltung im Hammerwerk noch vor Eintritt des Winters zu beenden und zur Ablieferung zu bringen, indem dieselbe dem Besitzer einen großen Nutzen abwirft, wenn sie — zur Deckung eines durch die Verhältnisse hervorgerufenen erhöhten Bedarfes — sofort und früher als durch andere Eisenwerke effectuirt werden kann.

In Folge dessen arbeitet Franz mit seinen Genossen vom ersten Morgenstrahle bis spät in die Nacht, so daß es gelingt die Bestellung in kürzester Frist zu beenden, wornach er selbst beauftragt wird, die Sendung nach Payerbach zu begleiten, wo die Commission bereits dieselbe erwartet, um die Erprobung und Uebernahme der gelieferten Waaren durchzuführen. Noch vor Tagesanbruch stehen die beladenen Wägen bereit, Franz nimmt einen kurzen Abschied von Luiserl und ist mit ihr in der gehobensten heitersten Stimmung; denn eine ergiebige Gratification steht ihm in sicherer Aussicht, weil er die Arbeit so unglaublich beschleunigt hatte und dieselbe dennoch vorzüglich gelungen erscheint. Rüstig schreitet er aus, den voranfahrenden Wägen folgend, wobei ihn Luiserl bis zum Jägerhause bei der Klausen begleitet, und sich erst von ihm trennt, als eben die ersten Sonnenstrahlen die Gegend durch einen zauberhaft magischen Schein verklären.

In Payerbach wird die Lieferung von der Uebernahms-Commission als mustergiltig befunden, nicht ein einziges Stück wird als zweifelhaft zurückgestoßen, und von dem Werkbesitzer belobt, sowie reichlich für seine besondere Leistung entschädiget, begibt er sich nachmittags auf den Heimweg in der besten rosigsten Laune. In Payerbach und Reichenau verweilt er nur so lang, um für Luiserl ein buntes Seidentuch zu kaufen, welches so lange schon ihr Wunsch gewesen war, um sie ferner mit verschiedenen Geräthen für die Wirthschaft zu überraschen, deren Ankauf ihm bisher unmöglich geblieben ist, so nothwendig sein gutes Weib dieselben längst gebraucht haben würde.

Im glücklichen Vorgefühle der großen Freude, welche er seinem getreuen Luiserl zu bereiten gewiß ist, schreitet er rüstig aus, und singt sich dabei manches lustige Lied mit weithin schallendem Jauchzer. In seiner heitern Stimmung legt er den weiten Weg ohne Unterbrechung zurück, ist schon beim Kaiserbrunnen und dann bei der Singerin vorüber gegangen, so daß nur mehr eine kleine Wegstunde vor ihm liegt, bevor er sein Daheim erreicht.

Mit eins beginnt in den Wipfeln der Bäume ein Rauschen und Brausen, es kracht und stöhnt unheimlich in den Wäldern, und ein eisiger Sturm tobt durch die Gegend, daß Franz sich kaum aufrecht zu halten vermag im Gehen, und doch ist weit und breit auf seinem Wege kein Schutz, keine Unterkunft zu finden. Schwarze Gewitterwolken sind vom fernen Ameisbiegel, Naßkamp und Heufuß aus heraufgestiegen, verfinstern die ganze Gegend, als wäre schon die sternlose Nacht angebrochen, und senden einen großartigen Gewitterregen, vermengt mit Hagel und Schnee, in Strömen zur Erde nieder. Die Anstrengung vom Widerstande im Gehen laßt Franz bald in Schweiß gerathen, während der eisige Sturm ihn umtobt und der Regen seine Kleidung durchtränkt, so daß das Wasser selbst seine Haut überläuft. Nach einem ermattenden Kampfe mit den Elementen, der nahezu eine Stunde lang gedauert hat, erblickt er endlich das Häuschen am Preinbach, wo Luiserl inzwischen vor dem Bilde des Gekreuzigten auf den Knieen gelegen ist, um Schutz betend für den Einsamen im tobenden Ungewitter. Nun erblickt sie kaum von weitem seine Gestalt vom Fenster aus, bei dem sie besorgt ihn erwartet, so kommt sie ihm entgegengeeilt, schließt ihn in ihre Arme und führt ihn in das schützende Gebäude, wo sie um ihn herzlich besorgt ist und schon alles nothwendige bereit gestellt hat.

Kaum ist er daheim wohl verwahrt und geborgen, so verscheuchen ihre Nähe, ihr Lächeln, ihre herzinnigen Worte, und die laute Freude über seine Geschenke die trüben Gedanken wie die große Ermüdung, und beide entwerfen die froheſten Pläne für die Zukunft, so daß erst spät das Licht in ihrer Stube verlischt.

Am nächsten Morgen aber liegt es wie Blei in seinen Gliedern, sein Kopf ist ihm wüst, das Blut hämmert an den Schläfen, und bisweilen überläuft ein Frösteln seinen Körper. Da eben ein Sonntag ihn von der Arbeit befreit, hofft er durch Ruhe sich wieder zu erholen; zudem sucht er dem besorgten Weibe gegenüber sich möglichst auf-

zuraffen, seine Natur ist ja jung und kräftig, und überwand schon oft vorübergehende Leiden. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft gelingt es ihm auch in der nächsten Zeit seiner Arbeit nachzugehen, so schwer es ihm bisweilen ankommt; denn Stechen in der Brust, Schwindel und Hustenreiz zwingen ihn oft zum ruhen und rasten.

Noch ist es ihm bisher gelungen, jede Ahnung eines tieferen Leidens von Luiserl fern zu halten, aber eines Tages fällt ihm der Hammer aus der Hand, es erfaßt ihn Schwindel und er sinkt auf den Amboß, der neben ihm steht. Zwei-, dreimal versucht er es, die Arbeit fortzusetzen, doch es ist vergebens, die Kraft versagt. Zur ungewöhnlichen Stunde geht er heim, sein Weib ist zum Tode erschrocken, als sie sein bleiches Gesicht, seine zitternde Gestalt erblickt. Ruhe im Bett und gute Nahrung, so hoffen beide, werde ihn wieder herstellen. Wochen vergehen aber ohne Besserung, rastlos ist Luiserl um ihn besorgt, läßt aus Schwarzau, Payerbach, sogar aus Wiener Neustadt Aerzte kommen, erzielt aber keinen günstigen Erfolg. Sie verschreiben gar viele Medicamente, erklären das Leiden für nicht mehr denn eine starke Verkühlung und vertrösten auf die mildere Jahreszeit. Indeß wird Franz nur schwächer und verfällt zusehends — da ringt Luiserl fast verzweifelnd die Hände, lange sinnt sie auf einen Weg zur Rettung. Endlich erhellen sich ihre Züge, ihr leuchtet noch ein Hoffnungsstern: die berühmten Wiener Aerzte, die ausgezeichneten Diagnostiker sind ihr letzter Trost, während die Doctoren in der Umgegend wenig Erfahrung und nur geringe Praxis haben.

Kaum ist dieser Gedanke entstanden, so geht das muthige Weib daran, ihn zur That zu machen. Die Kosten kümmern sie nicht, es gilt ja *sein* Leben zu retten. Sie rafft alles zusammen, was sie die Jahre über sich für Tage der Noth mühsam zusammengespart hat, und wohl verwahrt wird *Franz* von ihr nach Wien gebracht. Bei der Familie Hartmann finden beide für ein paar Tage die nothwendige Aufnahme. Die Tochter hat zwar einen Kaufmann in Dresden geheiratet und die Eltern sind auf Besuch dahingereist. Aber Franz und Luiserl sind im Hause noch immer wohl bekannt und werden liebvoll versorgt. Als beide dasselbe Giebelstübchen wieder betreten, in welchem die junge Dirne einst so glücklich gewesen ist, kann sie kaum die hervorbrechenden Thränen unterdrücken. Wie überglücklich waren sie einst von hier ausgezogen, und wie kehrten sie zurück, wie leidend liegt Franz auf dem Ruhbett hingestreckt?! Die

berühmtesten Aerzte aber geben wenig Hoffnung, denn an dem Mark seines Lebens zehrt ein schleichendes Fieber. Sie rathen zwar so manches Mittel an, und sprechen die Möglichkeit nicht ab, daß die kräftige Natur reagiren, das Uebel überwinden könnte, aber in jeder Miene ist der Ernst, der Zweifel zu lesen. Vor Franz wird wohl die ganze Wahrheit nicht enthüllt, ihm spricht man Muth und Hoffnung zu, aber Luiserl fordert ein wahrhaftiges Urtheil und dieses läßt sie fast den letzten Rest ihrer Selbstbeherrschung verlieren. Dennoch zeigt sie sich äußerlich heiter und sucht den armen Mann aufzurichten, der ihr gerne glaubt, ist doch sein Leben an ihrer Seite so sonnig gewesen.

Sobald sie aber allein ist, fließen ihre Thränen, sie sinnt für die Zukunft und was bevorsteht daheim! — Als Franz entschlummert ist, zieht sie ein goldenes Kreuz hervor, das sie seit ihrer Kindheit an einem schmalen Band auf ihrem Herzen trägt. Es stammt von ihrer Mutter, welche einstens in jungen Jahren das an den schwarzen Blattern erkrankte Kind einer reichen Dame gepflegt und gerettet hat, nachdem alle andern Dienstleute aus Scheu dasselbe geflohen. Aus Dankbarkeit hat damals die glückliche Mutter ihr dieses Kreuz zum Andenken gegeben. So war dasselbe später auf Luiserl übergegangen; es ist ihr kostbarster letzter einziger Schatz, den sie sich bisher noch immer bewahrt hat. Nun aber sollte auch dieses Kreuz geopfert werden, um die Mittel herbeizuschaffen für den kommenden Winter, wo es wohl am Verdienst fehlen dürfte. Als Luiserl einst als junges Mädchen in Wien gelebt hatte, war dieses Kreuz von ihr aus Neugierde einem Antiquitäten-Händler gezeigt und um dessen Werth gefragt worden. Derselbe hatte nun bemerkt, daß der materielle Werth des schön ciselirten, mit kleinen Perlen besetzten Kreuzes gering sei, aber die Arbeit stamme offenbar aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, etwa von einem Schüler Benvenuto Cellini's, was man nur mittels der Loupe zu erkennen vermag. Eben darum habe dasselbe einen Affectionswerth für Kunstliebhaber und er wolle ihr dafür zweihundert Gulden bezahlen. Damals dachte sie nicht daran, das liebste Gut und Andenken hinzugeben, aber jetzt fällt ihr der Antiquitäten-Händler ein. Es gibt wieder einen schweren Kampf in ihrem Innern, aber sie blickt auf den leidenden Franz, und — — ist entschlossen. Sie eilt in die Stadt, küßt in einem Winkel der Straßen noch einmal ihren letzten Schatz mit feuchten Augen, dann tritt sie in den Laden und erhält den Kaufpreis. — Wie traumbefangen eilt sie heim, kauft alles ein, was

die Aerzte angerathen haben und nach einer langen beschwerlichen Reise treten beide wieder in ihr liebes Häuschen am Preinbach ein.

Der düsterste Ernst des Lebens tritt nun für Luiserl ein, denn während der ganzen rauhen Jahreszeit bleibt Franz leidend. Wohl bessert sich sein Zustand zeitweise und er gibt der Hoffnung Raum, aber dies ist nur vorübergehend und von kurzer Dauer. Von einer Arbeit, also einem Verdienste seinerseits kann daher gar keine Rede sein, und da eine geschickte Spitzenklöpplerin im Tage bei anhaltender Arbeit meistens nur dreißig bis vierzig Kreuzer verdient, ist auch ihre Einnahme gering, denn sie muß das Hauswesen besorgen uud den Kranken pflegen. Für die nächste Zeit ist sie wohl noch mit Geld versehen, aber es lastet doch so viel auf ihr, daß ihr Muth bisweilen zu sinken droht. Der Winter in den Alpen ist ein strenger Gast, unsagbar sind die Mühen, schwer ist der Kampf mit Kälte Eis und Schnee, mit unsagbaren Anstrengungen müßen die einfachsten Lebensbedürfnisse herbeigeschafft werden. Immer ermannt sich aber das treue Weib vom neuen, um Franz ein heiteres Gesicht zu zeigen, ihn ja nicht zu betrüben. Da er so gern ihre weiche liebe Stimme hört, singt sie ihm oft vor und spielt auf der Zither, wobei sie lustige Lieder wählt, die mit Jodlern und Jauchzen schließen. Allerdings muß sie bisweilen mitten im Gesang abbrechen, wenn ihr Auge auf den Leidenden sieht, wobei ihre Stimme versagt und Thränen ihre Augen füllen. Mit schweren Mühen und Entbehrungen wird der Winter überstanden, der Frühling mit all seiner Pracht und Herrlichkeit zieht in das Land ein und an einem lauen sonnigen Abend sitzt Franz zum erstenmal wieder auf der Bank, die vor der Hausthür steht.

Als Luiserl nach beendetem Tagewerk ihn aufsucht, findet sie ihn, auf welchen die Strahlen der scheidenden Sonne fallen, mit an die Hauswand zurückgelehntem Kopf das Angesicht in den Händen verborgen.

Mit den Worten: „Nun, lieber Franz! bin ich mit meiner Arbeit fertig, laß' uns plaudern und singen", legt sie die Hand auf seine Schulter. Er aber schlingt rasch die Hände um ihren Nacken, sieht sie mit seinen lieben thränenfeuchten Augen recht herzlich an und flüstert nur leise:

„Armes Weib!"

„Was hast denn, warum heut' so traurig?"

„Die Sonn' geht unter" —

„Um morgen um so schöner wieder aufzugehen."

„Sie geht unter, nicht nur da vor uns in den Bergen, auch für mich und mein Leben für ewig und immer!"

„Red' nicht so gottlos, auf Regen folgt Sonnenschein. Der Herr prüft die, welche er lieb' hat. Wie viele Jahre des Glückes hat er uns beschieden, wir allein von allen Menschen sind nicht berechtigt nur Freud' und Gutthaten auf Erden zu hoffen. Die trüben Stunden werden vorübergehen, wir werden wieder gesund und heiter sein, werden noch Kinder auf den Armen tragen, und mit weißen Haaren noch werden wir da uns freuen mit unsern Lieben, dankbar zurückdenken an die überstandene Prüfung."

„Für mich ist's damit vorbei; glaubst, ich hab' das Kopfschütteln, das Achselzucken der Doctoren zu Wien nicht gesehen, nicht verstanden? Aber sei's, wie's ist — könnt' ich nur Dich mit mir hinübernehmen, es wär' noch alles gut — aber so — was steht Dir bevor?! — und das ist meine schwere Schuld. Wie wir uns lieb hatten, waren wir entschlossen, mit der Heriat zu warten, bis wir gut und sicher versorgt sein werden und das war richtig. Wie ich aber Dich aus dem Feuer geholt hab' und dann leidend geworden bin, hat Dein Engelsherz mich nicht allein lassen wollen, Du hast aus Mitleid alles geopfert, alle Anträge hast Du von Dir gewiesen, um für mich Armen zu leben, mich glücklich zu machen. Ich aber hätt' dieses schwere Opfer nicht annehmen, hätt' entsagen sollen zu Deinem Besten, ich war nicht berechtigt, Dich an meine Armuth, an mein unbedeutendes Leben zu feßeln — meine Lieb', mein Eigennutz, mein Schauen in Deine herzigen Augen, das hat mich verleitet, Dich zu mir herunterzuziehen und das ist meine Schuld an Dir, dem Engel in meinem Leben" . . . .

„Red' nicht so närrisch, Franz! reg' Dich nicht auf durch Selbstquälerei! Was hab' ich denn so besonderes gethan? Meine Pflicht weiter nichts, erfüllt hab' ich die Bestimmung, die unser Herrgott dem Weibe gegeben hat, den Beruf als Frau und Mutter hab' ich erfüllt — ist darin denn nicht das höchste Glück gelegen! Wenn ich Glück gebracht hab' in Dein Leben, hast nicht Du mir dafür die langen Jahre hindurch dasselbe gegeben? Mein Schutz, meine Stütze, mein Trost bist Du gewesen; das Mutterglück, das ich genossen hab' und alle Freuden in unserem Hausstand', wem dank' ich's denn, als nur Dir allein?! . . . Aber wozu das Reden, es wird wieder wie's war, die laue Luft, das Erwachen der ganzen Natur um uns her, wird auch uns neu beleben und stärken,

nur wegen des rauhen Winters in den Bergen waren die Doctoren in Wien besorgt. Das ist überstanden, ein Beweis, daß die Natur in Dir gesund und kräftig ist, also laß Deine Grillen und glaub' mir, der Sommer heilt Dich ganz wieder aus."

Wie alle derartigen Kranken, horcht auch Franz wieder willig auf diese Trostworte und hofft vom neuen, indem er beruhigt ihre Hände in den Seinen hält. Bald darauf ertönt die Zither und Luiserl's liebe Stimme singt recht frohe lustige Lieder, war es gleich in ihrem Innern voll Sorge und Schmerz.

Der Sommer bringt Besserung und nochmaliges Aufflackern der Lebenskraft für Franz, aber im Spätherbst, mit dem Blätterfall, mit dem Entschlafen der Natur, ist auch über ihn die ewige Ruhe gekommen.

Unter großen Entbehrungen ordnet Luiserl alle Verbindlichkeiten, dann bezieht sie bei einer Bäuerin ein kleines ärmliches Stübchen und lebt dort einsam und von der Welt fast vergessen, mühsam und still von der Arbeit ihrer Hände, die schlecht genug bezahlt zu werden pflegt.

Sie klagt gegen niemand, sie spricht nur selten, aber sie ist binnen Tagen um Jahrzehende gealtert. Der Inhalt ihres Lebens ist dahin, hinter ihr liegt, was das Leben schmückt, in der Erinnerung allein findet sie ein wehmuthsreiches Glück, bis man sie eines Morgens sanft entschlummert für immer in ihrem alten Lehnstuhl findet, ihre Hände halten noch die Klöppel zwischen den erstarrten Fingern.

Rings in der Gegend ist sie im Laufe der Jahre vergessen worden, der alte Pfarrer und die Leute, welche sie in der Jugend gekannt haben, sind längst dahin. Ein kahler Sarg, ein altes Bahrtuch, mit einem wurmstichigen Kreuz darauf, umschließen die Verstorbene, ohne Blumen, ohne Sang und Klang, so wird ihr eine wahre „Armenleiche" und die Ruhe in einem kahlen „Armengrab" zu Theil.

* * *

Eine lange Reihe von Jahren ist verflossen, als an einem warmen Sommertage drei Landauer bei dem Hause des Engleitner halten, das unfern von dem wildromantischen Engpaße bei der „Saurüßelbrücke" reizend gelegen ist. Für diese zahlreiche Familie, welche hier die milde Jahresfrist genießen will, sind schon drei Zimmer bestellt und die Großeltern, Eltern und Kinder theilen sich rasch in diese Räume, während

die Dienstleute beschäftiget sind, die Reisekoffer herbeizuschaffen. Unter den Angekommenen fällt besonders angenehm eine noch gut conservirte Frau mit schneeweißen Haaren auf, deren Züge und milde freundliche Augen ihr gutes Herz, ihr Wohlwollen deutlich verkünden.

Schon im Laufe des nächsten Vormittag betritt diese Frau die Wohnung des Pfarrers, welcher in ihr zwar eine vollkommen Unbekannte begrüßt, sie aber freundlichst nach ihren Wünschen fragt.

„Ich komme mit einer Bitte hierher und glaubte, noch den Herrn Pfarrer hier zu treffen, welchen ich einstens gekannt hatte. Entschuldigen Sie es daher gütigst, wenn ich als Unbekannte vor Ihnen erscheine. Mein Name ist Hartmann, mein Mann war Fabrikant in Wien, hat sich aber bereits von allen Geschäften, seines hohen Alters wegen, zurückgezogen."

„Seit einem Jahre erst bin ich in dieser Pfarre, seit mein Vorgänger, welcher ein sehr hohes Alter erreicht hatte, gestorben ist. Doch ich bitte, mir Ihren Wunsch zu sagen, es würde mich sehr freuen, denselben erfüllen zu können?"

„Ich suche das Grab der Louise Rotter, welche im Hause am Preinbach gelebt hat, mit einem Streckmeister im hiesigen Eisenhammer verheiratet war, und vor beiläufig zehn Jahren gestorben ist. Ich habe schon den ganzen Friedhof durchwandert, finde aber keine Spur davon."

„Ich bin zu Innsbruck geboren, habe zu Linz meine Studien beendet und bin, wie gesagt, erst durch kurze Zeit in dieser Pfarre, mir sind daher die hierortigen früheren Verhältnisse ziemlich fremd."

„Auch im Dorfe selbst konnte ich keine Auskunft erhalten, Niemand erinnert sich des Weibes, das ganz abgeschlossen für sich gelebt haben soll."

„Das Kirchenbuch wird uns wohl Aufschluß geben, wenn nicht ein schlimmer Zufall uns beim Nachsuchen ein Hindernis bereitet. Der frühere Kirchendiener nämlich hat eines Abends das Verzeichnis der stattgefundenen Begräbnisse mit sich auf sein Zimmer genommen, um aus diesem Buche Abschriften für ein paar Parteien, betreffend Sterbefälle von deren Verwandten, zu bewirken. Dabei ist der achtzigjährige Greis ermüdet eingeschlafen und während dessen war offenbar ein Stück eines brennenden Dochtes von seiner sehr primitiven Kerze auf das Papier gefallen. Zum Glück kam kurz darauf seine Tochter in das Zimmer, erblickte die brennenden Blätter und verhütete ein weiteres Unglück. Drei

Blätter des Buches aber waren bereits verbrannt, und konnten nicht mehr ersetzt werden. Ich besorge, daß dieser Verlust eben diejenige Zeit betrifft, von welcher Sie sprechen."

Wie der Herr Pfarrer bemerkt, so ist es auch in der That, und jede Angabe über den Ort des Begräbnisses fehlt.

„Es ist sehr schmerzlich für mich", bemerkt die Frau, „denn ich habe das Mädchen einst wie mein Kind beinahe geliebt und nur ungern von mir gelassen; es war ein wahres Engelsherz. Wir zogen sodann für längere Zeit zu meiner verheirateten Tochter nach Dresden, lebten in den letzten Jahren meistens in Frankreich und Italien, und so oft ich auch schrieb, ich erhielt keine Nachricht mehr von ihr. Nur einmal erhielten wir nach Paris die Kunde, daß Luiserl wegen ihres erkrankten Mannes in Wien gewesen war. Seither erreichte uns keine Nachricht mehr und ihr und der Ihrigen Ableben erfuhr ich erst bei der Singerin, als wir gestern daselbst eine kurze Rast hielten. Wir sind alle nunmehr in mein liebes Wien bleibend zurückgekehrt und genießen die heißen Monate so eben in dieser zauberhaft schönen Alpenwelt, welche schon in meinen jungen Jahren mein Lieblingsaufenthalt gewesen ist. Ich war nun Willens, hier wenigstens die Ruhestätte dieses braven Weibes zu pflegen, zu erhalten und durch einen Grabstein bezeichnen zu lassen. Fast klage ich mich selbst an, daß ich die langen Jahre hindurch mich zu wenig um diese guten Menschen bekümmert habe, mich drückt dieses Bewußtsein beinahe wie eine Schuld, und ich hoffte, dieselbe wenigstens in etwas abzutragen, daß ich ihr Andenken ehre durch meine That. Leider ist mir auch dies verwehrt, was mich um so tiefer ergreift, als die Arme mit der bittersten Noth bis an ihr Ende gekämpft haben soll."

Der Pfarrer ist bemüht, ihre zarten Bedenken des Gewissens zu beruhigen, gab übrigens der Hoffnung Ausdruck, daß bei genauem Nachforschen etwa doch am Friedhofe ein Zeichen gefunden werden könnte, welches auf die gesuchte Spur führen würde. Er ladet daher die Frau, deren edler Sinn und warmes Empfinden ihn angenehm berührt, dazu ein, gegen Abend, wenn die große Hitze vorüber sein wird, mit ihr den Friedhof nochmal zu besuchen, was dankbar angenommen wird.

Gegen Abend schreiten beide im anregendsten Gespräch durch das reizende Thal, an Hubmer's Anwesen vorüber dem auf einer sanften Erhöhung gelegenen Friedhofe zu, durchforschen denselben nach allen Richtungen, besehen alle Kreuze, lesen selbst die verwittertsten Inschriften,

finden aber nicht eine Spur der gesuchten Ruhestätte. Endlich weist der Pfarrer auf einen etwas größeren Platz rechts neben der Eingangspforte, welcher mit Moos, Graswuchs und vielfarbigen Wiesenblumen bedeckt ist, wo sich aber nicht einmal die Spur eines Hügels mehr erkennen läßt, und meint:

„Allen Anzeichen und der Zeitangabe nach dürfte auf dieser Stelle irgendwo das schlichte Grab aufgeworfen, sodann nicht bezeichnet, vergessen und die Erde sogar längst wieder eingesunken sein. Gewißheit fehlt und — es ist jede Spur verloren.“

Die alte Dame nickt nur leise mit dem Kopfe und ein wehmüthiger Zug verdüstert ihre Züge. Darnach geht sie noch einmal nach einer fernen höher gelegenen Stelle des Friedhofes, wo sich ein prachtvolles Marmordenkmal über einer Gruft erhebt, das Lorbeerkränze und eine kostbare Blumenfülle schmücken. Goldene Buchstaben, welche in den abendlichen Sonnenstrahlen weithin glänzen, verewigen den Namen der „Sennora Sarolta“ und lang steht die Dame schweigend vor diesem großartigen Monument. Sodann kehrt sie zum Pfarrer zurück, der — sich auf den Rand der Mauer stützend — in der Nähe des Einganges stehen geblieben ist, und sie erwartet. Etwas ermüdet setzt sie sich auf die schlichte kleine Holzbank nieder, welche in der Nähe steht, sieht aber noch immer schweigend zu dem schönen Denkmal hinauf.

Endlich sagt der Pfarrer freundlich:

„Der Ort scheint Sie sehr traurig zu stimmen, noch mehr der Verlust jeder Grabesspur. Würde es nicht besser sein, diese ernste Stätte zu verlassen, die Sie bald um so düsterer anregen dürfte, als ehestens die letzten Sonnenstrahlen verschwunden sein werden.“

„Was mich ergreift, verstimmt, Herr Pfarrer, ist nicht der Ort, sondern ein ernster drückender Gedanke, welchen dieses Prachtmonument da oben angeregt hat. Jene Sennora Sarolta hieß eigentlich Hertha Steinbauer, war die Tochter des Dorfschullehrers hier im Orte, eine Spiel- und Jugendgenossin der Tochter des Holzknechtes Mathias Dangel, derselben, deren Grab ich suchte, und die zuletzt Luise Rotter geheißen hatte, von uns allen aber immer das liebe „Luiserl“ genannt worden war. Beide Dirnen hatten geistig und körperlich gleich gute Anlagen, genossen dieselbe Erziehung, die sorgsamste Vorbildung und traten unter ganz gleichen Verhältnissen in die Welt, um den Kampf um's Dasein zu bestehen. Die eine verlachte den Ernst des Lebens, lebt und athmet

nur für Genuß und Vergnügen, spielt mit Schwüren, spielt selbst mit Menschenleben, opfert alles ihrem Wohlleben, ihrer Leidenschaft, durchtobt ihre Jahre im Taumel der Freuden ohne Herz, ohne Gewissen, ohne Mitgefühl — bis ihr ein Augenblick den Becher der Lust für alle Zeit ihren Händen entreißt. Die andere strebt rastlos ihr Pfund, das der Herr ihr gegeben hat, zu verwerthen, sich zu bilden, ihr Gemüth zu veredeln, ihre Pflicht getreu zu erfüllen, und selbst in ihrer Armuth noch Wohlthaten zu üben, ist das Glück ihres Lebens. Selbstlos wie ein verkörperter Engel, rein und fromm im Gemüthe wie eine frisch erschlossene Rose, gibt sie freudig hin, was ihre Hände kümmerlich erwerben, um die ihr anvertrauten Leben zu hüten und zu pflegen. Ein Weib, in des Wortes erhabenster Bedeutung, ein unaussprechlich braves Kind ihres Schöpfers, ein edles großes Herz, so gediegen wie lauteres Gold, so ringt sie sich durch, besteht den Kampf um's Dasein, um einsam und allein daran zu verbluten .... Die eine aber — sehen Sie hinauf zum prunkenden Monument — wird noch heute in der ganzen Welt gerühmt, gelobt, gefeiert; Schrift und Bild und Marmor verewigen sie; als unersetzlich, unvergeßlich, als Vorbild alles Schönen und Guten rühmt und preist sie die Welt; Blumen, Gedichte und Statuen verklären sie vor Aller Augen wie ein großes erhabenes Vorbild, ein Idol in Menschengestalt, welches unsterblich ist .... Die andere hat gelitten, gewirkt, gestrebt und geopfert bis ihr Herzblut vergossen war, sie aber hat ein Armengrab gehabt, ist vergessen und verschollen für die ganze Welt, ihre Spur ist im Moose zu unsern Füßen verloren .... Wo ist da die Gerechtigkeit, wo der Lohn der Tugend? Muß nicht der Sterbliche erlahmen im Pflichteifer, wenn er solchen Spuren folgt?"

Einen Augenblick lang schweigt der Pfarrer, dann sagt er in gehobenster Stimmung, während die Abendstrahlen seinen edel gebildeten Kopf gleichsam verklären:

„Was Sie sagen, gilt so weit, als das kurzsichtige Menschenauge reicht und die schwache menschliche Gesellschaft waltet, denn hier gilt nur, was das Auge blendet, das Ohr umschmeichelt und die Sinne reizt. Aber die edelsten Siege sind es nicht, welche durch Posaunenstöße verkündet werden, die schönsten Thaten werden nicht prunkend vor der Oeffentlichkeit geübt und die wahre Tugend ist es nicht, welche sich selbstgefällig vor der Menge im Glanz der eigenen Größe sonnt. Mag diesen

der irdische Lohn in reichster Fülle werden, er ist vergänglich und gering an Werth: die Blumenkränze welken, Bücher modern, selbst den Marmor zerbröckelt der Zahn der Zeit und dahin ist diese Herrlichkeit. Die wahre Menschenliebe wirkt im Stillen nur, die reinste Liebe hat den Opferaltar nur im Innern der eigenen Brust, die besten Herzen fühlen, schlagen, jauchzen und bluten, ohne daß die Welt es ahnt und die bittersten, aber kostbarsten Thränen sind die ungeweinten. Für all diese Auserwählten hat die ‚große Welt' nicht Lohn und nicht Verständnis; aber wozu wär' es auch? Was so erhaben, gottverklärt und geistig edel ist, dafür erscheint der irdische Lohn zu klein, zu gering und vergänglich; aber der urewige Weltgeist, vor welchem das Buch der Menschheit aufgeschlagen liegt, in welchem jedes Blatt ein Leben bedeutet, der hat darin mit unvergänglichen Lettern jede edle That, jede wahre Tugend, jede Thräne der Menschenliebe für alle Ewigkeit verzeichnet, und dieses Bewußtsein gibt uns die Ahnung all der Paradieseswonnen, welche als wahrer Lohn den schlackenfreien Theil des Menschen beseligen werden, wenn aller irdische Prunk und Erdenpracht schon längst zerfallen sind, wie Zunder ohne Werth ... Eben deshalb ist mir oft so wohl um's Herz, wenn ich empor zu den Sternen schaue, die so eben im hellsten Glanze strahlend da oben sichtbar werden. Mir ist, als wären es ebenso viele Augensterne, die vom Glück verklärt auf mich herunterwinken und mir freudestrahlend sagen: Harre aus, harre aus, denn unser ist der Sieg."

Schweigend, in ernste Gedanken vertieft, gehen Beide durch das Thal ihren Wohnungen zu. Erst vor dem Hause reicht die Dame dem Pfarrer die Hand mit einem warmen Druck, indem sie mit tiefbewegter Stimme sagt:

„Dank, innigen Dank für Ihre Worte! Es ist ein großer, ein erhebender Gedanke; möge er jedermann stärken im Kampfe um's Dasein!"

Ein Urtheilsspruch Herzog Albrecht I.

Erzählung aus dem XIV. Jahrhundert.

Von Karoline Edle von Schreiblein-Wenrich.*)

Hoch wie der Horst eines Adlers, auf Felsen erbaut, stand das Schloß Hornsberg und schaute in die duftige Ferne, und wie der scharfblickende Adler von seinem Horste ausblickt nach willkommener Beute, also spähte auch der Besitzer des Schlosses Ritter Hadmar von Hornsberg, trotz seiner theils ererbten theils geraubten Reichthümer ringsum in der Gegend, nach neuer Beute für seine niedrige Habsucht.

Aber nicht das mit köstlichen Waaren reichbeladene Saumroß, des seines Weges ziehenden Kaufherrn, nicht die mit Opfergaben zum Wallfahrtsorte ziehende Schaar der Gläubigen reizte sein ungesetzliches Verlangen so sehr, als ein Kleinod, der einzige Schatz den sein armer Nachbar Ritter Dyepold von Asperg besaß; es war dessen liebreizendes Gemahl Frau Irmengard, ein Geschöpf das die Perle der Schöpfung genannt zu werden verdiente; denn ihrer Schönheit konnte nur ihr Verstand und diesem nur ihre Tugend gleichkommen. Da Ritter Hadmar, ein lasterhafter Wüstling, durch seine Verwegenheit und seine Reichthümer stets all seine wilden Gelüste befriedigt sah, so konnte er es nicht begreifen, wie in diesem Falle die Tugend der schönen Rittersfrau seinen bösen Wünschen eiserne Schranken entgegenstellte. Der Elende beschloß

*) Die edle Verfasserin dieses Aufsatzes, eine glühende Patriotin, eine treu ergebene Anhängerin unseres glorreichen Herrscherhauses, ist am 13. September v. J. von schmerzlichem Leiden durch den Tod befreit worden, beweint von den Ihren, betrauert von Allen, die sie gekannt. Die folgende Erzählung war seit längerer Zeit unserem Jahrbuche gewidmet, konnte aber wegen Mangel an Raum bisher nicht abgedruckt werden.

daher, das, was seiner List nicht gelang, mit offener Gewalt zu erreichen. Er überfiel ohne Grund und Ursache in einer Nacht mit seinen Reisigen die kleine Burg seines arglosen Nachbars, eroberte sie, die nur von dem Ritter und drei Knappen vertheidigt wurde, nach kurzem Widerstande, nahm den verwundeten Schloßherrn gefangen mit auf sein Schloß, wo er ihn in das Burgverlies werfen ließ.

Frau Irmengard, welche, gewohnt ihrem Herrn und Gemahl unbedingt zu gehorchen auf seinen Befehl sich während der Belagerung ihrer Burg in ein unterirdisches Gewölbe derselben verborgen hatte, war außer sich vor Jammer, als sie nach Beendigung derselben von den zurückgelassenen Knappen das Schicksal ihres Ritters erfuhr.

Sie ließ ihren Zelter satteln und ritt von ihren Knappen begleitet, zur Burg Hadmar's, warf sich ihm zu Füßen und flehte um die Freiheit ihres Gatten. Doch der Räuber blieb ungerührt: „Meint ihr, schöne Frau, eure Thränen seien Perlen, kostbar genug, um eurem Ritter die Freiheit zu erkaufen? Ich verlange werthvolleres, bringt mir 10.000 Goldgulden und Dyepold von Asperg ist augenblicklich frei."

Da wendete Frau Irmengard mit stummem Erbleichen ihr Roß und ritt nach Hause, wo sie ihr Geschmeide, ihre Gewänder, kurz alles was sie Werthvolles besaß, zusammenlegte und aus dem nächsten Städtchen einen jüdischen Kaufmann holen ließ, dem sie ihre Habe verkaufte. Desgleichen gab sie sämmtliche Klepper im Stalle, die Rüden der Meute und die zwei Kühe, welche die Schloßbewohner mit nahrhafter Milch versorgten, dahin.

Aber ach, nachdem sie alles, selbst die silbernen Leuchter von dem Altar der Schloß-Capelle geopfert hatte, als sie nichts mehr besaß als die ärmste Bettlerin im Gau, hatte sie erst 3000 Goldgulden und der Räuber verlangte 10.000.

Als sie in rathloser Verzweiflung in ihrem Gemache auf- und abschritt, ward ein Hirte zu ihr geführt, welcher also sprach: „Ich hüte meine Heerde an dem Fuße des Hornberges, edle Frau, und das Blöcken meiner Schafe muß den Gefangenen aufmerksam gemacht haben, denn aus dem engen Gitterfenster eines Kerkergewölbes ertönte eine Männerstimme, welche also sprach: „O wenn jemand, vielleicht der Hüter der Thiere, deren Stimmen zu mir dringen, in der Nähe weilt, so möge er sich eines unglücklichen Gefangenen erbarmen und ihm seine Nähe kundgeben."

Ich näherte mich dem Gitter: „Wer seid ihr und was begehrt ihr“, fragte ich.

„Wer bist du“, fragte die Stimme von innen.

„Ich bin der Hirte“, sprach ich, „der die Schafe weidet, die ihr höret.“

„O so eile“, sprach der Gefangene, „treibe deine Schafe heim, und eile zur Burg des Ritters Dyepold des Aspergers und frage nach seiner Hausfrau. Sage ihr, sie wird deine Mühe reichlich lohnen, ihr Gatte Ritter Dyepold, der im Kerker auf Burg Hornberg weilt, läßt sie bei seiner Liebe beschwören, ungesäumt das verlangte Lösegeld für ihn seinem Räuber in den Rachen zu werfen; denn, merke wohl auf und sage es ihr, werde ich nicht bald aus meinem Kerker erlöst, so sehen wir uns nimmermehr im Leben!“

Die unglückliche Frau belohnte den Boten und eilte auf den Friedhof ihrer Burg. Dort ließ sie das Grab öffnen, in dem die Eltern ihres Gemahls ruhten. Warum störte sie die Ruhe der Todten? Ach, es mußte sein; sie wußte daß der alte todte Ritter einen silbernen Harnisch, sein Gespons einen kostbaren Juwelenschmuck trug. Die todten Eltern sollten helfen, den lebenden Sohn zu retten. Die Särge wurden geöffnet, die Gerippe ihres Schmuckes entkleidet und wieder hinabgesenkt zur ewigen Ruhe. Die Todtenschätze wurden verkauft und das Lösegeld wuchs auf 5000 Goldgulden; mit diesen eilte Frau Irmengard hoffnungsvoll nach Hornsberg und beschwor den Ritter Hadmar, sich mit der Hälfte zu begnügen und ihrem Gatten die Freiheit zu schenken. Sie verpflichte sich, den fehlenden Rest des Lösegeldes gewissenhaft im Laufe der Zeit abzutragen.

Aber der Ritter lachte Hohn und wollte keinen Heller der ungeheueren Summe erlassen. Da trat plötzlich ein Knappe in's Gemach, neigte sich zum Ohre seines Herrn ihm einige Worte zuflüsternd.

Diese geheime Mittheilung schien den Entschluß Hadmar's wankend zu machen. Er lächelte wie befriedigt, und als der Knappe das Gemach verlassen hatte, sprach er zur Bittstellerin gewendet: „Hört Frau Irmengard mein letztes unabänderliches Wort: Ich bin mit dem Geld zufrieden, verlange nicht mehr und will euch euren Ritter freigeben, wenn ihr noch in dieser Stunde mein — im vollen Sinne des Wortes — mein werden wollt. Bedenkt euch nicht und verschwendet keine unnützen Bitten. Wenn ihr mir noch in dieser Stunde zu Willen sein wollt, sollt

ihr euren Gatten selbst aus seinem Kerker befreien. Wenn nicht — merkt es wohl — so seht ihr ihn nie wieder".

Was that die unglückliche Frau? Sie wand sich unter der Wucht ihres Schmerzes und ihrer Seelenangst. Er blieb unerbittlich und endlich — rath- und sinnlos, beging sie aus Liebe zum Gatten das schwerste Verbrechen an ihm, das ein Weib an seinem Geliebten begehen kann.

„Nun, schöne Irmengard, geht in den Kerker und nehmt eurem Gatten selbst die Fesseln ab", sprach der elende Heuchler, nachdem er seine Lust gebüßt hatte, zu der schönen Sünderin. Diese eilte, von einem Knappen mit Fackeln geleitet, in das Burgverlies des Schlosses Hornsberg.

Sie trat in das dunkle Gewölbe.

Dort lag auf feuchtes Stroh gebettet eine bleiche Gestalt. Frau Irmengard erkannte ihren Dyepold und ließ sich neben ihm auf die kalte Erde nieder, ihn mit heißen Küssen bedeckend. Weh ihr! er war kalt und empfindungslos für ihre Liebkosungen, ihre süßen Worte! Sie brach in Jammern und Wehklagen aus; er hörte sie nicht, er war todt!

Da warf sich die Unglückliche, die statt ihres lebenden Gatten nur seinen Leichnam gefunden hatte, in namenloser Verzweiflung auf den Todten, sich das schöne Haar ausraufend. „So konnte Dich mein Verrath, meine Untreue, nicht retten, unglücklicher Gatte! Todt, todt, der Räuber hat Dich ermordet!"

„Mit nichten, edle Frau", krächzte ein hexenartiges altes Weib, welches Irmengard in den Kerker gefolgt war, „der edle Ritter ist seinen, im ehrlichen Kampfe erhaltenen Wunden erlegen und Ritter Hadmar trägt keine Schuld an seinem Tode."

„Keine Schuld?" schrie die unglückliche Frau, „wer hieß den elenden Räuber meinen armen Gatten, der ihn nie beleidigt hatte, ohne frühere Fehde-Erklärung überfallen, in einen Kampf verwickeln, in dem er die Todeswunden erhielt? Wer hieß ihn, den schwer Verwundeten, Hilfsbedürftigen in dem entsetzlichen Kerker zurückhalten, wo er ohne Heilung und Pflege verschmachtete? Aber Du sollst gerächt werden, unglücklicher Mann, so wahr ein Gott im Himmel lebt!"

Am Morgen des folgenden Tages, ward die Leiche Dyepold's in die Burg seiner Väter zurückgebracht, und an der Seite seiner Eltern beerdigt. Ehe sein Sarg für immer geschlossen wurde, schnitt Frau Irmengard dem geliebten Todten eine seiner braunen Locken ab,

küßte sie und that einen heiligen Eidschwur, seinen Tod und ihre Entehrung zu rächen.

Der nächste Tag traf die Witwe auf dem Wege nach Wien, den sie zu Fuß, das Haupt mit Asche bestreut, den Leib in grobes schwarzes Trauergewand gehüllt, antrat.

In Wien hielt Herzog Albrecht I. Hof, jener unglückliche Fürst, dessen Dasein eine Reihe von Kämpfen und Ungemach sein und der unter den Mörderhänden seines Neffen Johannes von Schwaben, den die Welt mit dem Namen Parricida brandmarkte, ein frühes blutiges Ende finden sollte. Der Unstern, welcher über Albrecht's Haupt waltete, schien sich auch auf seine Kinder zu vererben; da von seinen sechs ritterlichen Söhnen der älteste Rudolf schon vor seines Vaters Tode, wohl aus Kummer über seiner liebreizenden Gattin Blanca Verlust, dieser ins Grab folgte. Das Dasein seines zweiten Sohnes Friedrich des Schönen war eine Kette von Misgeschick, innern und äußern Kämpfen. Friedrich's Brüder Leopold und Heinrich, die ihm in brüderlicher Liebe und Treue anhingen, sanken im Zeitraum eines Jahres ins Grab. Otto der Fröhliche wandte sich feindlich gegen ihn und sein Nachfolger Albrecht II. verlor durch Gift den Gebrauch seiner Glieder, dem auch seine Schwägerin, Otto's Gemahlin, welche an dem Mahle theilgenommen hatte, zum Opfer fiel.

Dem ersten Herzog Albrecht also wurde ein Weib gemeldet, welches dringend um Zutritt und Gehör flehte. Der Herzog ließ die Fremde vor und hereintrat ein Weib, das Haupt mit Asche bestreut, dessen Schönheit von dem groben schwarzen Gewand, das ihre zarten Glieder umhüllte, wunderbar abstach. Sie ließ sich vor dem Herzog auf ein Knie nieder, welcher von dem Zauber ihrer Erscheinung unwillkürlich ergriffen, sie gnädig aufheben wollte und um ihr Begehr fragte.

Die Fremde aber sprach: „Laßt mich, gnädigster Herr, hier liegen im Staube, bis Eure Gnade mich gehört, bemitleidet und Eure Gerechtigkeit mein Unglück gerächt hat.“

Und Irmengard erzählte dem aufhorchenden Herzog ihre traurige Geschichte; verschwieg auch den Fehltritt nicht, den sie aus Liebe zu ihrem Gatten und zu dessen Rettung begangen; wie der elende Räuber ihre Habe und weibliche Ehre geraubt und ihr die Leiche des Gatten dafür zurückgegeben, und flehte um Gerechtigkeit für sich und um Strafe für den Elenden.

„Beruhige dich, unglückliches Weib,“ sprach der edle Herzog tief ergriffen, „verweile hier, ich will dir ein Asyl im Hause eines Wiener

Bürgers anweisen und deinen Ehrenräuber an meinen Hof bestellen, wo ich Gericht über ihn halten werde."

Und so geschah es. Die arme Irmengard wurde in das Haus des Wiener Bürgermeisters Chunradt der Poll unter den Schutz seiner Ehefrau gewiesen und dem Ritter Hadmar von Horusberg der Befehl des Herzogs zugesendet, sich unverweilt nach Wien an dessen Hof zu begeben.

Dem schändlichen Raubritter ward, trotz seines weiten Gewissens, nicht wohl zu Muthe, da er mit Recht dachte, die von ihm entehrte ihres Gatten und ihrer Habe beraubten Irmengard von Asperg habe den Schutz des Herzogs gegen ihn angerufen. Er überlegte lang, ob er des hohen Herrn Gebot befolgen sollte oder nicht; indeß beschloß er keine offene Widersetzlichkeit zu wagen und erschien, wie ihm befohlen war, am Hofe des Herzogs.

Dieser hatte ein Gericht zusammenberufen bestehend aus den vornehmsten Bürgern von Wien. Da war der Bürgermeister Chunradt der Poll, der Stadtrichter Greiff; da waren ferner der Hubmeister Chunradt der Harmarchter, Münzmeister Gundl, Jacob von Hoya, Saltram der Vatz und Hansgraf Heinrich. Der Herzog wollte die Meinung seiner getreuen Bürger und ihr Urtheil über Hadmar's Verbrechen hören.

Dieser letztere wendete seine ganze Lügenhaftigkeit und Frechheit an, um sich in dem schlimmen Handel rein zu waschen. Er bezeichnete seine Handlungsweise als die unschuldige List eines Verliebten. „Ich habe," sprach er, „den Ritter von Asperg in ehrlicher Fehde überwunden und nicht getödtet. Wohl habe ich darin gefehlt, daß ich seinem Weibe die Todesnachricht verschwieg; doch handelte ich unter dem Einfluße einer Leidenschaft, welche durch die Schönheit der Frau in meinem Herzen entbrannte." Daß er die unglückliche Witwe nicht nur ihrer Ehre beraubt, sondern auch zur Bettlerin gemacht hatte, darüber schwieg er ganz.

Die Mitglieder des Rathes, vom Herzog aufgefordert, ihre Meinung und ein Urtheil über die Sache abzugeben, konnten oder wollten sich nicht einigen. Ritter Hadmar besaß mächtige Freunde und Anverwandte, deren Rache sie vermuthlich fürchteten, wenn sie Recht gesprochen hätten. Sie baten also den Herzog einstimmig, sie mit seiner hohen Weisheit zu erleuchten.

Dieser erhob sich und sprach: „Was der Angeklagte der unglücklichen Frau Irmengard von Asperg geraubt, muß er ihr zurückgeben: er hat ihr die Ehre geraubt und muß sie zum Weibe nehmen, er hat

ihre Habe gestohlen und muß sie ihr dadurch ersetzen, daß er ihr im Ehevertrag sein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen als Witwengut zuschreibt."

Alle Räthe priesen des Herzogs Weisheit. Ritter Hadmar war freudig überrascht über dieses Urtheil, welches er so milde nicht erwartet hatte. Die schöne Frau, für die er in leidenschaftlicher Liebe erglühte, für immer sein zu nennen, schien ihm keine Strafe, sondern eine Belohnung, und mit Freude fügte er sich dem herzoglichen Spruch und unterschrieb den Ehevertrag, den einer der Herren Räthe nach des Herzogs Angabe verfaßte und dem auch der Fürst und alle Herren der Versammlung ihre Unterschrift beifügten. Die Trauung der Brautleute aber sollte des nächsten Abends im Stephansdome stattfinden.

Und der nächste Abend kam und eine glänzende Versammlung von edlen Herren und Frauen, an ihrer Spitze der Herzog, war erschienen. Ritter Hadmar erschien in einem überaus kostbaren Bräutigamsgewand aus eitel Sammt und Goldbrocat gefertigt, an seiner Seite die reizende, aber todtenbleiche Braut, deren wundervolle Augen von Thränen geröthet waren, die sie wohl ihrem unvergessenen Gatten nachgeweint hatte. Sie war nicht bräutlich angethan. Ein grobes schwarzes Gewand und ein langer Trauerschleier umfloß gleich einem nächtlichen Gewölk die schöne gramgebeugte Gestalt. Am Hochaltar brannten und flimmerten unzählige Lichter; ein mit Purpursammt bedeckter Betschemmel war für das Brautpaar gestellt worden, hinter dem — o Grauen! ein schwarz ausgeschlagener Sarg seines künftigen Insassen harrte.

Und jegliches Auge wandte sich scheu ab und jegliche Wange erbleichte, als die Versammlung des unheimlichen Brautbettes ansichtig wurde. Nun wurden die Brautleute vom Bischof von Wien einander angetraut, und als die Ceremonie geendet, schritt Herzog Albrecht, von der ganzen Versammlung gefolgt, hinaus auf den Freithof, welcher damals das Gotteshaus umgab, blieb dann stehen und sprach zu der angstvoll blickenden, athemlos harrenden Versammlung:

„Meine lieben Getreuen!

Ihr habt mich oft unbeugsam und hart genannt, wenn ich die unterdrückte Schwachheit schützend ihre Unterdrücker mit unerbittlicher Strenge verfolgte. Ihr habt aber auch meine Nachsicht getadelt, wenn ich Erbarmen und Langmuth übte und da verzieh, wo ihr meintet, daß ich strafen sollte. Heute aber wollen wir gerecht sein und euch gern

beweisen, wie wir über ungeheueren unverzeihlichen Frevel urtheilen und ihn bestrafen, und dieser Ritter Hadmar von Hornsberg soll euch deß zum Beispiel dienen."

Der Herzog winkte und hinter einem Pfeiler des Domes, bisher verborgen, trat auf das Richtschwert gestützt, die riesige schauerliche Gestalt des Henkers hervor.

Alle Umstehenden erbleichten. Ritter Hadmar sank erdfahl und wie von einem Blitzstrahl getroffen zu des Herzogs Füßen und flehte jammernd um Gnade, jede mögliche Buße und Sühnung seines Vergehens gelobend. Der Fürst aber wendete sich ab und sprach: „Wenn du das eigene Leben so hoch achtest und daran hängst, daß du, jegliche Mannes- und Ritterwürde vergessend, wie ein altes Weib um dasselbe jammerst und dich im Staube krümmst, wie konntest du aus schnöder Habgier und sündiger Fleischeslust das Leben deines friedlichen Nachbars, der dich nie beleidigte, antasten. Denn war es weniger als ein vorsätzlicher Mord, daß du den durch dich und deine Räubersgenossen schwer verwundeten Ritter ohne Hülfe und Beistand in dem Burgverlies deines Schlosses verschmachten ließest? War es nicht schlimmer als Mord, als du die weibliche Ehre seiner Ehefrau als Lösegeld verlangtest und nahmst; wohl wissend, daß du ihr statt des lebensvollen Mannes, den du ihr geraubt, nur einen Todten zurückgeben konntest? Diese Verbrechen kannst du hienieden nur mit dem Tode büßen. Nach dem Tode möge dir Gott gnädig sein!"

Und nun warfen sich auch alle Räthe und die Wiener Bürger zu des Herzogs Füßen, um Gnade für den Elenden flehend; doch der Fürst blieb unerbittlich. Ein Priester trat herbei, der den Todgeweihten das Sacrament der Sterbenden ertheilte, dann sauste das wuchtige Schwert durch die Luft und das schuldbedeckte Haupt des Ritters Hadmar von Hornsberg rollte in den Sand.

Die unglückliche Frau Irmengard von Asperg, die in einer Woche zweimal Witwe geworden war, vermählte sich trotz ihrer Jugend und Schönheit nie mehr. Sie suchte kein Asyl in den Mauern eines Klosters, sondern blieb in Wien, wo sie ein stilles, Gott und den Armen geweihtes Leben führte. Das Volk verehrte sie wie eine Heilige und nannte noch nach Jahrhunderten das Haus*), in dem sie ihre stillen Tage verlebte und beschloß, das Haus der unglücklichen Witwe.

*) Gegenwärtig Herrengasse Nr. 13.

Margarethe.

Skizze aus Tyrols Befreiungskampfe von Hedwig Wolf.

I.

Daß in dem berühmten Befreiungskampf der Tyroler im Jahre 1809 die Wirthe im allgemeinen eine hervorragende Rolle spielten ist bekannt. Bei ihren Schießständen versammelten sich die Schützen der Umgebung; Munition und Gewehre, von denen die Wirthe, die mit Vielen in Verbindung standen, sich heimlich Vorräthe anzuschaffen wußten, wurden zu ernsteren Zwecken als zum harmlosen Scheibenschießen unter die Anwesenden vertheilt. In den Gasthäusern wurden Verabredungen getroffen, wichtige Nachrichten ausgetauscht und vertraute Boten mit geheimen Sendungen gingen von dort nach allen Richtungen aus.

Zu diesen wackeren Männern, die den Aufstand vorbereiten halfen, zählte auch der Adlerwirth Peter Gruber im Pusterthale. Es war an einem Sonntage im Januar des denkwürdigen Jahres, daß sich in seinem Wirthshause wieder viele Gäste eingefunden hatten.

Aber obwohl es Fasching war und Gruber's Tanzboden um diese Zeit sonst immer gut besucht zu sein pflegte ging es dort heute still her, während es in der Wirthsstube umso lauter war.

Gabriel Röder hatte aus Bozen eine Nachricht mitgebracht, die alle Anwesenden in die freudigste Aufregung versetzte. Der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich wurde als nahe bevorstehend verkündet. Anton Steger, der Büchsenspanner des Kaisers Franz, hatte an seinen Landsmann den Kaffeesieder Nessing in Bozen geschrieben und Gabriel, der sich von diesem Brief eine Abschrift zu verschaffen gewußt, hatte dieselbe der ihm mit athemloser Spannung zuhörenden Versammlung

im Adlerwirthshaus vorgelesen. Es war eines jener seltsamen Schreiben, wie sie in dieser bewegten Zeit häufig zwischen den in der Ferne weilenden Tyrolern und ihren Landsleuten in der Heimat gewechselt wurden, in denen man vorsichtshalber unter Metaphern sich die das Vaterland betreffenden Nachrichten mittheilte. So war auch in diesem Schreiben Steger's von einem Bräutigam die Rede, der sich endlich entschlossen hatte die Braut abzuholen, und unter dem Bräutigam war der Erzherzog Johann gemeint, der an der Spitze eines Heeres von Grätz aus in Tyrol einrücken sollte. Unter denselben verhüllten Ausdrücken wurde die Aufforderung gestellt, einige vertraute Männer nach Wien zu schicken, wo sie die nöthigen Instructionen zu den Vorbereitungen des Aufstandes erhalten sollten.

Wenn man bedenkt, mit welcher Sehnsucht die treuen Tyroler dem Zeitpunkt entgegensahen, der sie wieder mit ihrem geliebten Oesterreich vereinigen sollte, wird man die freudige Aufregung begreifen, die sich bei dieser Nachricht aller Anwesenden bemächtigte. Lieber heute als morgen hätten sie die Büchse am Arme den Befreiungskampf eröffnen wollen; aber die Klugheit gebot ihnen das allzu stürmische Verlangen zu mäßigen, um nicht durch ein unüberlegtes Vorgehen alles zu verderben.

Von allen Seiten stürmte man mit Fragen auf Gabriel ein, die dieser aber nicht zu beantworten wußte; nur eines konnte er ihnen noch sagen, daß Andreas Hofer, der Sandwirth in Passeyer, einer der Vertrauensmänner sein sollte, die man nach Wien senden wollte, und diese Wahl wurde mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen.

Da das viele Sprechen die Kehlen der Männer austrocknete, hatte Margarethe, die schöne Wirthstochter viel zu thun um die Gläser der Gäste immer von neuem zu füllen. Eben wollte sie einem schmucken blonden Burschen, den das gefällige Nationalcostüm noch besser als die anderen kleidete, edlen Rebensaft in das Glas einschenken, als dieser es ihr wehrte und ihre Hand ergreifend sagte: „Mich dürstet nicht, laß' mich lieber einen Tanz mit Dir machen."

Margarethe blieb einen Augenblick zögernd, den Krug in der Hand vor ihm stehen, als wisse sie nicht was sie erwidern solle, als sein Blick sich aber nicht von ihr wandte, sagte sie in fast vorwurfsvollem Tone: „Wer denkt heut' an's Tanzen, hast Du nicht wichtigeres im Kopf?"

„Freilich, hab' ich wichtigeres im Kopf", erwiderte er, „und gerade deshalb möcht' ich nicht nur mit Dir tanzen, sondern vielmehr ungestört

mit Dir sprechen. Komm'", fuhr er im bittenden Tone fort, während er ihr den Krug aus der Hand nahm und ihn auf den Schanktisch stellte, „folg' mir, hier ist's so lärmend."

Sie widerstrebte nicht länger, sondern legte ihren Arm in den des Burschen und ging mit ihm auf den Tanzboden, der ganz vereinsamt war. Selbst die Musikanten hatten ihre Plätze verlassen, da sich niemand um ihr Spiel gekümmert. Doch daran war den Beiden wenig gelegen, Florian hatte das Mädchen nur unter einem Vorwande aus der Wirthsstube entfernen wollen, um mit ihr von dem zu sprechen, was sein Herz so mächtig bewegte. Er sagte ihr, was sie im Grunde schon wußte, daß er sie glühend liebe und heute noch bei dem Vater um ihre Hand anhalten wolle, wenn sie ihm wirklich so gut war, wie er hoffte. „Gut bin ich Dir freilich", sagte sie mit lieblichem Erröthen, „aber mit dem Vater mußt heut' nicht davon sprechen, der möcht' Dir's wohl übel nehmen, daß Du jetzt, wo es für das Vaterland zu kämpfen gilt, an's Freien denkst. Ja, ich mein' selber", setzte sie hinzu, „es wär' Dir nicht in den Sinn gekommen, wenn Du ein Tyroler wärst."

„Immer derselbe Vorwurf!" rief der Bursche im gekränkten Tone, „kann ich denn dafür, daß meine Wiege ein paar Meilen jenseits der Gränze von Tyrol stand, daß ich statt in Deinem Heimatland in der Schweiz geboren bin? Nicht die Natur, nur die Menschen haben zwei Länder, die im Grunde nach ihrer Beschaffenheit doch nur eines bilden, getrennt. Unsere Berge sind so hoch wie die eurigen, unsere Thäler nicht minder lieblich und die Menschen dort eben so bieder und treu wie hier. Auch weißt Du, daß meine Mutter aus Tyrol ist, also gehör' ich zur Hälfte Euch und will ganz einer der Eurigen werden, wenn Du mein Weib sein wirst."

„Und willst, als wärst einer der Unserigen, mit für die Befreiung Tyrols kämpfen?" fragte Margarethe mit leuchtenden Augen.

„Kämpfen und sterben, wenn Du's begehrst!" versetzte er, über dessen Antlitz bei den Worten des Mädchens ein Schatten geflogen war.

„Dann will ich keines anderen Mannes Weib werden als das Deine", sagte Margarethe und legte ihre Hand in die Florian's.

In diesem Augenblick ließen sich die Klänge lustiger Tanzweisen vernehmen und die Musikanten kommen spielend auf den Tanzboden, gefolgt von einigen jungen Paaren die, nachdem sie bemerkt daß die schöne Wirthstochter mit Florian sich davongeschlichen, auch Lust ver-

spürten ihrem Beispiele zu folgen und sich ein wenig im Kreise herumzudrehen.

Florian schlang seinen Arm um die Geliebte und flog mit ihr im wirbelnden Tanze dahin, alles andere vergessend und nur im beseligenden Gefühle der Liebe schwelgend.

Da es mittlerweile schon spät geworden war, wurden die jungen Paare in ihrer Lustbarkeit bald durch die Mahnung zum Aufbruch gestört.

„Habe ich heute keinen Botenlohn von Dir für die gute Nachricht, die ich gebracht, verdient?" sagte Gabriel, indem er sich der in die Wirthsstube zurückgekehrten Margarethe näherte.

Eifrig vertieft, wie Gabriel in das Gespräch mit den anderen Männern gewesen, war es ihm entgangen, daß das Mädchen sich mit Florian auf den Tanzboden geschlichen, sonst würde er, der in dem jungen Schweizer ohnedies einen Nebenbuhler fürchtete, diese Frage wohl unterlassen haben.

„Weshalb gerade von mir?" versetzte Margarethe kurz angebunden.

„Weil mich nichts so freut, als wenn Du mir gut bist", erwiderte Gabriel.

„Ich hab' gemeint, Du hast keine Zeit an mich zu denken", sagte sie.

„Wenn ich auch anderes zu thun hab' als schmachtende Lieder zur Quitarre zu singen, so hab' ich dies deswegen doch nicht vergessen", erwiderte er.

„'s wär aber besser für Dich, Du hättest mich vergessen", versetzte sie.

In diesem Augenblick trat Florian auf die Beiden zu und als Gabriel die glühende Röthe sah, die jetzt auf des Mädchens Wangen aufflammte, wurde ihm der Sinn ihrer Worte klar. Er sollte nicht mehr an sie denken, die ihr Herz einem anderen geschenkt.

Schweigend und tief gekränkt zog sich Gabriel zurück, das Mädchen, das er von Kindheit an kannte und liebte, hatte ihm einen Fremden, der erst seit einigen Monaten hier weilte, vorgezogen. In seiner schlichten Weise hatte Gabriel um Margarethens Gunst geworben, Gruber hätte seine Verbindung mit dem Mädchen gern gesehen und dieses schien ihm nicht abgeneigt zu sein. In letzterer Zeit gab es freilich so wichtiges zu besprechen, daß er darüber Margarethen fast vernachlässigte. Gabriel fand oft kaum Gelegenheit ein Paar Worte an sie zu richten. Um diese

Zeit lernte sie Florian kennen. Der junge Schweizer war auf Besuch zu seinem Taufpathen Christian Wallner nach Tyrol gekommen, um wie es schien, hier zu bleiben. Wallner war bejahrt und kinderlos und brauchte in seiner Wirthschaft eine junge Kraft, er hatte deshalb sein Pathenkind zu sich berufen. Der junge Mann gefiel ihm und auch diesem behagte es bei Wallner. Florian fühlte sich in dem Vaterland seiner Mutter bald so heimisch als wäre er hier geboren. Er war ein schmucker Bursche, allerdings nicht ganz so kräftig und hochgewachsen wie die jungen Männer des Landes, aber von einem so gewinnenden gefälligen Benehmen, daß er auf alle den günstigsten Eindruck machte. Er wußte mit seltener Kunstfertigkeit auf der Guitarre zu spielen und sang dazu mit einem süßklingenden Tenor gar rührende Lieder. Daß er an dem lärmenden Scheibenschießen und am Weine weniger Gefallen als die anderen fand und dafür lieber den Frauen und Mädchen Gesellschaft leistete, wurde ihm von diesen nicht übel vermerkt. Freilich nahm die Liebe bald so Besitz von Florian's Wesen, daß er nur mehr für Eine Aug' und Sinn hatte und darüber alle andern vergaß. Und diese eine war Margarethe deren Herz er im Sturm erobert; aber so wenig dies den sie heimlich beneidenden Mädchen entgangen war, so sehr war der Adlerwirth überrascht, als Florian am Morgen nach dem so eben geschilderten Abend bei ihm um seiner Tochter Hand anhielt.

„Was fällt Dir ein", rief Gruber mehr bestürzt als erfreut aus, „die Margareth ist keine Frau für Dich und wer wird jetzt an's heiraten denken."

Wollte Gruber auch nicht näher erklären, weshalb seine Margarethe keine Frau für Florian sei, ja mußte er endlich zugeben, daß er gegen den Freier nichts vernünftiges einzuwenden wisse, so blieb er dafür umso beharrlicher dabei, daß jetzt nicht Zeit zum freien und heiraten sei, und Florian mußte sich darein fügen, daß Margarethe erst nach vollendetem Befreiungskampf sein Weib werden sollte. War doch selbst diese Zusage dem Adlerwirthe schwer genug gefallen, er hätte sich einen anderen Schwiegersohn gewünscht, einen kräftigen Tyroler, und konnte es schier nicht begreifen, daß seine Margarethe, die ein so strammes Mädchen war, den etwas weichlichen Burschen dem weit stattlicheren Gabriel vorzog. Doch blieb ihm nicht Zeit darüber nachzudenken, da die Angelegenheiten des Vaterlandes ihn ganz erfüllten. Mehrere Wochen waren verflossen, Andreas Hofer, Gruber der Wirth von Bruneck und Nessing waren

von ihrer Reise nach Wien zurückgekehrt und hatten gute Nachrichten von dort mitgebracht. In der ersten Hälfte des März kam es bei der von der Regierung angeordneten Recrutirung zu blutigen Auftritten, die militairpflichtigen Bursche entflohen auf das Gebirge oder leisteten offenen Widerstand und an vielen Orten mußte die Recrutirung eingestellt werden. Im Pusterthale waren die Ungeduld und Aufregung auf das höchste gestiegen, da die kriegsbereiten Oesterreicher bis an die Gränze vorgerückt waren. Daß es dort zum Ausbruche des Krieges kommen werde, war vorauszusehen. Dies war in der That eine schlimme Zeit für Verlobte und Florian, der gleich seinem berühmten Landsmann Arnold von Melchthal mehr von seiner Liebe als von der Sache des Vaterlandes erfüllt war, mußte darüber manchen Spott von den anderen erdulden. Doch dies hinderte ihn nicht Margarethen Ständchen zu bringen oder sich mit ihr an süßem Liebesgeplauder zu unterhalten, während die andern nur von Aufstand und Krieg sprachen.

„Wer weiß, wie lange Du mich noch haben wirst," hatte er einmal zu dem Mädchen gesagt, als dieses ihn ermahnte an der Unterredung der Männer theilzunehmen, „bin ich einmal mit der Büchse fortgegangen, so kann Dir niemand sagen, ob ich wiederkehre."

Solche Worte verfehlten nicht einen tiefen Eindruck auf Margarethe zu machen, war sie doch ohnedies nur zu geneigt trüben Ahnungen nachzuhängen. Aufgewachsen in einer unruhevollen kriegerischen Zeit war ihr die Bangigkeit, die sie nun erfüllte, bislang fremd geblieben. Und doch war der Vater vor vier Jahren in den Kampf gezogen. Auch jetzt ängstigte sie sich nicht so sehr um den Vater als um den Geliebten und doch gingen beide der gleichen Gefahr entgegen. Freilich war der Adlerwirth so durchdrungen von Vaterlandsliebe, daß er stets nur das große Ziel, dem der Kampf galt, im Sinne hatte und unwillkürlich theilten sich seine Begeisterung, sein Opfermuth auch den anderen mit; Florian hingegen ließ Margarethe nie vergessen, wie gezählt die Momente ihres Beisammenseins seien und welch trauriger Zukunft sie vielleicht entgegengingen.

Und zu der Angst gesellte sich in Margarethen's Herzen noch eine andere quälende Empfindung, ein Conflict in ihren Gefühlen, der sie an sich selbst irre machte.

Sah sie wie der Vater und die anderen Männer mit leuchtenden Augen vom Kriege sprachen und voll fieberhafter Sehnsucht dem Einrücken der Oesterreicher entgegenharrten, wie sie kaum mehr ihre Kampfes-

luft zu beherrschen vermochten, ohne sich über den bevorstehenden Abschied von den Ihrigen zu betrüben, so schalt sie dieselben in ihrem Innern lieblos, da sie dem blutigen Kriege wie einem fröhlichen Schützenfest entgegengingen. Und gleich darauf konnte sie Florian fast zürnen, daß er über der Klage um das eigene herbe Loos zu vergessen schien, welch großem Zweck alle diese Anstrengungen galten. Zuweilen wollte ihr dann ein Wort des Vorwurfes entfahren, aber schnell drängte es die Angst um Florian's theures Leben wieder zurück.

Unter diesen wechselnden Empfindungen war für Margarethe die Nacht vom 8. auf den 9. April hereingebrochen, in welcher die Oesterreicher unter General Chasteler in Tyrol einrückten; Kreidefeuer auf den Höhen und Sturmgeläute in den Dörfern verkündeten den Bewohnern des Landes, daß die so heiß ersehnte Hilfe endlich gekommen war. Einer begrüßte den anderen mit dem jubelnden Zurufe: „Sie kommen, Gott sei gepriesen!"

Für die Pusterthaler war damit der Moment zum Handeln gekommen.*) Der bayerische Oberstlieutenant von Wreden zu Brixen hatte nach erfolgter Kriegserklärung stärkere Patrouillen in das Pusterthal mit dem Befehle beordert, die Brücken an den Straßen abzutragen, um das Vorrücken der Oesterreicher zu hemmen und dadurch den zwei aus Italien kommenden französischen Colonnen den Durchzug zu erleichtern. Als demzufolge am 9. April mit dem Niederreißen der Brücke über die Rienz bei St. Lorenzen angefangen wurde, gerieth das Landvolk in die größte Aufregung. Alle waren bald darüber einig, daß man dies nicht zulassen dürfe, und verabredeten sich, die Bayern anzugreifen, um sie an ihrer Arbeit zu verhindern.

Im Adlerwirthshaus hatten sich viele solcher muthiger entschlossener Bauern zusammengefunden und Peter Gruber vertheilte den schon lang angesammelten Vorrath von Pulver und Blei unter dieselben. Auch jetzt, wo man ohne die Vereinigung mit den Oesterreichern abzuwarten den Kampf beginnen wollte, herrschte eine freudig gehobene Stimmung unter den wackeren Tyrolern, die nur das eine Ziel, das der Befreiung ihres Vaterlandes von der Fremdherrschaft, im Auge hatten. Auch Florian war unter den Anwesenden und Gruber sagte zu ihm: „Nun mußt Du

---

*) Die historischen Daten sind dem Werke: „Tyrol im Jahre 1809" von Dr. Joseph Rapp entlehnt.

beweisen, ob Du unser Vaterland so lieb hast, als wenn Du ein ächter Tyroler wärst, jetzt gilt's keinem Schützenfest, aber nun muß man doppelt aufpassen, denn das Ziel ist der Feind und das Beste der österreichische Adler."

Die Anwesenden brachen in ein lautes begeistertes: „Vivat, Kaiser Franz!" aus und Florian gelobte dem Wirthe mit einem Handschlag wie ein ächter Tyroler zu kämpfen.

Margarethe stand mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen dabei. Als aber bald darauf die Stunde des Abschiedes von der Geliebten kam, wurde es ihr so bang und wehe um's Herz, als sollte sie ihn nie mehr sehen. Sie empfand es daher wie eine Wohlthat, daß sie nicht müßig ihrem Schmerz nachhängen konnte, sondern einen Auftrag des Vaters zu bestellen hatte. Der Landsturm sollte im ganzen Pusterthal und in den Umgebungen noch vor dem Eintreffen des österreichischen Militairs aufgeboten werden. Zu diesem Zwecke wurden Zettel, welche die Aufforderung dazu enthielten, an die Wirthe in den Ortschaften zur weiteren Beförderung abgesandt und einen solchen Auftrag sollte auch Margarethe besorgen. Frauen und Mädchen wurden in dem großen Befreiungskrieg häufig mit derartigen geheimen Sendungen betraut, ja nahmen nicht selten sogar an dem Kampfe selbst thätigen Antheil. Wohlbewandert wie Margarethe auf allen Pfaden der Umgebung war, schlug sie den Weg über das Gebirge ein, wo sie keine Begegnung der feindlichen Patrouillen zu befürchten hatte.

Es war ein schöner Apriltag; der Himmel wölbte sich im wolkenlosen Blau, die Luft war von würzigem Kräuter- und Blüthenduft erfüllt. Margarethe ging aber heute achtlos an den Blumen, die sie sich sonst so gern zum Strauße band, vorüber, ja zertrat wohl gar mit hastigen Schritten die zarten Blüthen. Die Frühlingspracht der Natur konnte sie nicht erfreuen, drang ja doch durch die reine Luft der Knall der Büchsen bis zu ihr. Es waren die Ihrigen, die da unten für die heiligsten Güter der Erde kämpften, und im Inneren erbebend blieb sie zuweilen einen Augenblick stehen und flehte zu Gott, er möge ihre Lieben beschützen. Beschleunigte sie auch gleich darauf wieder ihre Schritte um nicht zu spät an's Ziel zu kommen, so blieb sie doch mit ihren Gedanken immer bei den Kämpfenden.

Dabei hatte sie zur doppelten Qual immer nur Florian's Bild vor Augen; sie schalt sich undankbar und unkindlich, daß sie des Vaters,

der ja gleicher Gefahr ausgesetzt war, mit weit geringerer Sorge dachte, und gleich darauf meinte sie wieder es sei eine Ahnung, daß sie den Liebsten nicht mehr sehen solle. Doch nein! Diese Ahnung log. Ein Freudenschrei entrang sich ihrer Brust. Ein paar Schritte von ihr, am Eingang einer Höhle, stand der an den sie eben mit so angstvollem Herzen gedacht, unversehrt vor ihr. Sie eilte auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Du hier, Florian!“ rief sie mit vor Freude zitternder Stimme, „mein Gott sei gedankt!“

Und als könne sie sich nicht sattsehen an seinem Anblick, versenkte sie ihr Auge in das seine; ja er schien heil und unversehrt, aber dennoch lag etwas Verstörtes, Verwirrtes in seiner Miene, das Margarethen erst jetzt auffiel.

Auch hatte er ohne ein Wort zu sprechen die Geliebte schweigend an die Brust gedrückt. „Was ist Dir?“ sagte Margarethe plötzlich aus dem Tone jubelvollster Freude in den der Angst und Sorge übergehend, „Du siehst so blaß und verstört aus, bist Du verwundet?“

„Nein, ich bin unverletzt“, erwiderte er, „aber ich habe mich noch nicht von dem Entsetzlichen, was ich geschaut, erholt. Margarethe“, fuhr er mit heiser klingender Stimme fort, während seine Lippen dabei wie im Fieberfrost aneinander schlugen, „es ist fürchterlich, dieses Schießen auf Menschen, ich hab's nicht ausgehalten, es geht wider die Natur.“

„Ja, warum bist Du nicht unten bei den Schützen?“ sagte Margarethe, als besänne sie sich erst jetzt, wie seltsam es sei, daß Florian sich hier, so weit entfernt vom Kampfplatz befände.

„Weil's mir graute“, versetzte er, „mit kaltem Blute und sicherer Hand soll man auf einen Menschen zielen, als wär's ein leblos Ding und dabei gewärtig sein selbst einen Schuß mitten durch's Herz zu bekommen. Neben mir ist einer tödtlich getroffen niedergesunken — den Anblick vergeß ich nimmer — so rasch vom kräftigsten Leben zum Tode überzugehen, sich wie ein Wild erschießen lassen — das ist zu fürchterlich.“

„So bist Du davongerannt?“ fragte sie mit fast tonlos klingender Stimme.

„Kaum meiner Sinne mächtig“, versetzte Florian, „von Grauen und Entsetzen erfüllt, folgte ich dem Selbsterhaltungstrieb, den Gott in unsere Brust legte, und entfloh aus dem mörderischen Kampfe.“

„Du sollst den Namen Gottes nicht in einem Athemzuge mit Deiner Feigheit nennen“, rief Margarethe, deren Augen voll gerechten Zornes

aufleuchteten, „eine Memme bist Du, ein elender Feigling, der es nicht werth ist, daß Gottes Sonne ihn bescheint."

„Margarethe", fiel ihr Florian mit schmerzlichem Vorwurf in die Rede, „erst warst Du noch so glücklich mich wiederzusehen, und nun zürnst Du mir, daß ich mich Dir erhalten habe."

„O tausendmal lieber wollt' ich Dich todt als pflicht- und ehrvergessen vor mir sehen!" rief sie und brach dann in bitteres Weinen aus.

„Dann hast Du mich nie geliebt", sagte Florian.

„Mehr als recht und billig", versetzte sie, „und vielleicht hat mich Gott dafür gestraft; von nun an aber sollst Du aus meinem Herzen verbannt sein und mir nie mehr vor die Augen treten."

„Hartherziges Mädchen, fürchte nicht mich wiederzusehen", rief Florian in größter Aufregung, „mich verlangt nicht nach einem so kühlen Lieben wie das Deine." Mit diesen Worten wandte er sich von ihr.

„Geh zurück in Deine Höhle", rief sie ihm mit bitterem Spotte zu, „verbirg Dich und Deine Schande".

Das war ihr Abschiedsgruß für Florian, für den sie einst noch so heiß zu Gott gefleht.

Mit hastigen, fast fliehenden Schritten setzte sie dann ihren Weg fort, war es, daß sie fürchtete er möge ihr folgen und sie umzustimmen suchen oder trieb sie nur die Unruhe in ihrem Innern zu dem beschleunigten Gange. Endlich blieb sie stehen nach Athem ringend, das Herz klopfte ihr doch allzuheftig, sie konnte nicht mehr weiter gehen. Da warf sie sich zu Boden und das glühend heiße Antlitz in dem kühlen Grase bergend, weinte sie. Ach! sie hatte ihn nur zu sehr geliebt; Florian verstand das treue muthige Tyrolerkind nicht. Daß ein Mann feig sein und aus dem Kampfe fliehen könne, war ihr bis dahin nicht in den Sinn gekommen; die Männer die sie kannte waren rauh und schroff, oft auch übermüthig und herausfordernd, aber niemals feig und furchtsam. Sie hatten sich beide in einander getäuscht; denn würde Florian sie nicht verkannt haben, so hätte er nicht irregeleitet von ihrer Freude bei seinem unerwarteten Anblick gewähnt, sie werde seine Empfindungen theilen, seine Flucht ihm nicht verargen und dieselbe vor allen geheim halten. Als ob sie die Schmach seiner feigen Wortbrüchigkeit weniger tief empfände, wenn außer ihr niemand darum wußte! Freilich war Margarethe beinahe selbst an sich irre geworden, ihre Leidenschaft für Florian schien ihr ganzes Denken und Fühlen zu verzehren; nun aber plötzlich die Binde von ihren

Augen gerissen war und der Geliebte in seiner wahren Gestalt vor ihr stand, erkannte sie daß sie sich selber treu geblieben und Gott und Vaterland ihr heiliger als alles waren.

Allmälig wurde das Pochen ihres ungestümen Herzens ruhiger, allmälig versiegten ihre Thränen und sich der ernsten Pflicht erinnernd, die sie zu erfüllen hatte, erhob sie sich und setzte ihren Weg fort.

Treu und pünktlich bestellte sie ihren Auftrag, als hätte nichts ihre Gedanken in eine andere Bahn gelenkt.

Dem Aufgebote des Landsturmes wurde im ganzen Pusterthale rasch Folge geleistet, an der Ladritscher-Brücke und in der Mühlbacher Klause errangen die Tyroler die ersten blutigen Lorbeeren. Die Bayern mußten sich zurückziehen und die aus Italien kommende französische Colonne unter Bisson, von der sie sich Unterstützung erwartet, hatte ohne sich auf einen Kampf einzulassen, nur mit verdoppelter Schnelligkeit ihren Marsch nach Sterzing fortgesetzt.

Die heimkehrenden Schützen, die mit einem so schönen Erfolg den Krieg eröffnet, wurden mit doppelter Freude von den Ihrigen empfangen.

„Wo Dein Florian ist, kann ich Dir nicht melden", hatte der Adlerwirth zu Margarethen gesagt, nachdem er das blasse Mädchen geküßt, „ich hab' ihn im Kampf aus dem Aug' verloren, doch wird ihm hoffentlich nichts widerfahren sein, denn der Feind hat wenig Schaden unter uns anrichten können."

„Vater", sagte Margarethe leise, indem sie das nun von glühender Röthe übergossene Antlitz an Gruber's Brust barg, „sprich mir nie mehr von ihm — zwischen uns ist alles aus — aber frag' nur nicht warum."

Der Vater sah sie erst betroffen an, dann fuhr er ihr liebkosend mit der Hand über das nußbraune Haar und sagte: „Ist auch jetzt keine Zeit zum freien und heiraten, wenn wir wieder österreichisch geworden sind, find't sich wohl auch ein wackerer Tyrolerbursch, der Dich heimführt und daß es der Duckmäuser nicht sein soll, kann mir nur recht sein."

Zwischen Vater und Tochter war weiter keine Rede von Florian; als der Bursche aber auch später nicht zum Vorschein kam und niemand etwas von ihm wußte, dämmerte dem Adlerwirth etwas von dem was vorgefallen sein dürfte, und er war nur froh daß sein Mädel sich den Burschen so rasch aus dem Sinne geschlagen.

Große Ereignisse folgten nun auf einander: Die herrliche Affaire im Sterzinger Moos, wo Andreas Hofer an der Spitze seiner Passeier

den Sieg erfocht, wurde bald von noch glänzenderen Waffenthaten überboten. Der Aufstand hatte sich im ganzen Innthal verbreitet, am 13. April capitulirten die Bayern und Franzosen und zogen die Tyroler Bauern in Innsbruck ein. Der Vortrab der österreichischen Colonne unter dem Freiherrn von Taxis rückte am Nachmittage desselben Tages unter unermeßlichem Jubel der treuen Landesvertheidiger in die Stadt ein und von allen Seiten tönte den Soldaten der enthusiastische Zuruf entgegen: „Es lebe Kaiser Franz, unser Erlöser!“

Es war einer jener großen heiligen Momente, die für Jahre der Drangsale und Leiden entschädigen.

Auch Margarethen's Herz konnte sich der allgemeinen Freude nicht verschließen; war das Leid ihr aus der treuen Liebe zum Vaterland entsprossen, so mußte dessen Glück ihr jetzt auch Trost gewähren.

II.

Monate sind vergangen, ein zweitesmal wurde am Berg Isel gekämpft und wieder errangen die Tyroler den Sieg, der Feind räumte fast das ganze Land und eine Ruhepause von zwei Monaten folgte, dann kamen die schlimmen Nachrichten von dem zu Znaim zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstand. Während die erstere Macht in Folge dessen ihre Truppen aus Tyrol abberief, hinderte dies Franzosen und Bayern nicht, von allen Seiten in das Land einzudringen. Andreas Hofer, welcher in diesem Vorgehen eine Verletzung des Waffenstillstandes erblickte, erließ nun von Lienz aus einen Aufruf, in welchem er von neuem zum Widerstand aufrief. Dieser Aufruf begann mit den Worten: „Setzet Euer ganzes Vertrauen auf Gott, haben wir denn nicht schon Dinge gethan, über die das Ausland staunte — nicht durch Menschenkräfte, sondern durch unverkennbare Macht von oben!“ Und schloß also: „Das einzige und letzte Loos von uns allen sei: Für Gott und den Kaiser Franz siegen oder sterben.“

Die Pusterthaler waren unter den Ersten, die diesem Aufrufe folgten. Peter Gruber aber zog nicht mehr mit dem Landsturm aus, schwere Wunden, die er in früheren Kämpfen empfangen, machten ihn unfähig bei der Landesvertheidigung mitzuwirken. Traurig und öde sah es im Adlerwirthshaus aus, wo es sonst so lebhaft zugegangen; die Feinde, welche in der Umgebung arg genug gewüstet, hatten auch die

einst so blühende Wirthschaft Gruber's zu Grunde gerichtet und nur ärmlich fristete der Wirth mit seiner Tochter dort das Leben. Zur traurigen Unthätigkeit verurtheilt ist der Invalide von allem Antheil an den ihn so nahe berührenden Vorgängen ausgeschlossen, ja selbst die Nachrichten von außen dringen nur spärlich zu ihm. Es gibt für die anderen draußen zu viel zu schaffen und keiner hat Zeit bei dem Verwundeten still zu sitzen und mit ihm zu plaudern. Nur Margerethe seine treue Pflegerin weilt stets an seiner Seite.

So sitzen die beiden auch heute an einem schwülen Augusttag beisammen in der dumpfen Stube; Gruber kann sich nur mühselig, gestützt auf einen Stock im Zimmer umherschleppen, doch achten die zwei nicht auf die Schwüle, die im Inneren des Hauses herrscht; ihre Stimmung ist eine so gedrückte, daß sie auch draußen im Freien, unter dem großen schattenspendenden Nußbaume nicht leichter athmen würden.

Laut und aufdringlich tickt die alte Pendeluhr an der Wand, die sonst übertönt von dem lebhaften Gespräch der Gäste nun oft allein in der stillen Stube hörbar ist. An der langen Wirthstafel, wo sonst selten ein Platz leer blieb, läßt sich niemand nieder, auch hätte es dem kranken Wirth an Geld und Vorrath gefehlt, um den Gästen etwas vorzusetzen.

In dieser trüben Einsamkeit finden Vater und Tochter im Gebet ihren einzigen Trost. „Da ich nicht mehr kämpfen kann", pflegte Gruber zu sagen, „so will ich dafür umso eifriger zu Gott flehen und mit meinem Gebete dem Vaterlande dienen."

So hatte er auch jetzt als vom nahen Dorfe das Glockengeläute zu ihm herübertönte die Hände fromm gefaltet, und Margarethe war, die Arbeit bei Seite legend, seinem Beispiele gefolgt. In diesem Augenblicke ließen sich aber rasche dem Hause sich nähernde Männertritte vernehmen und gleich darauf stürzte Gabriel erhitzt und athemlos vom schnellen Lauf in die Stube.

„Verbergt mich", rief er noch kaum der Stimme fähig, „die Franzosen folgen mir auf der Ferse und ich muß einen wichtigen Auftrag bestellen, woran sie mich nicht verhindern dürfen."

„Schnell durch diese Thür in die Bodenkammer", sagte Gruber, dessen Gedanken im Fluge von den himmlischen zu den irdischen Dingen übergegangen waren, „führ' ihn hinein, Margarethe, die Kleider, die vor der Thür hängen, lassen den Eingang nicht erkennen — auch kann

Gabriel von dort leicht durch das Bodenfenster auf das Dach und so von der anderen Seite in's Freie gelangen, während sie ihn hier suchen. Und Du Margarethe", fügte er hinzu, „verbirgst Dich mit ihm, denn ich könnte Dich vor den Franzosen nicht beschützen."

Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilten die Beiden Gruber's Rath zu befolgen; die an einem Strick aufgehangenen Kleidungsstücke verhüllten den Eingang der Kammerthür, während sie fast einen Fuß lang von der Diele des Zimmers abfallend jeden Verdacht, daß sich unter den Gewändern jemand versteckt habe, ausschlossen. Das Versteck bot auch noch den Vortheil, daß die dort Verborgenen hören konnten, was in der Stube vorfiel. Nur mit schwerem Herzen hatte Margarethe des Vaters Wunsch befolgt und ihn allein zurückgelassen; sie muß sich freilich sagen, daß ihre Anwesenheit statt ihm zu nützen, dem hilflos Verwundeten nur neue Qualen hätte bereiten können.

Kaum hatten die Beiden ihr Versteck erreicht, als man Männerschritte und laute Stimmen vernahm. Es mochten vielleicht acht bis zehn Mann sein, die in das Haus eingedrungen waren und nun alle durcheinander schreiend die Auslieferung des Flüchtlings von Gruber verlangten. So wenig die Tyroler die französische Sprache verstanden, ein paar Worte hatten sich in dieser traurigen Zeit mit blutigen brennenden Lettern ihrem Gedächtnis eingeprägt, es waren die Worte: „tuer" und „brûler". Die furchtbare Bedeutung derselben war Gabriel und Margaretha nur zu bekannt; voll Entsetzen hörten sie wie die Franzosen diese dem Wirth mit drohenden Worten zuriefen. Das arme Mädchen brach in leises Weinen aus; sie kannte ihren Vater zu gut, sie wußte, daß er treu und fest wie die Felsen seiner Berge um keinen Preis den zu ihm Geflüchteten verrathen würde, während sie ebensowenig hoffen durfte, daß sein wehrloser Zustand ihn vor den Grausamkeiten der Feinde schützen werde. Da zog Gabriel ein Blatt Papier aus seiner Brusttasche, schrieb hastig mit einem Bleistift ein paar Zeilen darauf und reichte dann das Blatt Margarethen. „Kannst du den Auftrag statt meiner besorgen?" sagte er leise zu ihr, indem er mit dem Finger auf die von ihm geschriebenen Zeilen wies. Margarethe hatte diese kaum gelesen, als sie ihm in demselben leisen Ton erwiderte, daß sie es thun wolle. Darauf drückte ihr Gabriel die Hand, sah sie noch einmal mit einem Blick an, als gelte es Abschied für immer von ihr zu nehmen und verließ sie, um sich seinen Verfolgern auszuliefern.

Die lauten Acclamationen mit denen er von den Franzosen empfangen wurde, machten das Blut in Margarethens Adern erstarren. Ach, daß sie ihn nicht abgehalten, dem sicheren Verderben entgegenzugehen! Aber was wäre dann aus ihrem Vater geworden? Sie erhob sich leise von ihrem Platz, barg das Blatt Papier an ihre Brust und horchte mit klopfendem Herzen auf das was unten vorging. Plötzlich war es still geworden. Die Feinde waren offenbar mit ihrem Gefangenen fortgezogen. Margarethe schauderte bei dem Gedanken, welchem Schicksal Gabriel nun entgegenging, dann aber faßte sie sich und eilte hinab zu dem Vater.

Der arme Verwundete lehnte, ein Bild des Jammers, in seinem Stuhle; in seinem bleichen verstörten Mienen konnte Margarethe nur zu deutlich lesen, was er gelitten hatte. „Warum hast du Gabriel nicht zurückgehalten", rief er in vorwurfsvollem Tone dem Mädchen zu, „warum hast du nicht gesucht, dich mit ihm zu retten? An meinem Leben ist ja nichts mehr gelegen, ob ein Invalide mehr oder weniger lebt ist gleichviel für das Vaterland. Gabriel aber hatte einen wichtigen Auftrag zu bestellen. Die Franzosen, die seine Taschen durchsuchten, haben die Depesche gefunden, sie ihm unter Hohnlachen entrissen und ihn selbst gefangen mitgeschleppt. Und ich mußte das alles mit ansehen ohne ihm helfen zu können, und wissen daß meines armseligen Lebens wegen die Unserigen zu Schaden kommen."

„Beruhige Dich, Vater", sagte das Mädchen, „den Unseren soll kein Schaden daraus entstehen, denn ich werde Gabriel's Auftrag bestellen."

„Du!" rief Gruber im ungläubigen Tone, „wie kannst Du das, da sie ihm die Depesche weggenommen?"

„Siehst Du hier", versetzte Margarethe zu dem Vater tretend, „hier steht es von Gabriel's Hand aufgeschrieben, der Inhalt der Depesche war ihm bekannt und somit soll die Entwendung derselben keinen Nachtheil bringen". Sie reichte dabei dem Vater den Zettel, der die wenigen aber inhaltreichen Worte enthielt: „Commandant Steger zu Niederdorf soll unverzüglich mit seiner Mannschaft zu dem Obercommandanten Luxheim bei der Lienzer Klause vorgehen, um diesem gegen die Franzosen unter Rusca beizustehen."

„Mach schnell, daß Du zur rechten Zeit ankommst", drängte sie der Vater, nachdem er diese Zeilen gelesen, „jeder Augenblick ist kostbar."

Margarethe war rasch mit den wenigen Vorbereitungen, die sie zu treffen hatte, fertig, und erst als sie der Vater beim Abschied umarmte und küßte, kam diesem die Gefahr in den Sinn, der ein junges blühendes Mädchen auf einem solchen Botengang ausgesetzt war.

„Wenn Du wie Gabriel in die Hände der Feinde fallen solltest, mein Gott, welches Schicksal stünde Dir dann bevor!" Die Stimme des sonst so entschlossenen Mannes bebte bei dem Gedanken an die Gräuel, welche die Franzosen an dem wehrlosen Geschlecht verübten.

„Gott und die heilige Jungfrau, in deren Schutz ich mich empfehle, werden mich behüten", erwiderte das ebenso muthige als fromme Mädchen.

Dann schlang sie noch einmal den Arm um des Vaters Hals, küßte ihn ein letztesmal und enteilte.

Peter Gruber rief sie nicht zurück, die Pflicht gegen das Vaterland ging ihm über alles, in diesem Sinne hatte er die früh der Mutter beraubte Tochter erzogen und er hätte es für engherzig und egoistisch gehalten, sie zu verhindern jetzt demgemäß zu handeln. Wie bitter hatte er nicht oft in der letzten Zeit geklagt, daß er keinen Sohn habe, der statt seiner in den Kampf ziehen könne, nun sollte Margarethe dem Vaterland einen Dienst leisten und er mußte sich freuen, daß ihr Gelegenheit dazu geboten wurde. Das Mädchen war, wie wir wissen, schon früher zu Botengängen verwendet worden, ihre Klugheit machte sie besonders geeignet dazu; dies hatte wohl auch Gabriel gedacht als er ihr seinen Auftrag übergab und sich den Feinden stellte.

Margarethe täuschte auch diesmal nicht das in sie gesetzte Vertrauen; sie langte zur rechten Zeit an, und Commandant Steger leistete noch in derselben Nacht der an ihn ergangenen Aufforderung Folge. Sein Eintreffen bei der Lienzer Klause war umso wichtiger, als Luxheim bei seiner Unkunde der dortigen Gegend nicht die erforderlichen Dispositionen getroffen hatte. Durch mehrere Tage wurde gekämpft, aber trotz aller Verwüstungen, welche die Feinde dort anrichteten, indem sie die Stadt Lienz und die umliegenden Dörfer plünderten, blieben doch die Tyroler Sieger und mußte Rusca den Rückzug antreten. Bei dieser Affaire zeichnete sich der Freiburger Akademiker Hauger, der als Officier der Schützen-Compagnie mitwirkte, durch seine Heldenthaten aus.

Schon hatte sich die Lage der Tyroler sehr ungünstig gestaltet, eine französische Batterie bedrohte die Schützen, die sich ihren Rückweg gegen die Klause erkämpfen mußten, während der Feind ihnen dicht auf der

Ferse folgte. Viele Stürmer hatten sich, den Kampf für verloren haltend, zurückgezogen und knieten um ein an der Mauer eines Bauernhauses hängendes Crucifix; da kam Hauger mit einem Theile seiner Compagnie und einigen versprengten Schützen herbei, forderte sie auf mit ihm den Kämpfenden in der Klause zur Hilfe zu eilen und als sie zauderten seinem Aufrufe Folge zu leisten, nahm er das Crucifix von der Mauer und es hoch emporhaltend, beschwor er alle Anwesenden im Namen der Religion noch einen Versuch zur Rettung des Vaterlandes zu machen. Diese Worte zündeten. Hauger eilte das Kreuz vorantragend durch einen schmalen Steig der Klause zu und alle folgten ihm voll Begeisterung. Die in langer Reihe herbeiziehenden Streiter wurden von dem Feind für eine viel bedeutendere Schaar gehalten und indem sie bei demselben Bestürzung erregten, ermuthigten sie den gesunkenen Muth der Ihrigen und so trug Hauger's kühne That nicht wenig zu der glücklichen Wendung bei, die nun der Kampf für die Tyroler nahm.

Margarethe war glücklich zu dem Vater zurückgekehrt, die Nachricht von den siegreichen Kämpfen der Tyroler bei der Lienzer Klause erfüllte sie mit doppelter Freude; denn hätte Steger nicht rechtzeitig durch sie die Aufforderung zu Hilfe zu kommen erhalten, würde die Affaire sich weit weniger günstig gestaltet haben. General Rusca trat am 10. August seinen Rückzug aus Lienz an und konnte dem mit Sehnsucht seiner harrenden Lefebvre nicht beistehen. Innsbruck wurde wieder von den Tyrolern eingenommen und Andreas Hofer zog — zum Obercommandanten von Tyrol ernannt — in die Hofburg ein, ohne aber deswegen seinen einfachen Sitten untreu zu werden. Selten wird uns die Geschichte einen Mann zeigen, der so völlig selbstlos, so frei von allem persönlichen Ehrgeiz war, wie der schlichte Sandwirth, der nur von der Liebe zu Gott und seinem Kaiser beseelt, sich nicht einen Augenblick durch die ihm gewordene Würde blenden ließ. Er wollte nichts für sich, sein Bestreben war nur darauf gerichtet, sein Vaterland wieder unter das milde Scepter Oesterreichs zurückzuführen.

So erfreut Gruber und seine Tochter über die wahrhaft wunderbare Wendung waren, welche in dem Schicksal ihres Landes eingetreten, so vermochte doch die letztere nicht trübe angstvolle Gedanken, die ihr Gemüth verdüsterten, zu verbannen. War einst in dem Momente als Florian ein wortbrüchiger Feigling vor ihr stand die Liebe in dem Herzen des muthigen Tyrolerkindes erloschen, so hatte ein anderer Moment eine neue Flamme

in ihrer Brust entzündet. Die treuen blauen Augen, die sie so wehmuthsvoll angeblickt, hatten sich allzutief in ihr Herz gesenkt und die Erinnerung daran hielt in mancher Nacht den Schlummer von ihr fern. Einst bewarb sich Gabriel erfolglos um ihre Neigung, der schmucke Schweizer, der so süß zu seiner Guitarre zu singen wußte, war ihm vorgezogen worden und nun hatte sich in der Stunde der Gefahr, als er vielleicht auf immer von ihr schied, ihr Herz sich ihm plötzlich zugewendet. Keine Kunde über Gabriel war seitdem mehr zu Margarethen gedrungen, sie wußte nicht, ob er in französischer Gefangenschaft schmachte oder ob er derselben entkommen neuerdings in den Kampf gezogen und vielleicht in diesem gefallen war. Niemand konnte ihr darüber Aufschluß geben, Gabriel's Name war gleich dem so vieler anderer verschollen.

III.

Es war ein milder schöner Frühlingsabend, an welchem Margarethe aus der Dorfkirche, wo sie dem Segen beigewohnt, nach Hause kehrte. In den Thälern und auf den Höhen war es still geworden. Friede herrscht im Lande, aber keine Freude ist damit in die Herzen seiner Bewohner eingezogen. Mußte doch der schwergeprüfte Kaiser Franz darein willigen sein geliebtes Tyrol von seiner Krone zu scheiden.

Trotz der wunderbaren Waffenthaten, welche die Tyroler verübt, die zu wiederholtenmalen einen mächtigen sonst fast überall siegreichen Feind aus dem Lande verjagten, konnten sie sich doch nicht die Rückkehr zum angestammten Herrscherhaus erkämpfen. Ihr Land wurde unter die Fremden vertheilt und ihr Ober-Commandant zu Mantua erschossen. Blieb aber auch der materielle Erfolg dieser heldenmüthigen Treue versagt, so haben die Tyroler im Jahre 1809 sich doch für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte der Völker erworben und wo ihr Name genannt wird, geschieht es mit Ehrfurcht und Bewunderung. Daran dachten freilich die schlichten einfachen Landsleute nicht, die nur ihre Pflicht erfüllt zu haben meinten, dafür schöpften sie aus ihrem Gottvertrauen Kraft und Trost.

Auch Margarethe hatte heute dort, wo sie schon so oft Hilfe in ihrem Leiden gefunden, sie wieder gesucht und sich im Gebete gestärkt. Der Vater war noch immer nicht von seinen Wunden genesen und in der traurigen Unthätigkeit, zu der er dadurch gezwungen war, empfand er das Unglück seines Vaterlandes noch schwerer; dabei war der einst

wohlhabende Mann durch die Drangsale des Krieges so herabgekommen, daß er nur kümmerlich sein Dasein fristen konnte.

Von Gabriel hatte Margarethe noch immer nichts gehört, es blieb ihr daher kaum ein Zweifel über seinen Tod. Voll Bitterkeit dachte sie nun daran, wie schnöde sie ihn oft abgewiesen, wenn er des Sonntags auf dem Heimwege von der Kirche sie begleiten wollte, während sie Florian durch Blick und Lächeln ermunterte sich ihr zu nähern. Dann tauchte die Erinnerung an jenen Sonntag in ihrem Geiste auf, als Gabriel mit freudestrahlender Miene sie um den Botenlohn für seine gute Nachricht gebeten und sie ihm darauf bedeutet hatte, er solle sich jeden Gedanken an sie aus dem Sinne schlagen. Und nun mußte sie immer an ihn mit Trauer denken, der wohl schon längst in kühler Erde ruhte.

Den Blick zu Boden gesenkt, in schmerzliche Erinnerungen an die Vergangenheit vertieft hatte sie sich dem Vaterhause genähert, als plötzlich eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr drang. Sie schlug die Augen auf und sah den Vater mit einem Manne auf der Bank vor dem Hause sitzen. Anfangs erkannte sie den blassen Mann mit dem langen verwilderten Bart gar nicht gleich, aber im nächsten Augenblick begann ihr Herz so heftig zu pochen, daß es ihr schier den Athem raubte und unwillkürlich entfuhr ihren Lippen der Name „Gabriel!“

Der blasse Mann hatte kaum diesen Ruf vernommen, als er an des Mädchens Seite war.

„Gott sei Dank, Du lebst!“ rief Margarethe, „wie hab' ich mich um Dich gehärmt.“

Gabriel hatte ihre Hand erfaßt und sah sie voll dankbarer Zärtlichkeit an; dann traten die Beiden wieder auf den Vater zu und nahmen neben diesem Platz. „Siehst, Gott hat unser Gebet erhört“, sagte Gruber, „wir haben alle Tage ein Vaterunser und ein Ave Maria für Dich, Gabriel, gebetet und der liebe Gott und die heilige Jungfrau haben Dich beschützt. Aber nun erzähl' wie's Dir ergangen ist“, fuhr er fort, „ich hab' vor lauter Freud' Dich wiederzusehen noch gar nicht darnach gefragt.“

„Den Franzosen, die mich von hier gefangen fortschleppten“, sagte Gabriel, „bin ich einige Zeit darauf glücklich entkommen; ich bin dann noch einmal in den Kampf gezogen, gerieth von neuem in französische Gefangenschaft und wurde nun nach Mantua geführt.“

„Nach Mantua!“ wiederholte Peter Gruber in schmerzlichem Tone. „Hast Du ihn gesehen?“ setzte er leise hinzu.

„Freilich hab' ich ihn gesehen und seinen Segen empfangen, den er uns auf seinem letzten Gang zur Richtstätte ertheilte", erwiderte Gabriel im feierlichen Tone.

Eine Pause tiefen ernsten Schweigens folgte auf diese Worte, dann begann Gabriel von neuem. „Er wollte noch einmal seine gefangenen Landsleute sehen, mit ihnen sprechen und von ihnen Abschied nehmen, man hat's ihm aber nicht bewilligt. Da ließ Hofer sein Geld unter uns vertheilen und uns sagen, daß er voll Trost in den Tod gehe und auf unser Gebet rechne. An dem hat's ihm nicht gefehlt", fuhr Gabriel mit feuchten Augen fort, „in den Kasematten an der Porta Molina haben wir ihn auf den Knieen liegend, weinend und betend an uns vorbeigehen sehen. Wie ein Heiliger ist er das Cruzifix in der Hand zur Richtstätte gegangen, hinter ihm folgte ein Bataillon Grenadiere. Dem Priester, der ihn begleitete und mit dem er noch einmal betete, hat er zum Andenken sein silbernes Kreuz und den Kokosrosenkranz, den er immer trug, geschenkt. Zwölf Mann sind dann das Gewehr im Arm gegen ihn vorgetreten. Man hat Hofer die Augen mit einem weißen Tuche verbinden wollen, er hat's aber nicht geduldet und gesagt, er wolle stehend dem der ihn erschaffen seinen Geist zurückgeben. Dann ließ er den Kaiser Franz hochleben, betete noch einmal und commandirte selbst den Soldaten mit fester Stimme: ‚Gebt Feuer!' Die aber haben ihn schlecht getroffen", fuhr Gabriel mit bewegter Stimme fort, „vielleicht war ihnen selbst zu weh um's Herz, genug, auf die ersten sechs Schüße ist er auf's Knie und auf eine Hand gesunken, die folgenden sechs Schüße haben ihn wohl zu Boden gestreckt, aber erst als der Corporal die Mündung seines Gewehres ihm vor den Kopf setzte machte der dreizehnte Schuß seinem Leben ein Ende. Andreas Hofer ist, wie sein Beichtvater der Priester Jacob Manifesti sagte, wie ein christlicher Held und unerschrockener Märtyrer gestorben."

Mit athemloser Spannung und tiefer Rührung hatten Gruber und seine Tochter dem Sprechenden zugehört; sie hatten den Mann gekannt, der im gewöhnlichen Leben so einfach und schlicht war, der als er die erste Stelle im Lande einnahm nichts für sich verlangte und alles nur für seinen Kaiser that. So sehr sie ihn aber auch im Leben verehrt, so machte doch sein Tod, der ihn mit dem Glorienschein des Märtyrers umgab, den überwältigendsten Eindruck auf sie.

Eine Weile blieben die Drei in andachtsvolles Schweigen ver-

sunken. Erst als sich ihre Gedanken wieder von dem großen Todten der traurigen Gegenwart zugewandt hatten, baten sie Gabriel in seinem Bericht fortzufahren. Aus langer Gefangenschaft befreit, hatte er, so erzählte er ihnen, den Rückweg nach der Heimat antreten wollen, war aber infolge der durchgemachten Aufregungen und Entbehrungen krank geworden und mußte im fremden Lande liegen bleiben.

Sobald ihm die Kräfte wiederkehrten, trat er den Rückweg an, nicht um daheim zu bleiben, sondern um noch einmal die Freunde zu sehen, von ihnen Abschied zu nehmen, ja vielleicht sie zu bewegen mit ihm das Land, das unter der Fremdherrschaft seufzte, zu verlassen um sich auf Oesterreichs Boden eine neue Heimat zu gründen.

Peter Gruber hatte selbst schon daran gedacht gleich so vielen seiner Landsleute auszuwandern; allein sein hilfloser Zustand hatte ihn aller Energie beraubt, deren er zur Ausführung eines solchen Entschlußes bedurfte. Auch fürchtete er, daß es ihm, invalid wie er war, in der Fremde noch schwerer würde, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten als hier, wo ihm zum mindesten noch ein Dach ober seinem Haupt geblieben war. Diese Bedenken wurden nun durch Gabriel widerlegt. „Ich will für Dich und Margarethe arbeiten," sagte er, „mein Aussehen darf Euch nicht bang machen, die lange Gefangenschaft und der Kummer haben allerdings meine Gesundheit angegriffen; aber ich bin jung und kräftig und eine kurze Zeit der Erholung wird hinreichen, um mich wieder arbeitsfähig zu machen. Ich habe keine Eltern mehr," fuhr er fort, „niemand für den ich zu sorgen hätte und da will ich Euch, Gruber wie meinen Vater und Dich Margarethe wie meine Schwester betrachten."

Daß man Zartgefühl und Herzenstact auch ohne feine Manieren und schöngeistige Bildung besitzen kann, davon gab der schlichte Tyroler mit diesen Worten den Beweis. Wenn er Margarethen in der ersten Freude des Wiedersehens vielleicht verrathen hatte, daß er sie noch immer liebe, so wollte er ihr nur die Versicherung geben, daß er dem Vater und ihr seine Unterstützung in selbstloser Freundschaft anbot und, weit entfernt sich dadurch ein Recht auf ihre Hand anzumaßen, sie als seine Schwester betrachtete.

Auf Margarethe brachten aber diese Worte die entgegengesetzte Wirkung, die Gabriel beabsichtigte, hervor. Sie beruhigten sie nicht, sondern regten sie vielmehr auf. War in seinen Gefühlen sowie in den ihrigen eine Veränderung vorgegangen? fragte sich das Mädchen. Konnte

er ihr nun, da sie ihm ihre volle Neigung zugewandt, keine Erwiderung derselben gewähren? Dann war seine Heimkehr, sein Vorschlag mit ihnen zu ziehen und für sie zu arbeiten, eine Pein für sie, aber sie durfte sich nicht dagegen auflehnen, durfte den Vater nicht des großmüthigen Freundes, der ihm die Hand bot, berauben.

Peter Gruber nahm mit dankbarer Bereitwilligkeit Gabriel's Vorschlag an. „Gott gebe", sagte er, „daß Du für so viele Güte belohnt wirst, Du hast uns schon einmal gerettet, denn hättest Du Dich nicht den Feinden ausgeliefert, so wär' es uns wohl schlimm ergangen."

Schon an diesem ersten Tag des Wiedersehens sollten der Adlerwirth und seine Tochter erkennen, welche Stütze sie an Gabriel gefunden; sein Lebensmuth erfrischte den armen Verwundeten und verlieh ihm die im langen Siechthum eingebüßte Energie wieder. Gruber wollte seine kleine Wirthschaft verkaufen und Christian Wallner zeigte Lust dieselbe an sich zu bringen. Die beiden Männer wurden bald über den Preis, der ein sehr bescheidener war, einig und Wallner folgte Peter's Aufforderung, noch einmal in dem Hause, das bald sein Eigen sein sollte, als Gast ein Glas Wein zu trinken. Die Nachricht daß Gabriel heimgekehrt sei und mit dem Adlerwirth fortziehen wolle, erregte auch in manchem von seinen Landsleuten den Wunsch noch einmal mit ihm zusammenzutreffen, und so fanden sich wieder einmal Gäste an der so lang vereinsamten Wirthstafel ein. Gabriel mußte vor allem von seiner Gefangenschaft in Mantua, von Andreas Hofer erzählen und mit thränenfeuchten Augen wurde sein Bericht über den standhaften Tod des edlen Sandwirthes vernommen.

Dann wandte sich das Gespräch der Männer auf die letzten kriegerischen Ereignisse des Landes, man sprach von den verzweifelten Kämpfen in der Mühlbacher Klause, die wie sie der Schauplatz der ersten Kämpfe gewesen auch jener der letzten war. Viel trauriges gab es zu berichten von den Verwüstungen der Feinde und von den entsetzlichen Executionen die das Militairgericht unter den armen Bewohnern gehalten, aber auch manche wahrhaft erhebende Züge, wie sie nur eine solche Zeit erzeugen kann, wurden erzählt. Wie von Peter Siegmayr, dem Oberlieutenant in der Schützen-Compagnie von Olang, der sich freiwillig dem Feinde gestellt, als er erfahren daß man seinen alten Vater den Thorerwirth Georg Siegmayr verhaftet und mit dem Tode bedroht hatte, wenn der Sohn sich nicht stelle. Der Vater wurde darauf in Freiheit

gesetzt, Peter Siegmayr aber hingerichtet. Gleichzeitig mit Andreas Hofer, am selben Tage am 20. Februar 1810 wurde auch Peter Mayr, der Wirth in der Mahr erschossen. Er hätte sein Leben retten können, wenn er, wie sein Advocat ihm gerathen, geleugnet hätte, das Patent des Vicekönigs vom 12. November gekannt zu haben, welches von diesem Tage an das Tragen der Waffen verbot. Der heldenmüthige Mann aber erklärte, er wolle sein Leben mit keiner Lüge erkaufen und starb ebenso standhaft und gottergeben wie Andreas Hofer.

„Das ist freilich ein schöner Tod, der einen geradewegs in den Himmel führen muß", sagte Wallner, „meinem armen Pathen wird's wohl nicht so gut ergehen und der Herr sei seiner Seele gnädig."

„Meint Ihr den Florian", fragte Gruber, „ist er gestorben?"

„Ja, gestern hab' ich die Nachricht von seinem Tode bekommen, seine Mutter hat mir einen ganz desperaten Brief geschrieben. Wie Ihr Euch erinnern werdet, ist der Bursch in der zweiten Aprilwoche, gleich nach den ersten Kämpfen, auf und davon. Eine gute Weile darnach hat er mir aus der Schweiz geschrieben, daß er nach Hause gereist sei, um uns Munition herüberzubringen und bald damit kommen werde. Nun, Wort gehalten hat er nicht und ich hab' umsonst auf ihn gewartet. Mir scheint, es hat ihm die Courage dazu gefehlt, aber genützt hat's ihm nichts, denn wen Gott abrufen will, den find't er überall. Florian ist, wie seine Mutter mir schreibt, auf einem Scheibenschießen von einem Schützen, der zu tief in's Glas geguckt hat, durch Ungeschick erschossen worden. So ist der Bursch doch durch Pulver und Blei umgekommen, aber Verdienst hat er sich keines mit seinem Sterben erworben."

Margarethe hatte seit dem Tage, wo Florian aus dem Kampf entflohen war, nichts mehr von ihm gehört und die erste Nachricht, die sie über ihn erhielt, sollte auch die letzte sein. Schmerz und Scham über ihn, den sie einst geliebt, trieben ihr Thränen in die Augen; daß man vor Gabriel von Florian's Feigheit sprach, kränkte sie doppelt und dabei that es ihr doch auch wehe, daß der Bursche so traurig hatte enden müßen. Christian hatte, als er die Nachricht mittheilte, die Blicke auf sie gerichtet, als müße sie vor allen seine Erzählung interessiren, auch der Vater hatte sie einmal bedeutungsvoll angeschaut, als wollte er sagen: „'s ist ein Glück, daß Florian nicht Dein Mann geworden ist." Nur Gabriel schien es absichtlich zu vermeiden sie anzusehen. Ach, er verachtet mich wohl, daß ich einen solchen Menschen geliebt, dachte

Margarethe und von den widerstreitendsten Empfindungen bewegt, fühlte sie, daß sie nicht länger in der Stube verweilen könne, ohne in Schluchzen auszubrechen. Schweigend erhob sie sich und flüchtete sich auf ihr Zimmer, wo sie, ohne daß man ihre Thränen misdeutete, sich ausweinen durfte.

* * *

Fünf Jahre sind vergangen und gewaltige politische Veränderungen sind in den europäischen Staaten vorgegangen. Der kühne Corse, der alles aus seinen Fugen hob, Könige absetzte und einsetzte, ist von der strafenden Nemesis ereilt worden. Die Ströme Blutes, die seine Eroberungssucht fließen machte, sind versiegt, die alten angestammten Dynastien sind wieder auf ihre Throne zurückgekehrt und mit ihnen ist Friede und heilige Ordnung in die von dem Kriege so schwer heimgesuchten Länder wieder eingezogen. Auch das so hartgeprüfte, mit so vielen Schmerzen von seinem geliebten Kaiserhaus getrennte Tyrol ist demselben zurückgegeben.

Nach jahrelanger Abwesenheit kehren Peter Gruber, Margarethe und Gabriel und mit ihnen ein kleiner blondlockiger Knabe heim, der den fortan allen Tyrolern doppelt heiligen Namen „Andreas" führt. Bald nachdem die Auswanderer sich in Ungarn niedergelassen, wohin sie gleich so vielen ihrer Landsleute gezogen, waren Gabriel und Margarethe ein Paar geworden.

Noch an jenem Abend, als Christian Wallner die Nachricht von Florian's Tode mittheilte, hatte Gabriel von Margarethen's Vater erfahren, daß das Mädchen den Schweizer schon lang ihrer Liebe unwerth gefunden und dies gab ihm Muth von neuem um ihre Gunst zu werben, die ihm nun zu Theil wurde.

So waren die beiden fern von der Heimat ein Paar geworden; Gruber war von seinen Wunden genesen und Gabriel, der sich bald ganz erholte, war es gelungen, unterstützt durch die Huld des ebenso großmüthig als väterlich gerecht für seine Tyroler sorgenden Kaisers Franz auf Oesterreichs Boden den Seinen ein neues Heim zu gründen. Trotzdem hatte aber eine Wolke auf den Gemüthern der Ausgewanderten gelastet und erst als sie die heimatlichen Berge und Thäler wiedersahen ging ihnen voll und leuchtend die Sonne des Glückes auf.

Vereins-Mittheilungen.

Rechenschaftsbericht,

vorgetragen bei der 40. General-Versammlung des österreichischen Volksschriften-Vereines am 29. April 1887.

Am oben angeführten Tage wurde unter dem Vorsitze des Vereins-Präsidenten Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert die General-Versammlung im grünen Saale der kaiserl. Akademie der Wissenschaften abgehalten, zu welcher die eingeladenen Mitglieder und Gäste zur Entgegennahme des für das abgelaufene Jahr zu erstattenden Rechenschafts-Berichtes über die Leistungen der Direction und die Gebahrung mit den Vereinsmitteln zahlreich erschienen sind.

Die Versammlung wurde von dem Präsidenten wie folgt, begrüßt:

Hochgeehrte General-Versammlung!

Unser unter dem höchsten Protectorate Seiner Kais. und Königl. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand Großherzogs von Toscana stehender österr. Volksschriften-Verein hält heute seine vierzigste General-Versammlung ab. Als Präsident dieses gemeinnützigen und patriotischen Vereines bin ich auch diesmal von dem Bestreben geleitet, der geehrten Versammlung einen genauen und gewissenhaften Bericht über das Wirken des Vereines zu erstatten. Im abgelaufenen Jahre wurden abgehalten und zwar 3 Ausschuß- und 4 Directions-Sitzungen, erstere am 12. März, 30. April und 15. October 1886, letztere am 12. März, 30. April, 15. October und 21. December 1886.

Diese Sitzungen wurden theils unter meinem, theils unter dem Vorsitze des Herrn Vice-Präsidenten V. E. Weitmann und des Herrn Hofrathes Eduard Ritter von Escherich abgehalten.

In diesen Sitzungen sind außer minder wichtigen administrativen und Personalangelegenheiten folgende Gegenstände zur Berathung gelangt:

Bezüglich der an verschiedene Firmen in Partien zu 10 Exemplaren versendeten Broschüre „Das Eigenthum", wovon schon bei der vorjährigen General-Versammlung berichtet, wurde beschlossen, daß diejenigen Firmen, welche den Betrag noch nicht eingeschickt haben, in dem Sinne zu mahnen wären, entweder den hiefür entfallenden Betrag zu entrichten oder die Broschüre zurückzustellen, was nunmehr durchgeführt wurde.

Der Herr Vice-Präsident V. E. Weitmann hat in der Ausschußsitzung am 30. April 1886 erklärt, daß er aus Familien-Rücksichten auf beständig nach Baden übersiedele, daher die Stelle eines Vice-Präsidenten niederzulegen gezwungen sei, da laut Vereins-Statuten der die betreffende Stelle Bekleidende seinen Wohnsitz in Wien haben muß. Aus diesem Anlasse wurde dem Genannten seitens des versammelten Ausschußes für die erfolgreiche Förderung der Vereins-Interessen, insbesondere in Betreff des Zustandekommens der Herausgabe der Broschüre „Das Eigenthum" und die Beisteuerung von Geldopfern hiezu, der wärmste Dank ausgesprochen mit dem Ersuchen, der Scheidende möge auch fernerhin die Vereins-Interessen unterstützen. Herrn Weitmann wurde der gebührende Dank auch von der General-Versammlung votirt und durch Erheben von den Sitzen Ausdruck gegeben.

In derselben Sitzung wurde die Wahl der Vereins-Direction vorgenommen und erschienen als Directoren gewählt die Herren:

Böhm Anton,
Brzezowsky Rudolph,
Dohnel Franz,
Escherich Eduard, Ritter von,
Dr. Pichler Franz,
Dr. Proschko Isidor,
Pollak Jacques,
Riefler Aloys,
Von Zudrung Georg und
Panholzer Johann.

Ferner wurde die in der letzten General-Versammlung von Sr. Exc. Freiherrn von Schwarz-Senborn angeregte Drucklegung eines Verzeichnisses über die vorräthigen Bücher mit Angabe der Anzahl und Preise derselben sowie Verbreitung der Verzeichnisse durch die Mitglieder beschlossen.

Weiters wurde der vom Herrn Eduard Richter schriftlich eingebrachte, von Seiner Excellenz Herrn Baron Schwarz-Senborn wärmstens unterstützte Antrag wegen quartalweiser Versammlung der Mit-

glieder, wobei Vorträge abzuhalten wären, der Berathung unterzogen, wobei die Frage der Ausfindigmachung eines hiezu geeigneten Locales aufgeworfen wurde. Bezüglich dieser Frage stellte sich die Schwierigkeit jener Auffindung und der voraussichtlich den Verein treffende Kostenpunkt hindernd in den Weg. Nach Erwägung dieser Punkte wurde auf Antrag des Herrn Dr. Porzer die Ausführung auf eine günstigere Zeit verschoben, da gegenwärtig keine Aussicht wäre ein entsprechendes Resultat zu erzielen, was Dr. Truxa aus eigener Anschauung und Erfahrung darzulegen im Stande war, daß vielmehr dem Vereine Kosten erwachsen würden, die hiedurch nicht gedeckt werden könnten.

Bei der Directions-Sitzung am 30. April 1886 wurde die Wahl der beiden Vice-Präsidenten vorgenommen und dabei gewählt:

Herr Magistratsrath Anton Böhm als erster und Herr Dr. Proschko als zweiter Vice-Präsident.

Bei diesem Anlasse theilt der Herr Präsident der General-Versammlung mit, daß der erste Vice-Präsident Magistratsrath Böhm schon seit längerer Zeit krank sei, spricht das Bedauern mit dem Wunsche auf Herstellung der Gesundheit desselben aus, woran die Versammlung lebhaften Antheil nimmt.

Am 15. October 1886 brachte der Vorsitzende der Ausschuß-Sitzung zur Kenntnis, daß dem Vereine von Seite des k. k. Central-Taxamtes ein Zahlungsauftrag zur Entrichtung eines Gebühren-Aequivalents per 51 fl. 50 kr. für die Zeitperiode von 1881—1890 intimirt wurde. Nachdem das Wirken des Vereines ausschließlich der Humanität, Wohlthätigkeit, dem Patriotismus, beziehungsweise durch Hinausgabe lehrreicher Bücher dem Unterrichte gewidmet ist und bei allfälliger Auflösung des Vereines das vorhandene Vermögen statutenmäßig zu gemeinnützigen Zwecken verwendet wird, so wurde beschlossen, gegen diesen Zahlungsauftrag den Recurs zu ergreifen und um Nachsicht dieses Betrages zu bitten.

Einen weiteren Gegenstand der Berathung bildeten die Lesecirkel und wurde beschlossen, die „Abendstunden“ an unsere Lesecirkel, aber auch an andere Lesevereine, Arbeiter- und Gesellenvereine, die darum ansuchen, unentgeltlich zu vertheilen.

In der Directions-Sitzung am 15. October 1886 wurde beschlossen, jene auswärtigen Mitglieder, welche trotz der an sie ergangenen Mahnungen nach drei Jahren und schließlicher Aufforderung zur Abgabe ihrer Erklärung, den Jahresbeitrag nicht entrichtet und auch sonst kein Zeichen der Theilnahme gegeben haben, aus der Liste der Vereinsmitglieder zu streichen, welcher Beschluß auch mit Rücksicht darauf, daß unter den gemahnten Mitgliedern zumeist solche vorkommen, die in der Zwischenzeit gestorben sein mögen oder dem Vereine nicht weiter angehören wollen, wovon der Verein keine Kenntnis erlangte, durchgeführt wurde.

In der Directions-Sitzung am 21. December 1886 hat der Vorsitzende Herr Hofrath Ritter von Escherich mitgetheilt, daß der gegen den bereits früher erwähnten Zahlungsauftrag bezüglich des Gebühren-Äquivalents ergriffene Recurs noch nicht erledigt sei, der Verein aber über nochmalige Aufforderung des k. k. Central-Taxamtes die anrepartirte Einkommensteuer habe abführen müßen. Später fand der Recurs in Hinblick auf das oben angegebene Wirken des Vereines seine Erledigung und der bereits eingezahlte Betrag wurde dem Vereine von Seite des k. k. Central-Taxamtes zurückgestellt, was die Direction namens unseres Vereines mit dankender Befriedigung zur Kenntnis nehmen konnte.

Auch wurde zur Kenntnis gebracht, daß in Gemäßheit des in der Ausschuß-Sitzung vom 15. October 1886 gefaßten Beschlußes, resp. der Direction ertheilten Ermächtigung unentgeltlich abgegeben wurden, und zwar: über Ansuchen des Herrn Kaspar Schwarz als Obmann des katholischen Schulvereines in Wien an diesen Verein 701 Stück Bücher (Bände und Hefte), ferner über Ansuchen des Herrn Professors J. E. Fliedl als Präses des katholischen Arbeiter-Vereines in Wien an diesen Verein 721 Bücher (Bände und Hefte) und schließlich über Ansuchen des Herrn Pfarrers Johann Franz Jamy in Litschau für die dortige Volks- und Schul-Bibliothek 84 Bücher (Bände und Hefte).

In derselben Sitzung hat Hofrath Ritter von Escherich über die am 8. März 1887 von ihm selbst und dem Herrn Alphons Pichler im Beisein des Vereins-Buch- und Rechnungsführers Herrn Oberrechnungsrathes Franz Dohnel vorgenommene Rechnungs-Revision und Cassa-Scontrirung berichtet und wurde, nachdem alles in wünschenswerther Ordnung und Übereinstimmung befunden worden, dem letzteren für die sorgfältige und genaue Führung der Vereins-Rechnung der Dank der Ausschuß-Versammlung ausgesprochen.

In Betreff der bei der General-Versammlung vorzunehmenden Wahl von 10 Ausschußmitgliedern an Stelle der alljährlich austretenden wurde über Anregung des Herrn Dr. Truxa vorgeschlagen, daß nur so viele Mitglieder in Vorschlag gebracht werden mögen, als wirklich gewählt werden sollen.

Die Bewegung der Mitglieder im abgelaufenen Jahre stellt sich wie folgt dar: abgefallen sind im Vorjahre 39 Mitglieder und zwar:

gestorben 8
freiwillig ausgetreten 31

Zugewachsen sind in demselben Jahre 70 Mitglieder.

Nach Abzug des Abganges stellt sich somit ein Zuwachs von 31 Mitgliedern heraus und beträgt somit die Gesammtzahl der Vereinsmitglieder

am heutigen Tage 443 gegen 412 im Vorjahre. Erwähnenswerth ist es, daß die Anzahl der Mitglieder seit mehreren Jahren im Wachsthum begriffen ist, was auf eine rege Thätigkeit des Vereines hinweist.

Als in der Sitzung vom 30. April die vierteljährige Versammlung der Mitglieder mit Abhaltung von Vorträgen auch damit motivirt wurde, daß dadurch unserem Vereine neue Mitglieder zugeführt werden dürften, hat Dr. Truxa entgegnet daß dieses Ziel doch größtentheils nur durch persönliche Werbung zu erzielen sei. Dr. Truxa hat diesen Satz durch seine eigenen in dieser Richtung wahrhaft glänzenden Erfolge zur Thatsache gemacht, und die geehrte General-Versammlung wird es gewiß dankend entgegennehmen wenn ich constatire, daß weitaus die größte Anzahl jener 70 Neulinge seinem Verdienste zuzuschreiben sind.

Es wurden nämlich dem Vereine zugeführt durch die Herren:

Dr. Truxa	54	Mitglieder
durch die freiwillige Anmeldung in der Vereinskanzlei . . .	5	"
durch den Vereins-Präsidenten Baron Helfert	3	"
Giovanelli	3	"
Kleindienst	2	"
Teplarek	1	"
Egger	1	"
Kubasta	1	"
Summe .	70	Mitglieder

Mit Tod sind im abgelaufenen Jahre abgegangen die Herren:

Fluck Freiherr von Leidenkron,
Graf Radolin-Radolinski,
Neuwirth,
Halbhuber Freiherr von Festwill,
Fohleitner,
Manussi Edler von Montesole,
Wiener R. v. Welten und
Frau Wimberg geb. v. Ziemsen.

In den eben genannten Verstorbenen hat der Verein manchen Wohlthäter und Förderer der Vereins-Interessen verloren. Ich kann jedoch nicht umhin, besonders den vor kurzem verstorbenen Herrn Ferdinand Karl Manussi Edlen von Montesole besonders hervorzuheben. Demselben hat der Verein sehr werthvolle und vielfältige Unterstützungen und Förderung der Vereins-Interessen zu danken, er war unermüdet in seinem Wirken, allseits als Wohlthäter der Armen bekannt, wie nicht minder sein öffentliches Leben von zahlreichen Acten der Wohlthätigkeit Zeugnis gibt; er war auch ein Muster eines Familienvaters einer zahlreichen Familie. So wollen wir sämmt-

licher verstorbenen Mitglieder pietätvoll gedenken und durch Erheben von den Sitzen unser Beileid zum Ausdrucke bringen.

(Die Anwesenden erheben sich.)

Im Laufe des Jahres sind 133 Geschäftsstücke eingelaufen, welche ihrer ordnungsmäßigen Erledigung zugeführt wurden, ferner sind eine namhafte Anzahl von Schreiben und Bücherpaqueten an verschiedene Anstalten, Vereins-Lesecirkel und nebstbei eine große Anzahl von Einladungen zu den Sitzungen und zur General-Versammlung expedirt worden.

Es ist mir angenehme Pflicht den ausübenden Organen unseres Vereines, namentlich Herrn Vereins-Secretär Georg Fischer und dessen Adlatus Herrn Andreas Szelc, sowie dem Herrn Ministerial-Adjuncten Thomas Bauer das wohlverdiente Zeugnis ernster und umsichtiger Besorgung der ihnen überwiesenen Geschäfte, sowie dem Vereinsdiener Laurenz Burian die Bestätigung treuer gewissenhafter und unverdrossener Pflichterfüllung auszusprechen, was die geehrte General-Versammlung zur befriedigenden Wissenschaft entgegennehmen wolle.

Auf unser Jahrbuch pro 1887 übergehend, so enthält dasselbe folgende Artikel:

Dr. J. H. Schwicker „Die Wiedereroberung Ofens".

Joseph Schönbrunner „Karl Madjera".

Xaver Mayrhofer von Grünbühel „Aus den österreichischen Alpen".

Freiherr von Helfert „Die confessionale Frage in Österreich 1848".

Eugène Obermayer „Gedichte".

Joseph Maurer „Pestzeiten in Aspern an der Zaya".

Johann Heinrich Loewe „Der hundertste Jahrestag der Geburt Johann Emanuel Veith's am 10. Juli 1887".

Dr. Franz Isidor Proschko „Die schwarz-gelbe Rose".

Eduard J. Richter „Die Tochter des Tuchmachers".

Dr. Hans Truxa „Die landesfürstliche Pfarre zu St. Johann Nepomuk in der Praterstraße zu Wien".

Guzek „Vincenz Pol".

Dr. Guido Alexis „Die weiße Frau von Neuhaus".

Mit Bezugnahme auf den Inhalt des österreichischen Jahrbuches pro 1887 bringe ich zur Kenntnis, daß die Mehrzahl der Aufsätze unentgeltlich beigestellt und nur für einen geringen Theil Schriftstellerhonorare im Betrage von 151 fl. entrichtet wurden, welches Resultat den Verein gegen die Spender von unentgeltlichen literarischen Beiträgen zum wärmsten Dank verpflichtet

Das erschienene österreichische Jahrbuch wurde bereits an alle Mitglieder in loco durch den Vereinsdiener, nach auswärts durch die Post zugestellt.

Die von dem Vereine unterhaltenden 25 Lesecirkel sind nebst dem österreichischen Jahrbuche noch mit anderen theils vorräthigen theils eigens zu diesem Zwecke angekauften Büchern unentgeltlich betheilt worden.

Bevor ich meinen Vortrag schließe, fühle ich mich verpflichtet, den Dank des Vereines wie auch dieser hochgeehrten General-Versammlung Seiner Majestät unserem Allergnädigsten Kaiser, unserem Gnädigsten Protector dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ferdinand Großherzog von Toscana sowie den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses für die unserem Vereine zugewendete huldvollste Unterstützung auszusprechen und bitte ich durch Erheben von den Sitzen der Ehrerbietung und Dankesbezeugung Ausdruck zu geben.

(Die Anwesenden erheben sich von ihren Sitzen.)

Auch werde ich nicht ermangeln, Seiner k. und k. Hoheit, unserem Gnädigsten Vereins-Protector hierüber Bericht zu erstatten.

Wir sind ferner den k. k. Ministerien und manchen Behörden für die dem Vereine zu Theil gewordene Unterstützung und der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für Überlassung dieses Saales zur Abhaltung der General-Versammlung zu Dank verpflichtet und spreche ich hiemit diesen Dank im Namen der General-Versammlung und des Vereines aus.

* * *

Über Ersuchen des Herrn Präsidenten erstattet der Vereins-Buchführer Herr Oberrechnungsrath Dohnel den die Gebahrung mit den Vereinsmitteln betreffenden Bericht, wie folgt:

Hochansehnliche Versammlung!

Mit Beziehung auf den der geehrten Versammlung bereits zugekommenen Abschluß der Vereins-Rechnung für das Solarjahr 1886 erlaube ich mir über den Stand der Mitglieder, die Gebahrung mit den Vereinsgeldern und die außerordentlichen Beiträge nachfolgendes mitzutheilen:

Die Anzahl der ordentlichen Mitglieder unseres Vereines betrug mit Ende April 1886		413
zugewachsen sind bis dahin 1887	66	
neue Mitglieder, abgefallen durch Tod, freiwilligen Austritt oder Sistirung ihrer Jahresbeiträge	24	
demnach sind mehr zugewachsen		42
es beträgt also der Stand der ordentlichen Mitglieder mit Ende April 1887		455

Dieser seit zwei Jahren in erfreulicher Zunahme begriffene Mitgliederstand ist wohl hauptsächlich dem auf Anregung Sr. Excellenz des Herrn Vereins-Präsidenten Freiherrn v. Helfert gewählten besonderen Comité zu verdanken, welches sich die Aufgabe stellte, dem Vereine durch Werbung neue Mitglieder zuzuführen. Als Beweis der regen Thätigkeit dieses Comité mag der Umstand gelten, daß dem Vereine der überwiegend größere Theil des obigen namhaften Mitglieder-Zuwachses durch Werbung zugeführt und nur ein verhältnismäßig geringer durch selbst angemeldeten Beitritt gewonnen wurde.

Was die Gebahrung mit dem Vereins-Vermögen anbelangt, so betrugen

die Baar-Einnahmen im Jahre 1886 per	2229 fl. 23 kr.
gegen jene vom Jahre 1885 per	2320 „ 99 „
weniger um	91 fl. 76 kr.

welche Minder-Einnahme zum Theile in einem geringeren Zufluße von außerordentlichen Beiträgen, hauptsächlich aber in dem minderen Erlöse für verkaufte Bücher, welche jetzt zu reducirten Preisen berechnet werden, ihren Grund hat.

Dagegen stellen sich die Baar-Ausgaben vom

Jahre 1886 per	1974 fl. 66 kr.
im Vergleiche zu jenen vom Jahre 1885 per	2331 „ 16 „
niedriger um	356 fl. 50 kr.

welche Minder-Ausgabe durch den geringeren Aufwand für Druckkosten und durch die Einhaltung der möglichsten Ökonomie in den Kanzlei- und Regie-Auslagen motivirt wird.

Bei Vergleichung des reinen Activ-Vermögens vom Jahre

1886 per	4590 fl. 88 kr.
mit jenem vom Jahre 1885	4577 „ 19 „
stellt sich die Vermögens-Vermehrung mit	13 fl. 60 kr.

heraus, welche geringe Differenz wohl kaum einer Motivirung bedarf.

Die Rechnung des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Solarjahr 1886 wie auch die Casse dieses Vereines wurde durch die in der letzten General-Versammlung von Ihnen gewählten zwei Rechnungs-Revisoren, nämlich von den Herren: Eduard Ritter v. Escherich k. k. Hofrath und Alphons Pichler k. k. Rechnungs-Revidenten einer eingehenden Prüfung beziehungsweise Scontrirung unterzogen und laut des der Vereins-Rechnung beigefügten Revisions-Befundes ddto. 11. März 1887, die erstere auf Grund der bezüglichen Rechnungsbelege vollkommen richtig, und die letztere hinsichtlich des baaren Geldes wie auch der vorhandenen Werth-Effecten sammt den dazu gehörigen Coupons und Talons in voller Übereinstimmung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen*) von höchsten und hohen Herrschaften und Behörden oder sonstigen Gönnern sind im Jahre 1886 dem Vereine 742 fl. zugegangen, welche sich wie folgt vertheilen:

Von Sr. k. u. k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I.	100 fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth	30 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzoge Karl Ludwig	15 „
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor	20 „
„ Höchstdessen Herrn Obersthofmeister Freiherrn v. Wimpfen	2 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand Großherzog von Toscana unserem erhabenen Protector	50 „
„ Sr. Excellenz Herrn k. k. Generalmajor Freiherrn von Teuffenbach	5 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht	15 „
„ „ „ „ „ „ Erzherzog Wilhelm	15 „
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund	15 „
„ „ „ „ „ „ „ Rainer	10 „
„ Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Rainer	10 „
„ „ „ „ „ „ „ Elisabeth	5 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich	15 „
„ „ königl. „ „ „ Herzog Philipp v. Württemberg	5 „
„ Sr. königl. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp v. Sachsen-Coburg-Gotha	5 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Joh. Adolf v. Schwarzenberg	10 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Emanuel v. Collalto	25 „
„ „ Excellenz dem Herrn Grafen Folliot de Crenneville	10 „
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium	80 „
„ „ „ k. k. Ministerium des Äußern	100 „
„ der „ k. k. nied.-österr. Statthalterei	200 „
Zusammen obige	742 fl.

wofür den hochherzigen Spendern im Namen des Vereines hiermit der gebührende Dank ausgesprochen wird.

Nachdem über Anfrage des Vereins-Präsidenten, ob jemand etwas über den vernommenen Rechenschafts-Bericht zu bemerken habe, sich niemand meldet, wird angenommen, daß die General-Versammlung hiemit einverstanden ist und das Absolutorium ertheilt.

Während des Scrutiniums über die Wahl von 10 Ausschußmitgliedern

*) Vgl. das S. 367 f. angeschlossene Verzeichnis.

an Stelle der nach §. 23 der Statuten alljährlich Ausscheidenden hielt Herr Regierungsrath Dr. Proschko einen Vortrag:

„Ein Gang durch Österreich", welcher allseitig mit großem Beifall aufgenommen wurde und schließt mit einem dreimaligen Hoch! auf Seine Majestät den Kaiser, unseren erhabenen Vereins-Protector Seine k. u. k. Hoheit den Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ferdinand Großherzog von Toscana und auf Seine Excellenz den Herrn Vereins-Präsidenten, in welche die General-Versammlung lebhaft einstimmte.

Dem Herrn Regierungsrath Dr. Proschko wird der Dank für den abgehaltenen sehr interessanten Vortrag ausgesprochen.

Der Herr Vorsitzende ersucht als nächsten Gegenstand der Tagesordnung um Vornahme der Wahl des Vereins-Präsidenten nach Ablauf der dreijährigen Functionsdauer.

Herr Regierungsrath Dr. Franz Pichler meldet sich zum Wort und spricht dem Herrn Vereins-Präsidenten für die Mühewaltung und die gedeihliche Leitung des Vereines den Dank der Versammlung aus und beantragt den Herrn Vereins-Präsidenten wieder zu wählen.

Hierüber wird Seine Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert von der Versammlung einstimmig wieder gewählt.

Nachdem Se. Excellenz der Präsident die Wiederwahl angenommen, dankt derselbe für das in ihn gesetzte Vertrauen und fügt bei, sich dieser ihn ehrenden Function weiter unterziehen und die Vereinszwecke nach Möglichkeit fördern zu wollen.

Der Herr Vorsitzende gibt das Ergebnis der vorgenommenen Wahl von 10 Ausschußmitgliedern bekannt, wonach gewählt wurden die Herren:

Dr. Franz Pichler,
Wilhelm Rauscher,
Alphons Pichler,
Robert Geitler,
Egid Pfeifer,
Aloys Riefler,
Eduard Ritter v. Escherich,
Zdenko Kuttig,
Don Gregor Zudrung und
Jacques Pollak.

Zu Rechnungs-Revisoren für das Jahr 1887 wurden über Vorschlag des Herrn Präsidenten gewählt und zwar an Stelle der seit mehreren Jahren mit dieser Function betrauten Herren Hofrath Ritter v. Escherich, welcher aus Gesundheitsrücksichten eine Wahl abzulehnen sich bestimmt gefunden hat und für den verstorbenen kais. Rath Edlen v. Manussi die

Herren: Alphons Pichler und Wilhelm Rauscher und als Ersatzmann Herrn Franz Kleindienst.

Herr Regierungsrath Dr. Pichler meldet sich zum Wort und bespricht die vom Vereine errichteten und mit Büchern dotirten Lesecirkel, deren Zweck und Bedeutung und die bei dem Vereine vorhandenen Büchervorräthe, empfiehlt die Verbreitung dieser Bücher und die Vermehrung der Lesecirkel unter Hinweisung auf §. 16 der Vereins-Statuten.

Der Herr Präsident theilt mit, daß Herr Vice-Präsident Magistratsrath Anton Böhm einen an die General-Versammlung gerichteten schriftlichen Antrag vorgelegt und auf den ähnliche Zwecke verfolgenden niederösterreichischen Volksbildungs-Verein aufmerksam gemacht hat, welcher eine Concurrenz gegen unseren Verein besorgen läßt und beantragt, daß der Vereins-Ausschuß ermächtigt werde, durch ein aus seiner Mitte zu wählendes Comité den Gegenstand der angeregten Frage in Erörterung zu ziehen und die weiteren Vorschläge zu erstatten.

Nachdem über Anfrage des Herrn Präsidenten keines der anwesenden Mitglieder von dem nach §. 14 der Vereins-Statuten zustehenden Rechte, weitere Anträge zu stellen, Gebrauch machte und nachdem somit die Tagesordnung erschöpft ist, erklärt der Herr Präsident die vierzigste General-Versammlung für geschlossen unter Beifügung des Dankes für das zahlreiche Erscheinen.

Verzeichnis

der Functionäre des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1887.

Nach Ergänzung des Ausschusses und Neuconstituirung der Vereins-Direction.

Präsident.

Se. Excellenz Herr Dr. Helfert Joseph Alexander Freiherr von, k. k. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der Central-Commission zur Erhaltung der Kunst- und Bau-Denkmale ꝛc. ꝛc.

Vice-Präsident.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath.
II. „ Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath.

Directoren:

Herr Böhm Anton, Magistratsrath.
„ Brzezowsky Rudolph, Buchdruckereibesitzer.
„ Dohnel Franz, k. k. Oberrechnungsrath.
„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath und Curat bei St. Peter.
„ Dr. Pichler Franz S., k. k. Regierungsrath.
„ Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath.
„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant.
„ Riesler Aloys, k. k. Directions-Adjunct im Präsidium des k. k. Ministeriums des Innern.
„ Dr. Truxa Hans Maria, Secretär der k. k. priv. Nordbahn.
„ Don Zubrung Gregor, Propst und Pfarrer, f.-e. geistl. Rath.

Ausschuß-Mitglieder.

Die mit * bezeichneten sind Directions-Mitglieder, die mit ** bezeichneten sind Vice-Präsidenten.

Herr ** Böhm Anton, Magistratsrath.
„ Böhm Joseph, Volksschuldirector.
„ * Brzezowsky Rudolph, Buchdruckereibesitzer.
„ * Dohnel Franz, k. k. Oberrechnungsrath.
„ Dossi Gabriel, Curat bei St. Michael in Wien.
„ Fliedl J. E., Communal-Real-Gymnasial-Professor.
„ Freudhofmeier Aloys, Kirchendirector im Salesianerkloster in Wien.
„ Geitler Robert, Gemeinderath der Stadt Wien und Realitätenbesitzer.
„ Höllerl Adolph, Herausgeber des literar. Handweisers.
„ Dr. Herdegen Karl, Bureau-Vorstand der priv. öst.-ung. Staats-Eisenbahngesellschaft.
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer, Herausgeber des Wiener Weltblattes.
„ Kuttig Zdenko, kais. Rath und Ober-Ingenieur der k. k. priv. Nordbahn.
„ Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichtsadvokat.
„ Don Markus Hieronymus, Procurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael in Wien.
„ * Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistl. Rath und Curat der Pfarre bei St. Peter in Wien.
„ ** Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath.
„ * Dr. Pichler Franz Sales, k. k. Regierungsrath.

Herr Dr. Porzer Joseph, Hof- und Gerichtsadvokat.
„ Pfeifer Egyd, Novizenmeister des Stiftes Schotten.
„ * Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant.
„ Pichler Alphons, k. k. Rechnungs-Revident im Handelsministerium.
„ Rauscher Wilhelm, Rechts-Consulent der k. k. priv. Nordbahn.
„ Dr. Riefler Franz, Doctor der Medicin.
„ * Riefler A., k. k. Directions-Adjunct im Präsidium des Ministerium des Innern.
„ Schuch Franz X., Eigenthümer des Volksblattes für Stadt und Land.
„ * Dr. Truxa Hans Maria, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn und Bürger von Wien.
„ * Von Zudrung Gregor, Propst und Pfarrer, f.-e geistl. Rath.

Verzeichnis

der im Vereinsjahre 1886/1887 dem Vereine beigetretenen Mitglieder:

Herr Daniek F. Edmund, Magistratsbeamter in Wien.
„ Stöckl Anton, k. k. Regierungsrath, Ritter des Franz-Joseph-Ordens, in Wien.
Frau Lagusins Anna Edle von, Realitätenbesitzerin in Wien.
Herr Wysocki Faustin Ritter von, Ober-Ingenieur der Kaiser Ferdinand-Nordbahn, in Wien.
„ Kaschl Franz, Bürgerschuldirector, in Wien.
Frau Mittersackschmöller Cornelia, Schulleiterin der Schule der ehrw. Schulschwestern, in Wien.
Herr Arbesser Alfred, Ober-Ingenieur der Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien.
„ Thomann Ludwig Edler von, k. k. Bezirks-Commissär im Ministerium des Innern, in Wien.
„ Czerny Michael, Prior des Conventes der barmherzigen Brüder, in Feldsberg.
„ Hiller Wilhelm, Oberofficial der Nordbahn, in Wien.
„ Jandl Peter, k. k. Militairbeamter, in Wien.
„ Walli Johann, Leinwandhändler, in Pulkau.
„ Führich Lucas Ritter von, k. k. Ministerialrath im Unterrichtsministerium, in Wien.

Herr Spaun Ludwig Ritter von, k. k. Ministerialrath, Ritter des Leopold-Ordens, in Wien.
„ Zinser Aloys, Pfarr-Cooperator zu St. Leopold, in Wien.
„ Fischer Wenzel, Pfarrer in Rodaun.
„ Lentner Ferdinand Dr., k. k. Universitäts-Docent und Professor an der k. k. Kriegsschule in Wien.
„ Koller Rudolph, inful. Prälat und Dom-Cantor an der Metropolitankirche zu St. Stephan, in Wien.
„ Freund Georg, Rector des Redemptoristen-Collegiums, in Wien.
„ Lang Jacob, Cooperator, in Jedlersdorf.
„ Schulz Adolph, Registrant des Wiener Magistrates, in Wien.
„ Dotzauer Karl Ludwig, Gemeinderath der Stadt Wien.
Redemptoristen-Collegium, Maria am Gestade, in Wien.
Herr Hauser Aloys, k. k. Professor, in Wien.
„ Klopp Onno, ph. Dr., königl. hannoveranischer Hofrath, in Penzing.
„ Klimke Gustav, Oberbuchhalter der galizischen Karl Ludwig-Bahn, in Wien.
„ Jirziczek Jacob Joseph, Hausbesitzer, in Währing.
„ Bretzler Ignaz, erzherz. Albrecht'scher Haushofmeister, Ritter des spanischen Isabella-Ordens, in Wien.
Dominicaner-Prediger-Ordens-Convent in Wien.
Frau Wurmbrand-Stuppach Wilhelmine, Gräfin, Stiftsdame, in Laibach.
Herr Himmel Heinrich, k. k. Hauptmann, Ritter des St. Gregor-Ordens, in Wien.
„ Mischke Raimund, Oberlehrer, in Kaisermühlen.
„ Meisl Johann, Realitätenbesitzer, in Wien.
„ Klinkowström Alphons, Freiherr von, in Bozen.
„ Jenny Samuel, Director des vorarlbergischen Landes-Museums in Hardt bei Bregenz.
„ Ledebur-Wicheln Hans Graf, k. k. Kämmerer, in Prag.
„ Müller Joseph, Oberlehrer, in Mühlbach bei Eger.
„ Dr. Zschokke Hermann, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, in Wien.
„ Dr. Kopallik Joseph, k. k. Universitäts-Professor, in Wien.
„ Oelz Joseph Anton, med. Dr., Reichsrathsabgeordneter, in Wien.
„ Polaschek Anton, Gymnasial-Professor, in Wien.
„ Eucherius, F., Director des k. k. Waisenhauses, in Wien.
„ Dahm Peter, Advocaturs-Kanzlei-Director, in Wien.
„ Treislampel Emil, Oberofficial der Nordbahn, in Wien.
Frau Haas Amalie, Bezirksvorsteherswitwe, in Wien.

Herr Springer Aloys, Fabrikant, in Wien.
„ Knab Joseph, Msgr., Landtagsabgeordneter, päpstl. Kämmerer, in Wien.
„ Milz Joseph, Provinzial, in Wien.
Frau Grotthuß Elisabeth, Baronin, in Wien.
Herr Krombholz Ernst, Architekt und Stadtbaumeister, in Wien.
„ Singer Karl, Kaufmann, in Wien.
Frau Huyn Natalie Gräfin, Hofdame, in Wien.
Herr Hagenauer, Simon, jur. Dr., in Wien.
„ Gregorig Joseph, k. k. Schätzmeister ꝛc., in Wien.
„ Schmidinger Anton, Eisenbahnbeamter, in Wien.
„ Engelhardt Friedrich, Cassier des St. Joseph-Spar- und Vorschuß-Vereines, in Wien.
„ Dahmen Otto Ritter von, Gutsbesitzer, Commandeur des päpstl. Pius-Ordens, in Wien.
„ Kundi Julius, k. k. Professor am Civil-Mädchen-Pensionat, in Wien.
„ Du Rieux de Feyeau Raphael, Revisor im Wiener Gerichts-Depositenamt, in Wien.
„ Schmolk Fractian, Bibliothekar des Stiftes Herzogenburg.
„ Böhm Joseph, Professor und Capellmeister, in Wien.
„ Dr. Schneider Johann, k. k. Universitäts-Professor, f.-e. geistl. Rath, Stadtpfarrer zu St. Augustin in Wien.
„ Roth Franz, corresp. Mitglied der k. k. Central-Commission, Besitzer des gold. Verdienstkreuzes m. d. K., Pfarrer zu Jedenspeigen bei Dürnkrut.
Herr Bartelsmann Adolph, Vorstand-Stellvertreter des Waaren-Expedites der Nordbahn, in Wien.
„ Schiems Robert, Beamter des Lagerhauses der Stadt Wien.
„ Rambausek Heinrich, k. k. Hauptmann, in Znaim.

Verzeichnis

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der außergewöhnlichen Höhe von 5 fl. oder darüber entrichten:*)

	fl.	kr.
Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchlaucht	10	—
Bach Alexander, Dr., Freiherr von, Excellenz	5	—
Belcredi Richard, Graf, k. k. geh. Rath, Excellenz	5	—
Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5	—

*) Vgl. das S. 361 angeführte Verzeichnis.

	fl.	kr.
Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5	25
Dornbach Gemeinde	5	25
Dumba Nicol., Mitglied des Herrenhauses, Ritter mehrerer Orden ꝛc.	10	—
Dutschka Vincenz, Ritter von, Großhändler	5	—
Falkenhayn Franz, Graf, geh. Rath, Excellenz	10	—
Fleischmann Alida, med. Dr. Witwe	5	—
Freiberg Rudolph Ritter von Freiberg, k. k. Hofrath	5	—
Ganglbauer Cölestin, Cardinal, Fürsterzbischof von Wien, Eminenz	50	—
Garnisons-Spital Nr. 15 in Krakau	10	—
Geitler Robert, Gemeinderath, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Realitätenbesitzer	5	—
Gerl Peter Rudolph, Architekt	5	—
Gruscha Anton, Doctor der Theologie, Bischof von Carrhae in partibus, Ritter mehrerer Orden, apostolischer Feldvicar des k. k. Heeres ꝛc.	5	—
Hauser Aloys, k. k. Professor ꝛc.	5	—
Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5	—
Helfert Joseph Alexander, Dr., Freiherr von, Excellenz	5	25
Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin	5	—
Jenny S., Director des vorarlberg. Museums	10	—
Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5	—
Karthaus, Strafanstalts-Direction	6	—
Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchlaucht	15	—
Knabenseminarium f.-e. in Ober-Hollabrunn	5	—
Kostersitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg	5	—
Lagusius Anna, Edle von, Realitätenbesitzerin in Wien	5	—
Ledebur-Wicheln Hans, Graf, k. k. Kämmerer	5	—
Liechtenstein Alfred, Prinz, Durchlaucht	10	—
Liechtenstein Alois, Prinz, Durchlaucht	5	—
Liechtenstein Johann, souveräner Fürst, Durchlaucht	50	—
Lorenz M., bürgerlicher Handelsmann	5	25
Manz Hermann, k. k. Hofbuchhändler, Ritter des Franz Joseph-Ordens	5	—
Mauthner A. J. Ritter von Markhof, Brauereibesitzer	5	25
Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchlaucht	10	—
Preysing Karl, Realitätenbesitzer, Ehrenbürger von Rudolphsheim	5	—
Ratz Tobias, Bäckermeister	5	—
Redemptoristen-Collegium in Wien	5	—
Reyer Franz, Freiherr von, k. k. Minister-Resident und Herrschaftsbesitzer	10	—

	fl.	kr.
Salm-Reifferscheidt Siegfried, Altgraf, Erlaucht, k. k. Kämmerer	5	—
Schwarz-Senborn, k. k. geh. Rath, Excellenz	5	—
Seiler Johann Kaspar, Dr., Freiherr von	5	25
Seilern Karl Max, Graf, geh. Rath, Excellenz	5	—
Skene August, Ritter von,	5	—
Stift Lilienfeld	5	25
Teuffenbach zu Tieffenbach und Maßweg Albin, Freiherr, Generalmajor, Excellenz	5	—
Thun Leo, Graf, geh. Rath, Excellenz	5	25
Trenk-Tonder Heinrich, Freiherr von,	5	25
Truppen-Spital zu Lancut in Galizien	10	—
Väth Jacob, emer. Gemeinderath, Hausbesitzer	5	—
Wittinghoff-Schell Max, Freiherr von, k. k. Kämmerer	5	—
Weitmann V. E., Guts- und Realitätenbesitzer	5	—
Wetzer Leander, k. k. Oberst	5	—
Wierzbicki Johann, k. k. Senatspräsident am obersten Gerichtshofe	5	—
Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, Durchlaucht	10	—
Windisch-Grätz Valerie, Prinzessin, Durchlaucht	10	—
Zudrung Gregor, Don, Pfarrer in Mariahilf	5	—

Anhang.

Auszug aus den Statuten des österr. Volksschriften-Vereines.

§. 1. Name und Sitz.

Der im Jahre 1849 unter dem Titel: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung" gegründete Verein führt von nun an den kürzeren Namen: „Österreichischer Volksschriften-Verein" und hat seinen Sitz in Wien.

§. 2. Zweck.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen.

§. 3.

Dem Vereinszwecke gemäß werden daher insbesondere solche Werke und Aufsätze verbreitet, welche geeignet sind:

a) das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden;
b) den Sinn für ein reines einträchtiges Familienleben zu beleben;
c) die Vaterlandsliebe zu wahren und zu fördern, daher insbesondere ein österreichisches Bewußtsein zu wecken und zu nähren;
d) die Anhänglichkeit an Thron und Dynastie, so wie die Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Staates zu kräftigen;
e) überhaupt gemeinnützige Kenntnisse aller Art, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte und der Naturwissenschaften, der Völker- und Länderkunde, der Haus-, Feld- und Gewerbewirthschaft zu fördern.

§. 4. Mittel zur Erreichung des Zweckes.

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) die Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) der Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Vereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht.

§. 5.

Der Verein gibt seinem Wirken die größtmöglichste Öffentlichkeit.

§. 6. Bildung des Vereines.

Der Verein besteht aus den Menschenfreunden, welche demselben in einer der nachfolgenden Kategorien als Mitglieder beitreten und seine Zwecke mit Geld- oder anderen Leistungen fördern.

§. 7.

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche oder b) correspondirende, oder c) Ehren-Mitglieder.

§. 8.

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschußes zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschußes des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist.

§. 12.

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten.

§. 16. Lesezirkel.

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr mit einander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines, lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen, die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung, dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger

Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereins-Direction zurückzustellen.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahresbeiträgen, Auflagen auf die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu.

Verzeichniß der Mitglieder

des

österreichischen Volksschriften-Vereines

1888.

Protector.

Seine kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Prinz und Herr Ferdinand IV. Salvator Maria Joseph Johann Bapt. Franz Ludwig Gonzaga Rafael Rainer Januarius, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Österreich ꝛc. ꝛc., Großherzog von Toscana, Ritter des goldenen Vließes, Großmeister des toscanischen St. Stephans-, des St. Joseph- und des Civil- und Militär-Verdienst-Ordens, Besitzer der Kriegs-Medaille, k. k. General-Major und Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 66 ꝛc. ꝛc. ꝛc. in Salzburg.

Präsident.

Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Großkreuz des Franz Joseph-Ordens, Ritter des Ordens der eisernen Krone II. Classe, Präsident der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Seiner k. k. Apostolischen Majestät wirklicher geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrathes, Vice-Präsident der geographischen Gesellschaft, corresp. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften ꝛc. ꝛc. Wurde bei der General-Versammlung am 15. Mai 1860 auf die statutenmäßige Dauer von drei Jahren gewählt und seither alle drei Jahre wieder gewählt.

Vice-Präsident.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath.
II. Herr Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath.

Directoren.

Herr Böhm Anton, Magistratsrath.
„ Brzezowsky Rudolph, Buchdruckereibesitzer.
„ Dohnel Franz, k. k. Oberrechnungsrath.
„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f. e. geistl. Rath und Curat bei St. Peter.
„ Dr. Pichler Franz S., k. k. Regierungsrath.
„ Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath.
„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant.
„ Riefler Alois, k. k. Directionsadjunkt im Präsidium des k. k. Ministeriums des Innern.
„ Trura Hans Maria, Dr. Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn.
„ Don Zudrung Georg, Propst und Pfarrer, f. e. geistl. Rath.

Ausschuß-Mitglieder.

Herr Böhm Anton, Magistatsrath (1886).
„ Böhm Josef, Volksschuldirector (1886).
„ Brzezowsky R., Buchdruckereibesitzer (1886).
„ Dohnel Franz, k. k. Oberrechnungsrath (1886).
„ Dossi Gabriel, Curat bei St. Michael in Wien (1886).
„ Fliedl J. E. Communal-Real-Gymnasial-Professor (1885).

Herr Freudhofmeier Alois, Kirchendirector im Salesianerkloster in Wien, III. (1886).

„ Geitler Robert, Gemeinderath der Stadt Wien und Realitätenbesitzer (1887).

„ Höllerl Adolph, Herausgeber des literar. Handweisers (1885).

„ Dr. Herdegen Karl, Bureau-Vorstand der priv. öst.-ung. Staats-Eisenbahngesellschaft (1886).

„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer, Herausgeber des Wiener Weltblattes (1886).

„ Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichts-Advokat (1885).

„ Don Markus Hieronymus, Prokurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael in Wien (1885).

„ Kuttig Zdenko, kaiserl. Rath, Inspector der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn (1887).

„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer f. e. geistl. Rath und Curat der Pfarre bei St. Peter in Wien (1885).

„ Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath (1886).

„ Pfeifer Egyd, Novizenmeister des Stiftes Schotten (1884).

„ Dr. Pichler Franz Sales, k. k. Regierungsrath (1884).

„ Pichler Alfons, k. k. Rechnungsrevident im Handelsministerium (1884).

„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant (1884).

„ Rauscher Wilhelm, Rechtsconsulent der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn (1887).

„ Dr. Riefler Franz, Dr. der Medizin (1885).

„ Riefler A., k. k. Directionsadjunkt im Präsidium des Ministerium des Innern (1884).

„ Schuch Franz X., Eigenthümer des Volksblattes für Stadt und Land (1885).

„ Dr. Truxa Hans Maria, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn und Bürger von Wien (1885).

„ Don Zudrung Gregor, Propst und Pfarrer, f. e. geistl. Rath (1884).

Ehrenmitglieder.

Frau Everilde von Pütz, k. k. Bezirkshauptmanns-Witwe in München (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 17 Mai 1876 auf Grund des dem Vereine gewidmeten uneigennützigen literarischen Wirkens ernannt).

Herr Dr. Dominik Kolbe, Hof- und Gerichts-Advokat in Wien (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 14. Mai 1875 in Anerkennung des dem Vereine in Rechtsangelegenheiten wiederholt gewidmeten erfolgreichen uneigennützigen Wirkens ernannt).

Herr Albin Freiherr von Teuffenbach zu Tieffenbach und Maßweg, k. k. geheimer Rath und General-Major im Generalstabs-Corps und Erzieher der Söhne Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzog von Toscana in Salzburg (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 30. März 1880 in Anerkennung der dankeswerthen Vermittlung in Vereinsangelegenheiten).

Mitglieder.*)

Herr Philipp Florian, gewesener jubilirter Senatspräsident des k. k. Wiener Landesgerichtes, auf Grund seines Testamentes vom 16. September 1858, womit er dem Vereine 100 fl. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, hiemit fortwährend den Jahresbeitrag eines Vereinsmitgliedes zu leisten.

„ Kratky Karl Ritter von, gewesener k. k. Hofrath und Präsident des Volksschriften-Vereines, gest. am 7. März 1862, wird laut Beschluß der General-Versammlung vom 11. März 1862 fortwährend als Mitglied aufgeführt.

Frau Kunz Cäcilia, gewesene Hauseigenthümerin in Wien, auf Grund ihres Testamentes vom 4. März 1847, worin sie dem Vereine 100 fl. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, fortwährend den Jahresbeitrag eines Mitgliedes zu leisten.

Herr Ableidinger Gotthard Laurenz, Capitularpriester des Stiftes Schotten, in Eggendorf, Niederösterreich.

„ Altwirth Petrus, regul. Chorherr und Chorregent in Reichersberg am Inn, Oberösterreich.

„ Arbesser Alfred, Ober-Ingenieur der Kaiser Ferdinand-Nordbahn, in Wien, II. Darwingasse 32.

„ Arenstein Joseph, Dr., Professor in Stuppach, V. U. W. W.

„ Arneth Alfred, Ritter von, k. k. Hofrath in Wien, I. Giselastraße 7.

„ Andersky Eduard, Pfarrer in Kaltenleutgeben.

Frau Auersperg-Colloredo-Mansfeld Wilhelmine, Fürstin, Sternkreuzordens- und Palastdame 2c. in Wien, VIII. Auerspergstraße 1.

„Austria", katholischer Studentenverein der Wiener Hochschulen, I. Löwelstraße 14.

Herr Babo Theodor, Bezirks-Oberinspector der Sicherheitswache, Inhaber des goldenen Verdienstkreuzes, in Wien, I. Schottenring 11.

---

*) Die P. T. Herren und Frauen Mitglieder werden höflichst ersucht, falls sich in ihre Namen- oder Titel-Bezeichnung ein Fehlgriff eingeschlichen haben sollte, die Berichtigung gefälligst an die Vereins-Kanzlei Salvatorgasse Nr. 12 einsenden zu wollen.

Herr Bach Alexander Freiherr von, Dr., k. k. geheimer Rath ꝛc. in Wien, II. Praterstraße 55.
„ Bachinger Franz, Curat in Winzendorf bei Wiener-Neustadt.
„ Bader Rudolph, Fabriksbesitzer in Wien, VII. Westbahnstraße 32.
„ Bambula Johann, k. k. priv. Metallwarenfabrik in Wien, VII. Hermanngasse 2.
„ Bartelsmann Adolf, Vorstand-Stellvertreter des Waren-Expedits der Nordbahn, in Wien, II. Praterstraße 76.
„ Barvitius A. B., Architect in Prag, Inselgasse 20.
„ Baudisch Anton, Oberlehrer in Dönis bei Grottau, Böhmen.
„ Baumer Alois, Beamter der I. österr. Sparcasse in Wien, II. Taborstraße 23.
„ Baumgartner Franz, pens. Pfarrer, Seelsorger bei den Ursulinerinnen in Wien, I. Johannesgasse 8.
„ Bayer Berthold L., Capitular-Diacon des Stiftes Schotten in Wien, I. Freiung 6.
„ Beitl Beda J., Cooperator an der Pfarre St. Ulrich in Wien.
„ Belcredi Richard, Graf, k. k. geh. Rath, Präsident des Verwaltungs-Gerichtshofes, Mitglied des Herrenhauses ꝛc. in Wien, I. Tuchlauben 13.
„ Bellegarde Franz, Graf, k. k. Kämmerer ꝛc. in Wien, II. Praterstraße 17.
„ Benda Franz, Piaristen-Ordens-Provincial und Director des Piaristen-Collegiums in Wien, VIII. Piaristengasse 45.
„ Berger Franz, Stadtbau-Director in Wien, I. Neues Rathhaus.
„ Berger Gottfried, Architect und Stadtbaumeister in Wien, VI. Stumpergasse 49.
„ Bergmann Joseph, Dr., Studienpräfect im Pazmaneum in Wien, I. Schönlaterngasse 15.
„ Bernhart Ferdinand, Dr. der Medicin und Zahnarzt in Wien, I. Singerstraße 8.
„ Blodig Hermann, Dr., k. k. Professor in Wien, IV. Louisengasse 19.
„ Böhm Anton, Magistratsrath in Wien, VII. Neubaugasse 54.
„ Böhm Franz Dr., k. k. Statthalterei-Concipist in Wien, VII. Neubaugasse 54.
„ Böhm Joseph, Volksschuldirector in Wien, VII. Burggasse 20.
„ Böhm Joseph, Professor und Capellmeister in Wien, I. Wollzeile 9.
Frau Böhm Josephine, Privat in Wien, VII. Neubaugasse 54.
„ Böhm Marie, Hausbesitzerin in Wien, VII. Mechitaristengasse 5.
Herr Bollarth Franz, k. k. österr. und königl. spanischer Hoflieferant in Wien, I. Graben 29.

Herr Brachelli Hugo Franz, Dr., k. k. Hofrath, Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien, IV. Wohllebengasse 14.

„ Bretzler Ignaz, erzh. Albrecht'scher Haushofmeister in Wien, I. Augustinerbastei 6.

„ Brzezowsky Rudolph, Buchdruckereibesitzer in Wien, IV. Hauptstr. 11.

Casino, landwirthschaftliches, in Kornitz bei Gewitsch in Mähren.

Herr Chimani Karl von, kais. Rath in Wien, IV. Schleifmühlgasse 21.

„ Chimani Ernst, Dr., k. k. Ober-Stabsarzt in Wien, III. Metternichgasse 9.

„ Coglievina Franz, Dr., k. k. Universitäts-Professor in Wien, IV. Favoritenstraße 23.

„ Columbus Christoph, Freiherr von, k. k. Hofrath in Wien, I. Stephansplatz 6.

Confraternität, Privat-Handlungs-Kranken- und Pensions-Institut in Wien, VIII. Skodagasse 1.

Herr Cranz August Alwin, Kunst- und Musikalienhändler in Wien, I. Kohlmarkt 16.

„ Czernin Jaromir, Graf, k. k. Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses in Wien, VIII. Paradeplatz 9.

„ Czerny Michael, Prior der Barmherzigen Brüder in Feldsberg.

„ Dahm Peter, Kanzleidirector in Wien, VIII. Lederergasse 14 a.

„ Dahmen Otto, Ritter von, Gutsbesitzer in Wien, IV. Belvederegasse 3.

„ Daniek F. Edmund, Magistratsbeamter in Wien, III. Messenhausergasse 7.

„ Deckert Joseph, Dr., Pfarrer in Weinhaus bei Wien.

„ Dehm Ferdinand, Architekt und Stadtbaumeister in Wien, IX. Porzellangasse 58.

„ Deisenhammer Eduard, Specerei- und Delicatessenhändler in Wien, II. Praterstraße 18.

„ Diwald Don Clemens, Sakristei-Director bei St. Michael in Wien, I. Habsburgergasse 12.

„ Dobner Joseph, Probst und Pfarrer in Maria-Kulm, Böhmen.

„ Dohnel Franz, k. k. pens. Oberrechnungsrath in Oberdöbling, Hauptstraße 5.

„ Döll Eduard, Director der Oberrealschule der Stadt Wien, I. Ballgasse 6.

Dominicaner-Prediger-Ordens-Convent in Wien, I. Predigergasse 4.

Dornbach, Gemeinde in Niederösterreich, V. U. W. W.

Herr Dossi Don Gabriel, Curat bei St. Michael in Wien, I. Habsburgergasse 12.

Herr Dostal Heinrich, med. Dr., I. Wollzeile Nr. 7.
„ Dotzauer Karl Ludwig, Gemeinderath der Stadt Wien, V. Franzensgasse 10.
„ Drescher Wilhelm Dr. der Philosophie und Theologie, Pfarrer zu St. Johann von Nepomuk in Wien, II. Praterstraße.
„ Dubsky Franz, Posamentirer in Wien, VII. Bandgasse 3.
„ Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses in Wien, I. Parkring 4.
„ Dutschka Vincenz, Ritter von, Vice-Präsident der Wiener Börsenkammer, Großhändler in Wien, I. Mölkerbastei 5.
„ Ebenhoch Alfred, Dr., Advocaturs-Concipient in Linz, Annagasse 2, Oberösterreich.
„ Ecker Joseph, Farbwarenfabrikant in Stockerau, Niederösterreich, V. U. M. B.
„ Eckelhard Leopold, Großgrundbesitzer in Groß-Inzersdorf, Niederösterreich, V. U. M. B.
„ Egger Alois, Ritter von Möllwald, k. k. Regierungsrath und Director des k. k. Theresianischen Obergymnasiums in Wien, IV. Favoritenstraße 15.
„ Herr Egger Berthold, Cooperator und Chorherr des Stiftes Klosterneuburg, in Hietzing, Niederösterreich.
„ Ehrbar Friedrich, k. k. Hof- und Kammer-Clavierfabrikant in Wien, IV. Mühlgasse 6.
„ Eichinger Johann, Cafetier in Wien, IV. Hauptstraße 11.
„ Engelbrecht August, Hausinhaber in Wien, IV. Belvederegasse 12.
„ Engelhardt Friedrich, Cassier des St. Joseph-Spar- und Vorschuß-Vereines in Wien, II. Vereinsgasse 4.
„ Escherich Eduard, Ritter von, k. k. Hofrath in Wien, III. Erdbergerstraße 3.
„ Eucherius F., Director des k. k. Waisenhauses in Wien, IX. Waisenhausgasse 5.
„ Falkenhayn Franz, Graf, k. k. geh. Rath, Kämmerer, Oberstlieutenant a. D., erbliches Mitglied des Reichsrathes, Gutsbesitzer rc., in Walpersdorf bei Herzogenburg, Niederösterreich, V. O. W. W.
„ Felkl Karl, k. k. Oberfinanzrath in Wien, IX. Währingerstraße 52.
„ Fellinger & Haßlinger, Gianische Kunst-Stickerei in Wien, Seilergasse 10.
„ Feltl Peter, Pfarrer in Poisdorf, V. U. M. B., Niederösterreich.
„ Fennheim Eduard, Freiherr von, k. k. Sectionschef in Wien, I. Hohen Markt 9.

Herr Fischer Anton, Ritter von Ankern, Realitätenbesitzer in Wien, I. Elisabethstraße 12.
" Fischer Karl, Dr. der Philosophie, k. k. pens. Landes-Gerichts-Rath in Wien, I. Bäckerstraße 26.
" Fischer Mathias, Oberbeamter der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien, I. Grashofgasse 3.
" Fischer Wenzel, Pfarrer in Rodaun.
Frau Fleischmann Alida, med. Doctors-Witwe in Wien, I. Bauernmarkt 13.
Herr Fliedl J. E., Communal-Real-Gymnasial-Professor in Wien, VI. Mariahilferstraße 73.
" Forster Benedict, Privatier in Wien, I. Domgasse 4.
" Fraberger Andreas, Priester des Stiftes Zwettl in Zwettl, V. O. M. B.
" Freiberg Rudolph, Ritter von Freiberg, k. k. Ministerialrath und Vorstand des Preßbureaus im Ministerraths-Präsidium in Wien, I. Herrengasse 7.
" Freudhofmeier Alois, f. e. geistl. Rath und Kirchendirector im Salesianerkloster in Wien, III. Rennweg 10.
" Freund Philipp, Realitätenbesitzer in Wien, II. Weintraubengasse 14.
" Freund Georg, Rector des Redemptoristen-Collegiums in Wien, I. Salvatorgasse 12.
" Fried Jacob, Eisenhändler und Realitätenbesitzer in Wien, II. Nordbahnstraße 4.
" Frötschner Sebastian, Exprovincial des Franziskaner-Ordens in Wien, I. Franziskanerplatz 4.
" Fuchs Joseph, bürgl. Apotheker in Wien, III. Hauptstraße 67.
" Führich Lucas, R. v., Ministerialrath im k. k. Unterrichts-Ministerium in Wien.
" Fürst Ignaz, Pfarrer in Favoriten, Wien.
" Fürth Bernhard, Zündrequisiten-Fabrikant zu Schüttenhofen, Böhmen.
" Gabely Emerich, Capitularpriester und Professor am Schotten-Gymnasium in Wien, I. Freiung 6.
" Gall Ludwig, Vorstands-Adjunkt der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien, II. Franzensbrückenstraße 21.
" Ganglbauer Cölestin Joseph, Dr., Cardinal-Fürsterzbischof, Eminenz in Wien.
" Ganzwohl Fr., Dr., Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, I. Himmelpfortgasse 7.
Garnisons-Spital Nr. 15, k. k., in Krakau.
Herr Geitler Robert, Gemeinderath der Stadt Wien, Realitätenbesitzer in Wien, II. Praterstraße 58.

Herr Gerl Peter Rudolph, Architect und Realitätenbesitzer in Wien, II. Praterstraße 32.
Gesellen-Verein, katholischer, in Ischl, Oberösterreich.
Gesellen-Verein, katholischer, in Steyr, Oberösterreich.
Herr Giovanelli Ignaz, Baron, k. k. Hofrath, Reichsrathsabgeordneter in Innsbruck.
" Glasser Joseph, Weinhändler in Wien, I. Wollzeile 32.
" Goldschmied Moriz, Procuraführer beim Baron Rothschild in Wien, I. Renngasse 3.
" Gottwald Augustin, k. k. Grundbuchsführer in Wien, VIII. Lederergasse 23.
" Graf Anton, Hausbesitzer in Wien, VII. Siebensterngasse 42.
" Gregorig Joseph, k. k. Schätzmeister in Wien, VII. Mariahilferstraße 74 b.
" Groißberger Ludwig, Stiftspriester in Lilienfeld, V. O. W. W.
Frau Grotthuß Elisabeth, Baronin, in Wien, I. Rauhensteingasse 5.
Herr Gruber Anton, Oberlehrer in Wien, IX. Viriotgasse 8.
" Gruber Karl, Stadtpfarr-Regenschori in St. Pölten.
" Gruscha Anton, Dr. der Theologie, Bischof von Carrhae, in part., Domherr des Metropolitan-Capitels bei St. Stephan, apostol. Feldvicar des k. k. Heeres, in Wien, I. Stephansplatz 5.
" Gsell Benedict, Dr., Stiftshofmeister in Wien, I. Schönlaterngasse 5.
Frl. Gumer Amalie von, Privat, in Innsbruck, Margarethenplatz 6.
Frau Haas Amalie, Bezirksvorstehersswitwe in Wien, II. Taborstraße 44.
Herr Habietinek Karl, Dr., Senatspräsident des obersten Gerichtshofes, geh. Rath in Wien, I. Reichsrathsstraße 3.
" Hagenauer Simon, jur. Dr. in Wien, I. Wollzeile 3.
" Handl Johann, Pfarrprovisor in Nieder-Fellabrunn bei Stockerau.
" Hardt Albert, Hausinhaber in Wien, I. Freisingergasse 1.
" Hartl Joseph, Lederhändler in Hernals, Hauptstraße 33.
" Hartl Mathias, städtischer Lehrer in Wien, II. Vereinsgasse 4.
" Haßlwanter Anton, Dr., Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, I. Grünangergasse 3.
" Hauser Alois, k. k. Professor und Dombaumeister in Wien, I. Stubenring 3.
" Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten in Wien, I. Freiung 6.
" Hayder Franz, l.-f. Pfarrer, e.-b. Consistorialrath in St. Margarethen bei Obergrafendorf.
" Heindl Johann, Kunsthändler in Wien, I. Stephansplatz 7.
" Heinz Augustin, reg. Chorherr und Cooperator in Reichersberg am Inn, Oberösterreich.

Herr Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., k. k. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses &c. in Wien, III. Rennweg 3.
" Helmreich R., Ingenieur in Wien, I. Zelinkagasse 5.
" Herdegen Karl, Dr., Bureau-Vorstand der priv. österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft in Wien, III. Reulinggasse 12.
" Hersan Michael, Pfarrer zu Maria-Treu in Wien, VIII. Piaristengasse 45.
" Hiller Wilhelm, Secretär der Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien, III. Hauptstraße 70.
" Himmel Heinrich, k. k. Hauptmann in Czernowitz.
" Hirsch Franz, Privat in Wien, IX. Währingerstraße 15.
" Hlubek Anton, k. k. Professor in Wien, IV. Mayerhofgasse 11.
Frau Hofer Josephine, Private in Wien, I. Johannesgasse 12.
" Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin in Wien, I. Wollzeile 31.
Herr Höfelmayer Franz, niederösterr. Landes-Rechnungsrath in Wien, IX. Währingerstraße 16.
Frau Högler Anna, Hauseigenthümerin in Wien, VI. Gumpendorferstraße 69.
Herr Höllerl Adolph, Herausgeber des österr. literarischen Centralblattes, in Wien, IV. Preßgasse 26.
" Hollenbach D., Hausbesitzer in Wien, VIII. Josephstädterstraße 44.
" Hopfen Franz, Freiherr von, Gutsbesitzer, Director der priv. Bodencredit-Anstalt in Wien, I. Herrengasse 8.
" Hostalek Franz, Stationsvorstand der k. k. priv. Lemberg-Czernowitz-Jassybahn in Pascani, Rumänien.
" Hoyer Johann, Pfarrer in Hadersdorf am Kamp, V. O. M. B.
" Hruby Johann, Pfarrer in Jalub, Post Ung.-Hradisch, Mähren.
" Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer, Herausgeber des Wiener Weltblattes in Wien, VII. Kaiserstraße 10.
" Hummelberger Joseph, Bankbeamter in Wien, VII. Mondscheingasse 16.
" Husnik Hubert, Inspector und Stationsvorstand der k. k. priv. Nordbahn in Wien, II. Nordbahnhof.
Frau Hyn Natalie, Gräfin, Hofdame in Wien, IX. Türkenstraße 19.
Herr Hye Anton, Freiherr von Glunek, k. k. geh. Rath, Minister a. D., in Wien, I. Rothenthurmstraße 15.
" Jacobovics Maximilian Moriz, Doctor der Medicin in Wien, I. Wollzeile 27.
" Jamy Johann Franz, Pfarrer in Litschau, V. O. M. B.
" Jandl Peter, k. k. Militärbeamter in Sarajevo.

Herr Janowetz Wenzel, geistlicher Rector im allgemeinen Krankenhause in Wien, IX. Alserstraße 4.
„ Jellinek Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunct in Neuhofen, Oberösterreich.
„ Jenne Karl, Pfarrer in Geroldiug, V. O. W. W.
„ Jenny Samuel, Director des Museums in Hard bei Bregenz.
„ Jirziczek Jacob Joseph, Hausbesitzer in Währing, Anastasius Grüngasse 52.
„ Jungraf Servaz, Ober-Ingenieur, Zugsförderungs- und Werkstättenchef der Eisenbahn Wien-Aspang in Wien, III. Wassergasse 31.
„ Jopp Franz, k. k. Beamter in Wien, VII. Hofstallstraße 5.
„ Jransky Raimund, Pfarrer in Statzendorf, V. O. W. W.
„ Jurie Adolph, Dr. der Medicin und Chirurgie, k. k. Polizeiarzt in Wien, VII. Neubaugasse 80.
„ Just Ferdinand, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg, V. O. W. W.
„ Kästner Adalbert, kais. Rath, Vorstand des k. k. Hoftelegraphenamtes in Wien, I. k. k. Hofburg.
„ Kadeřavek Eugen, Dr., k. k. Professor in Olmütz, Mähren.
„ Karl Alexander, Abt des Siftes Melk, Landmarschall-Stellvertreter, Landtagsabgeordneter und Herrenhausmitglied ꝛc. in Wien, I. Schottengasse 3.
„ Kaschl Franz, Bürgerschuldirector in Wien, II. Raphaelgasse 18.
„ Kathrein Theodor, Dr., Advocat, Reichsrathsabgeordneter in Hall, Tyrol.
„ Katschthaler Eduard Ernst, Gymnasial-Professor im Stift Melk.
„ Katschthaler Johann, Dr., Priesterhaus-Director in Salzburg.
„ Kaupp Joseph, Bezirksausschuß des II. Bezirkes, Bürger von Wien, II. Karmelitergasse 10.
„ Kellermann Georg, Realitätenbesitzer in Wien, IX. Landesgerichtsstraße 3.
„ Kielmansegg Karl, Freiherr von, Gutsbesitzer, Erbherr von Gföhl in Heinstetten, V. O. W. W.
„ Kietaibl Franz, bürgl. Handelsmann in Wien, I. Habsburgergasse 10.
„ Kinsky Ferdinand, Fürst, k. k. Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses, Major, geh. Rath, Durchlaucht ꝛc. in Wien, I. Freiung 4.
„ Kleindienst Franz, Registraturs-Director der Stadt Wien, III. Hauptstraße 130.
„ Klimke Gustav, Oberbuchhalter der Karl Ludwigbahn in Wien, II. Lichtenauergasse 12.
„ Klinkowström Alphons, Freiherr von, in Bozen.
„ Klopp Onno, phil. Dr., kgl. hannover. Hofrath in Penzing, Pfarrgasse 26.

Herr Kluge Benedict, Pfarrer zu Würflach, emer. Gymnasialprofessor, in Würflach bei Neunkirchen.

„ Knab Joseph, Landtagsabgeordneter in Wien, VII. Breitegasse 16.

Knabenseminarium, fürsterzbischöfliches, in Oberhollabrunn, Niederösterreich.

Herr Knopff Oskar, Kunst- und Handelsgärtner in Wien.

„ König W. A., Doctor der Medicin &c. in Wien, IV. Favoritenstraße 18.

„ Königsberger Friedrich, Abt des Stiftes zu Michelbeuern im Salzburgischen.

„ Kohn Robert, Banquier in Wien.

„ Konstantynowicz Johann, k. k. Sectionsrath in Wien, VIII. Piaristengasse 16.

„ Komenda Johann, Stiftshofmeister, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg, f. e. geistl. Rath, emer. Dechant in Wien, I. Renngasse 10.

„ Kopallik Joseph, Dr., k. k. Universitätsprofessor in Wien, I. Franziskanerplatz 4.

„ Kopecky Joseph, Hauseigenthümer in Wien, X. Eugengasse 11.

„ Kosak Wenzel, bürgerl. Schneidermeister in Wien, I. Tuchlauben 18.

„ Kostersitz Ubald, Abt des regul. Chorherrenstiftes in Klosterneuburg.

„ Krämer Johann Nep., Pfarrer in Versegh in Ungarn.

„ Krasa Karl, Pfarrcooperator in Wien, III. Erdberg, Apostelgasse 2.

„ Krausze Johann, gräfl. Herberstein'scher Rechnungsführer zu Pomeisl in Böhmen.

„ Krombholz Ernst, Architect und Stadtbaumeister in Wien, II. Obere Donaustraße 23.

„ Künast Adolph W., Buchhändler in Wien, I. Hohen Markt 1.

„ Kundi Julius, k. k. Professor in Wien, VIII. Lederergasse 7.

„ Kundrat Joseph, k. k. Cabinets-Secretär in Wien, IV. Neumanngasse 7.

„ Kunert Anton, Pfarrer in Wildschütz bei Jauernigg, Schlesien.

„ Kurz Joseph, Pfarrer am Hof in Wien, I. Bezirk.

„ Kuttig Zdenko, kaiserl. Rath, Inspector der Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien, II. Circusgasse 47.

„ Kyrle Bruno, Pfarrer in Neuhofen, Oberösterreich.

„ Lambrecht Rudolph, Cooperator an der Stadtpfarre in Baden, V. U. W. W.

Frau Lagusius Anna, Edle von, Realitätenbesitzerin in Wien, I. Kolowratring 14.

Herr Landsteiner Karl, Ehrendomherr, Consistorialrath, Probst in Nikolsburg.

„ Lang Jacob, Fabrikant in Fünfhaus, Kranzgasse 14.

„ Lang Jacob, Cooperator in Jedlersdorf.

Herr Lawitschka Johann, Ingenieur der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien, II. Vereinsgasse 37.
„ Lechner Karl, Dechant und Pfarrer in Pottenbrunn a. d. Westbahn, V. O. W. W.
„ Ledebur-Wicheln Hans, Graf, k. k. Kämmerer in Prag, Waldsteinplatz 3, III.
„ Leeb Johann, Kaufmann in Wien, I. Rothenthurmstraße 5.
„ Lehmann Heinrich August, Dr., Hauptpfarrer zu Riegersburg in Steiermark.
„ Leidl Placidus, Abt des Stiftes zu Altenburg, Post Horn, V. O. M. B.
„ Leitenberger Eduard, Ober-Inspector der k. k. österr. Staatsbahnen, kais. Rath in Steyr, Oberösterreich.
„ Leitner Franz von Leitenau, k. k. Ministerialrath in Wien, I. Wollzeile 22.
„ Lentner Ferdinand, Dr., k. k. Universitäts-Docent und Professor an der k. k. Kriegsschule in Wien, I. Riemergasse 6.
„ Liechtenstein Alfred, Prinz, Durchlaucht, Landtags- und Reichsrathsabgeordneter &c. in Wien, IX. Währingerstraße 39.
„ Liechtenstein Alois, Prinz, Durchlaucht, Landtags- und Reichstagsabgeordneter &c. in Wien, IX. Währingerstraße 39.
„ Liechtenstein Johann von und zu, regierender Fürst, Durchlaucht, in Wien, I. Bankgasse 9.
„ Ließner Wenzel, Pfarrer in Mileschau bei Lobositz in Böhmen.
„ Limbach Heinrich, Director des St. Joseph-Spar- und Vorschußvereines, Hausbesitzer und Bürger von Wien, II. Lessinggasse 11.
„ Lipp Franz Xav., Buchhalter in Wien, II. Lichtenauergasse 3.
„ Loehr August, Ritter von, Ober-Ingenieur und Abtheilungsvorstand der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien, II. Praterstraße 42.
„ Lorenz Franz, Ritter von Riesenstett, Privat, in Wr.-Neustadt.
„ Lorenz M., bürgl. Handelsmann in Wien, I. Bauernmarkt 18.
„ Madéle Anton, Stadtbaumeister in Wien, I. Ballhausplatz 6.
„ Manz Hermann, k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhändler in Wien, I. Barbaragasse 2.
„ Manzeneder Thomas, regul. Chorherr in Reichersberg am Inn, Oberösterreich.
Frl. Marherr Elise, Privat, I. Hoher Markt (Lazzenhof) 2.
Herr Don Markus Hieronymus, Procurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael in Wien, I. Habsburgergasse 12.
„ Marschalek Bernhard M., Cooperator in Gutenstein, V. U. W. W.
„ Maschek Karl, k. k. Rechnungsrath in Wien, I. Johannesgasse 15.

Herr Maschke Karl Ludwig, Dr., Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, I. Grashofgasse 3 (Heiligenkreuzerhof).
„ Mattis Joseph, Dr., Advocat in Rudolphsheim, Prinz Karlgasse 8.
„ Maurer Joseph, Pfarrer in Markthof bei Marchegg.
„ Mauthner A. J., Ritter von Markhof, Braumeister zu St. Marx in Wien.
„ Mauthner Wilhelm, Ritter von Mauthstein, Dr., Privat in Wien, I. Seilerstätte 13.
„ Mayer Wenzel, von Festenwald, k. k. Oberlieutenant a. D. und Rentier in Wien.
„ Mayer Ludwig jun., Buchhändler in Wien, I. Singerstraße 7.
„ Mayerhofer Stephan, Hausbesitzer in Wien, II. Praterstraße 39.
„ Mayersberg Heinrich, Doctor der Medicin und Chirurgie in Wien, IV. Mayerhofgasse 8.
„ Mayr Franz, Freiherr von Melnhof, Eisenwerksbesitzer in Leoben, Steiermark.
„ Mayr Georg, Stadtpfarrer in Gmunden.
„ Mayr Karl, Cassendirector in Wien, I. Jordangasse 7 a.
„ Mayrhofer Xaver, von Grünbühel, k. k. Regierungs-Concipist in Klagenfurt, Augustenhof.
„ Mayrhofer Michael, Director in Auersthal, Post Raggendorf.
„ Meidler Patriz, k. k. Gymnasial-Professor in Wien, IX. Pelikangasse 4.
„ Meisl Johann, Realitätenbesitzer in Wien, II. Weintraubengasse 19.
„ Meister Jacob, k. k. Professor am akadem. Gymnasium in Wien, Weinhaus.
„ Meixner Joseph, stud. techn. in Wien, II. Große Pfarrgasse 30.
„ Mettler Michael, Director der Knabenhauptschule und Verwalter der Korbflechtschule zu Jaroslau in Galizien.
„ Menda Johann, k. k. Professor in Wien, I. Kärntnerstraße 10.
„ Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchlaucht, k. k. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Kämmerer ꝛc. in Wien, III. Rennweg 23.
„ Metzker Franz Xaver, Curat-Beneficiat bei St. Peter in Wien, I. Petersplatz 9.
„ Migotti Joseph, k. k. Hoflieferant in Wien, I. Kärntnerstraße 9.

Militär-Truppen-Spital zu Lancut in Galizien.

Herr Milz Joseph, Provincial in Wien, I. Universitätsplatz.
„ Mink Joseph, städt. Steueramts-Commissär in Wien, II. Wallensteinstraße 9.

Herr Mischke Raimund, Oberlehrer in Wien, II. Schüttengasse 78.
Frau Mittersackschmöller Karoline, Schulleiterin der ehrw. Schulschwester in Wien, II. Unt. Augartenstraße 39.
Herr Molitor Rudolph, Apotheker und Hausbesitzer in Wien, X. Himbergerstraße 10.
„ Moser Hermann, Göttweiger-Stiftshofmeister in Wien, I. Spiegelgasse 9.
„ Mühler Johann, Consistorialrath und Pfarrer in Gföhl, V. O. M. B.
„ Müller Gustav, Dr., Director des f. e. Alumnates in Wien, I. Stephansplatz 3.
„ Müller Joseph, Oberlehrer in Mühlbach bei Eger.
„ Müller Moriz sen., Hauseigenthümer in Wien, VII. Neubaugasse 7.
„ Nechwathal Mathias, bürgerl. Schneidermeister in Wien, VI. Mariahilferstraße 46.
„ Neumann Alois, Professor am Mariahilfer Real-Gymnasium in Wien, VI. Mariahilferstraße 73.
„ Novotny Eduard, Pfarrer in Mauer, Post Loosdorf a. d. Westbahn.
„ Oberleitner Franz, Pfarrer in Ort am Traunsee bei Gmunden, Oberösterreich.
„ Obermayer August, k. k. Hofrath und Verkehrsdirector der k. k. österr. Staatsbahnen in Fünfhaus, Schönbrunnerstraße 15.
„ Obernhumer Macarius, Capuziner-Ordenspriester in Gmunden, Oberösterreich.
„ Oelz Joseph Anton, Dr. med., Reichsrathsabgeordneter in Wien, I. Reichsrathsstraße 3.
Frau Offner Julie, Hausbesitzerin, Bürgerin in Wien, I. Kumpfgasse 9.
Herr Okatsch Bertrand, Pfarrer in Lang-Enzersdorf, a. d. Nordwestbahn, V. U. M. B.
„ Olbricht Franz, Stadtbaumeister in Wien, IX. Porzellangasse 60.
„ Ott Joseph, Pfarrmeßner bei St. Leopold in Wien, II. Große Pfarrgasse.
„ Otto Karl, Ritter von, k. k. Professor in Wien, VIII. Schlößlgasse 4.
„ Pachler Faust, Dr., Custos der k. k. Hofbibliothek in Wien, I. Wallfischgasse 14.
„ Palisa Johann, Dr., k. k. Adjunkt an der Universitäts-Sternwarte in Währing (k. k. Universitäts-Sternwarte).
„ Pamperl Ludwig, Registratursbeamter des Wiener Magistrates in Wien, III. Gärtnergasse 29.
„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer und Curat an der Pfarre bei St. Peter, f. e. geistlicher Rath in Wien, I. Petersplatz 9.

Herr Pascher Joseph, Cooperator, Präses des kath. Gesellenverein in Fünfhaus, Tellgasse 8.
„ Peitl Bernhard, Chorherr des Stiftes in Klosterneuburg.
„ Pfeifer Egydius, Novizenmeister im Stifte Schotten in Wien I. Freiung 6.
„ Pichler Alphons, k. k. Rechnungs-Revident im Handels-Ministerium in Wien, III. Hauptstraße 3.
„ Pittner Adolph, k. k. Hofrath in Wien, II. Mayergasse 3.
„ Podhagsky Johann, von, Civil-Ingenieur in Wien, III. Ungargasse 9.
„ Polak Bernhard, Cooperator in Unter-Langendorf bei Mährisch-Neustadt, Mähren.
„ Polaschek Anton, k. k. Gymnasialprofessor in Brünn.
„ Pollak Augustin, Stiftshofmeister des Stiftes Schotten in Wien, Pfarrhof Schottenfeld.
„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant in Wien, VII. Mariahilferstraße 110.
„ Pollak Leander, Capitular und Stiftshofmeister von Melk, in Wien, I. Schottengasse 3.
„ Ponset Raimund, Caplan in Wullersdorf.
„ Popp Berthold, Cooperator, Capuciner-Ordenspriester in Linz.
„ Porzer Joseph, Dr., Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, I. Schottenbastei 1.

Prediger-Ordens-Convent zum heiligen Kreuz in Znaim, Mähren.

Herr Prellog Adolph, bürgerl. Handelsmann, k. k. Börsenrath, Mitglied der Escompte-Gesellschaft in Wien, I. Rothenthurmstraße 20.
„ Preysing Karl, Realitätenbesitzer und Ehrenbürger von Rudolphsheim, Schönbrunnerstraße 24.
„ Přibyl Victor, Dr., k. k. Bezirks-Commissär in Krems.
„ Przibram Gustav, Fabriksbesitzer in Hietzing, Hetzendorferstraße 18.
„ Prokesch Anton, Inspector und Materialverwalter der k. k. priv. Nordbahn in Oberdöbling, Schloßgasse 12.
„ Proschko Isidor, Dr., k. k. Regierungsrath in Wien, VI. Kopernicusgasse 12.
„ Pucher Albert, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der theolog. Hauslehranstalt im Stift zu St. Florian bei Enns.
„ Rambausek Heinrich, k. k. pens. Hauptmann in Znaim.
„ Ransonnet-Villez Karl, Freiherr von, k. k. geh. Rath, Vice-Präsident des obersten Rechnungshofes 2c. in Wien, I. Singerstraße 30.
„ Rapp Johann, Dr., Advocat, Reichsrathsabgeordneter zu Kaltern, Tyrol.
„ Ratz Tobias, Bäckermeister in Wien, IV. Favoritenstraße 38.
„ Rauch Egyd, Hausinhaber in Wien, IV. Hauptstraße 68.

Herr Rauscher Wilhelm, Rechts-Consulent der k. k. priv. Nordbahn, correspondirendes Mitglied der geolog. Reichsanstalt in Wien, II. Circusgasse 47.

Redemptoristen-Collegium Maria am Gestade in Wien, I. Salvatorgasse.

" Reichhardt Raphael, Cooperator in Gaunersdorf bei Bad Pyrawart.

" Reidinger Don Salesius, Procurator des Barnabiten-Collegiums in Mistelbach.

" Reinl Laurenzius, Novizenmeister im Ordenhause des ritterlichen Kreuzherren-Ordens in Prag, Böhmen.

" Reisenhofer Urban, Realitätenbesitzer in Wien, IV. Große Neugasse 30.

" Renner Moriz, Official im k. k. Ministerium des Innern in Wien, I. Judenplatz 4.

Frau Revertera Maria Theresia, Gräfin, in Wien, I. Weihburggasse 22.

Herr Reyer Franz, Freiherr von, k. k. Minister-Resident und Herrschaftsbesitzer zu Volosca in Istrien.

" Richter Eduard J., k. k. Sicherheitswach-Inspector in Wien, III. Messenhausergasse 5.

" Ricker Anselm, Dr., k. k. Universitätsprofessor, Prior in Wien, I. Freiung 6.

" Riedl Robert, Landesschulinspector für Mähren, in Brünn.

" Riefel Franz, Freiherr von, k. k. Sectionsrath in Wien, I. Annagasse 18.

" Riefler Alois, k. k. Directions-Adjunct im Ministerium des Innern, Präsidialbureau, in Wien, I. Tuchlauben 7.

" Riefler Franz, Dr. der Medicin in Wien, I. Tuchlauben 7.

" Riemerschmid Anton, Fabriks- und Realitätenbesitzer in Wien, IV. Weyringergasse 7.

" Riepenhausen Franz Ignaz, Redacteur der „Warnsdorfer Volkszeitung" in Warnsdorf in Nordböhmen.

" Rieux de Feyeau Raphael Du, k. k. Revisor im Wiener Gerichts-Depositenamte in Wien, VIII. Tigergasse 22.

" Rißner Michael, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn in Wien, II. Darvingasse 30.

" Rizy Karl, k. k. Bezirksrichter in Neuhofen bei Linz, Oberösterreich.

" Rosenkranz Rudolph, Pfarrer zu Pfarrkirchen, Oberösterreich.

" Rosiwal August, Hauptschullehrer in Wien, II. Untere Augartenstraße 39.

" Roth Franz, Pfarrer zu Jedenspeigen bei Dürnkrut, Niederösterreich.

" Rotter Emanuel, Conscriptionsamts-Director in Wien, II. Neues Rathhaus.

Herr Rubricius Cölestin, k. k. Regierungsrath und General-Inspector der priv. öst.-ung. Staats-Eisenbahngesellschaft in Wien, IV. Heugasse 48.
" Rungger Andreas, k. k. Professor des Hernalser Officierstöchter-Institutes und Vice-Rector des Piaristen-Collegiums in Wien, VIII. Piaristengasse 45.
" Salm-Reifferscheid Siegfried, Altgraf, Erlaucht, k. k. Kämmerer, Gutsbesitzer, Reichsrathsabgeordneter, in Wien, III. Rasumowskygasse 8.
" Savinschegg Joseph, Ritter von, k. k. Rittmeister, Truchseß, Landtagsabgeordneter ꝛc. in Wien, I. Sonnenfelsgasse 7.
" Scharff Christian, Schlachthaus-Director in Wien, VI. Millergasse 25.
" Schaumburg Alexander, Professor, Inhaber einer Schule für französische Sprache in Wien, VI. Laimgrubengasse 17.
" Scheimpflug Karl, Dr., k. k. Adjunkt der Finanzprocuratur in Prag, I. Hußgasse.
" Schiems Robert, Beamter des Lagerhauses der Stadt Wien.
" Schmalzhofer Joseph, Baumeister in Wien, IX. Waisenhausgasse 14.
" Schmiedinger Anton, Eisenbahnbeamter, in Wien, VIII. Westbahnstraße 27.
" Schmilauer Heinrich, Institutsinhaber in Wien, III. Erdbergerstraße 9.
" Schmolk Frictian, Bibliothekar des Stiftes in Herzogenburg.
" Schneider Johann, Dr., k. k. Universitäts-Professor, f.-e. g. Rath und Stadtpfarrer zu St. Augustin in Wien, I. Augustinerstraße 7.
" Schnürer Franz, Dr. der Philosophie, derzeit in der Familien-Fideicommißbibliothek und Privatbibliothek S. M. des Kaisers zugetheilt, in Wien, III. Steingasse 10.
" Schönbrunner Franz, bürgl. Gold- und Silberplätter in Wien, VII. Neubaugasse 54.
" Schönwald Joseph, k. k. Hofrath in Wien, I. Plankengasse 6.
" Schöpfleuthner Anton, f.-e. geistl. Rath, Kirchendirector bei St. Ursula in Wien, I. Johannesgasse.
" Schreiber Friedrich, Realitätenbesitzer in Wien, IX. Liechtensteinstraße 59.
" Schroff Karl, Dr., k. k. Hofrath in Grätz, Burggasse 17.
" Schrott Joseph, Dr., k. k. Bezirksrichter in Waitzenkirchen, Oberösterreich.
" Schuch Franz Xaver, Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land", in Wien, I. Postgasse 2.
" Schulz Adolph, Registrant des Wiener Magistrates in Wien, I. Neues Rathhaus.
" Schütz Ludwig, Pfarrer zu Gumpendorf in Wien, VI.

Herr Schwaiger Franz, k. k. Landesgerichts-Präsident in Wien, I. Dorotheergasse 7.
„ Schwarz Caspar, Dr. der Medicin in Wien, I. Stephansplatz 6.
„ Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr von, k. k. geh. Rath ꝛc. in Wien, IX. Wasagasse 13.
„ Schwayer Joseph, Wirthschaftsbesitzer und Bürgermeister in Poisdorf.
„ Schwind August, Ritter von, k. k. geh. Rath und Staatsrath in Wien, III. Ungargasse 3.
„ Seeback Vincenz, Dr., Universitätsprofessor in Wien, I. Renngasse 10.
„ Seidel L. W., Buchhändler in Wien, I. Graben 13.
„ Seiler Johann Caspar, Freiherr von, Dr., in Wien, I. Dorotheergasse 7.
„ Seilern Karl Max, Graf, k. k. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses in Wien, I. Riemergasse 6.
„ Simony Friedrich, k. k. Universitätsprofessor in Wien, III. Salesianergasse 13.
„ Singer Karl, Kaufmann in Wien, I. Hafnersteig 4.
„ Skene August, Ritter von, Zuckerfabriksbesitzer, in Wien, I. Schellinggasse 3.
„ Sliwa Franz, Dr. der Medicin und Chirurgie in Wien, VII. Westbahnstraße 28.
„ Spaun Ludwig, Ritter von, k. k. Ministerialrath in Wien, IV. Wohllebengasse 12.
„ Spaur Julius, Graf, Reichsrathsabgeordneter ꝛc. zu Schloß Valoer bei Cles in Tyrol.
„ Spirmann Wilhelm, Apotheker in Wien, II. Praterstraße 40.
„ Spohn Philibert, Pfarrer in Weikendorf, Post Gänserndorf.
„ Spörlin & Zimmermann, k. k. Tapeten- und Kunstpapier-Fabrikanten in Wien, VI. Gumpendorferstraße 88.
„ Sporn F. J. Kaufmann in Wien, VII. Dreilaufergasse 8.
„ Springer Alois, Fabrikant in Wien, I. Goldschmiedgasse.
„ Springer Odilo, Capitular des Stiftes Schotten in Pulkau.
Staatsgymnasium in Wien, VIII. Piaristengasse 45.
Herr Stadler Johann, Pfarr-Cooperator in Wien, III. Rennweg 91.
„ Stadtherr Leonhard, Caplan in Laudek bei Tepl in Böhmen.
„ Steinberger Laurenz, Regierungsrath in Wien, IV. Alleegasse 11.
„ Steiner Bonifacius, Pfarrer in Pulkau.
„ Steiner Ed., Freiherr von Pfungen, k. k. Ministerialrath in Wien, I. Grünangergasse 2.
„ Stern Karl, Pfarrer in Wien, VII. Schottenfeld.

Herr Sternbach Otto, Freiherr von, k. k. Major in Leitmeritz in Böhmen.
Stift Lilienfeld in Niederösterreich.
Herr Stoeckl Anton, k. k. Regierungsrath in Wien, II. Aspergasse 3.
Strafhaus-Direction zu Karthaus in Böhmen.
Herr van der Straß Karl, Ritter von Hohenstraeten, k. k. Notar in Wien, I. Wollzeile 20.
" Strauß Eduard, k. k. Hofballmusik-Director in Wien, I. Reichsrathsstraße 9.
" Strobl Johannes E., Cooperator an der Vorstadtpfarre zu Steyr, Oberösterreich.
" Strohofer Ignaz, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn, II. Untere Donaustraße 49.
Studien-Bibliothek, k. k., in Klagenfurt.
Herr Süß Norbert, Theologie-Professor des Chorherrenstiftes zu Klosterneuburg.
" Swoboda Johann, Pfarrer in St. Egyden, N.-Oe.
" Sylvester Julius, Stiftsgutsverwalter in Truman.
" Tagleicht Karl, k. k. Hof- und Maschinenschlosser in Wien, II. Czerningasse 6.
" Tandler Josef, Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath in Wien, III. Ungargasse 27.
" Tauschinsky Hippolyt, Schriftsteller in Wien, VIII. Langegasse 28.
" Temple Anton de, Frischmeister zu Klein-Mohrau in Schlesien.
" Teplarek, Joseph, Buchbinder in Pulkau.
" Thun Leo, Graf, k. k. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses &c. in Wien, I. Riemergasse 6.
Frau Tisch Anna, Privat in Wien, VI. Gumpendorferstraße 69.
Herr Tischler Adolph, k. k. Hof- und bürgerl. Anstreicher in Wien, II. Glockengasse 29.
" Tobler Friedrich, Cooperator in Währing, Hauptstraße 21.
" Tostmann Heinrich, Handschuhfabrikant in Wien, I. Graben 29.
Frl. Trautmann Therese, Privat in Steyr, Oelberggasse 8.
Herr Treislampel Emil, Oberofficial der k. k. priv. Nordbahn, in Wien, II. Große Stadtgutgasse 14 a.
" Trenk-Tonder Heinrich, Freiherr von, Privatier in Wien, I. Seilerstätte 5.
" Truxa Hanns Maria, Dr., Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn und Bürger von Wien, II. Waschhausgasse 1 a.
" Truxa Karl Maria, k. k. Statthaltereirath und Bezirkshauptmann zu Spalato in Dalmatien.

Herr Tursky Robert, Cooperator an der Pfarre Schottenfeld in Wien, VII. Bez.

„ Vaeth Jacob, emer. Gemeinderath, Hausbesitzer in Wien, IV. Preßgasse 21.

„ Vittinghoff-Schell Max, Freiherr von, k. k. Kämmerer in Wien, I. Singerstraße 12.

„ Vogelsinger Gustav E., Architect in Wien, III. Hauptstraße 97.

„ Volkmer Ottomar, k. k. Regierungsrath und Oberstlieutenant der Artillerie in Reserve, Wien, VIII. Piaristengasse 58.

Volksbibliothek in Stockerau.

Herr Vorzak Karl, Verleger chemischer Producte in Wien, I. Opernring 21.

„ Wache J., Dr., Domcapitular in Olmütz.

„ Wache Joseph, Dr. der Medicin in Mannersdorf a. d. Leitha, Post Götzendorf.

„ Wagner Eduard, Magistratsrath in Wien, VIII. Reitergasse 16.

„ Wahlberg Wilhelm Em., Dr., k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien, I. Weihburggasse 32.

„ Walli Johann, Leinwandhändler in Pulkau 4.

„ Watzger Karl, Cooperator bei St. Othmar in Wien, III. Unter-Weißgärbern.

„ Weißfisch Ignaz, Handelsmann in Wien, III. Seidelgasse 5.

„ Weitmann V. E., Guts- und Realitätenbesitzer, in Schloß Gutenbrunn in Baden bei Wien.

„ Wetzelsteiner Franz Xaver, reg. Chorherr, stiftl. Güter-Inspector, Pfarrer in Suur, Post Moor, Ungarn.

„ Wetzer Leander, Oberst des Generalstabes und Vorstand der Abtheilung für Kriegsgeschichte in Wien, III. Richardgasse 5.

„ Widmann Albert, Freiherr von, k. k. geh. Rath, Kämmerer, Gutsbesitzer, Landeshauptmann von Mähren, in Brünn, Renngasse 17.

„ Wiedenfeld Eduard, Ritter von, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, I. Hohenstaufengasse 7.

„ Wierzbicki Johann, k. k. Senats-Präsident am obersten Gerichtshofe in Wien, VIII. Tulpengasse 6.

„ Windbüchler Franz, Cooperator in Harmannsdorf, Post Korneuburg.

„ Windisch-Grätz Alfred, Fürst, Durchlaucht, Dr. der Rechte, erbl. Mitglied des Herrenhauses &c. &c. in Wien, I. Renngasse 12.

„ Windisch-Grätz Ernst, Prinz, Durchlaucht, k. k. Oberst a. D. &c. in Wien, III. Strohgasse 11 a.

Frau Windisch-Grätz Valerie, Prinzessin, Durchlaucht, Feldmarschall-Lieutenants-Gattin in Krakau.

Herr Wittmann Franz, k. k. pens. Rechnungsrath in Wien, II. Taborstraße 48.

„ Wolfsegger, Leopold, Pfarrer in Alberndorf bei Linz.

„ Womatzka Othmar, Pfarrer in Klein-Engersdorf.

„ Worell Stephan, Chefredacteur des „Neuigkeitsblatt" in Wien, VI. Gumpendorferstraße 40.

„ Wrba Ferdinand, Pfarrer in Körbitz, Post Deutsch-Kralup, Böhmen.

„ Wurm Franz Joseph, k. k. Ministerial-Secretär in Währing, Gürtelstraße 79.

Frau Wurmbrand-Stuppach Wilma, Gräfin, Stiftsdame in Laibach, Šiška-Vorstadt.

Herr Wysocki Faustin, Ritter von, Oberingenieur der k. k. priv. Kaiser Ferdinand Nordbahn in Wien, II. Franzensbrückenstraße 22.

„ Zana Joseph de, Dr. der Rechte, Realitätenbesitzer in Wien, VIII. Albertplatz 5.

„ Zanetti Don Bernard, Curat und Prediger bei St. Michael in Wien, I. Habsburgergasse 12.

„ Zinser Alois, Pfarrcooperator zu St. Leopold in Wien, II. Große Pfarrgasse 15.

„ Zipfel Rudolph, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinand-Nordbahn, II. Vereinsgasse 37.

„ Zsolnay Ferdinand, Lederhändler und Hausbesitzer in Wien, II. Negerlegasse 5.

„ Zubrung Don Gregor, Probst und Pfarrer in Mariahilf, f.-e. geistl. Rath in Mariahilf.

„ Zych Rudolph, stud. jur. in Wien, II. Halmgasse 1.

Inhalt.

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien.

Druck von Rudolf Brzezowsky's & Söhne in Wien.